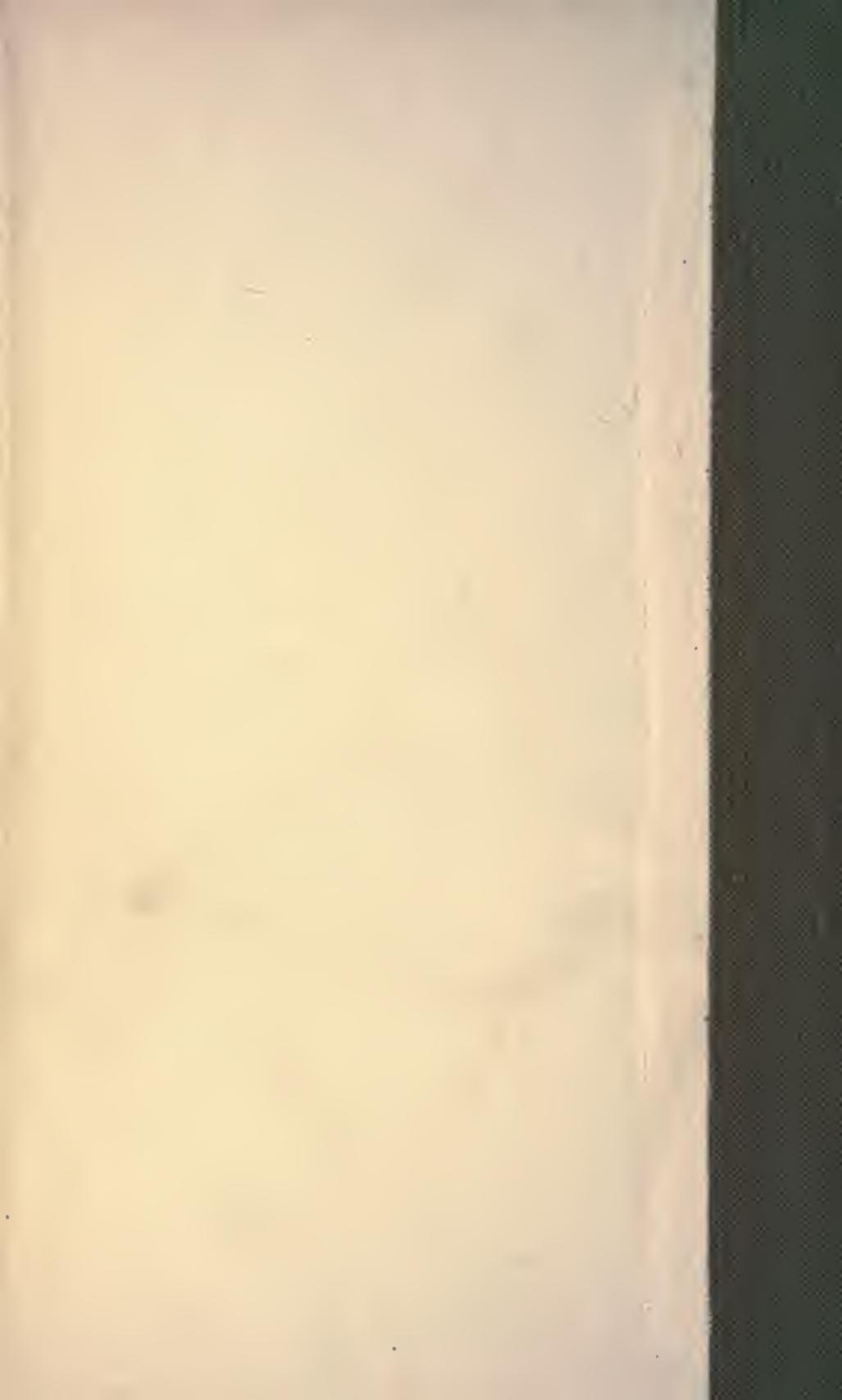
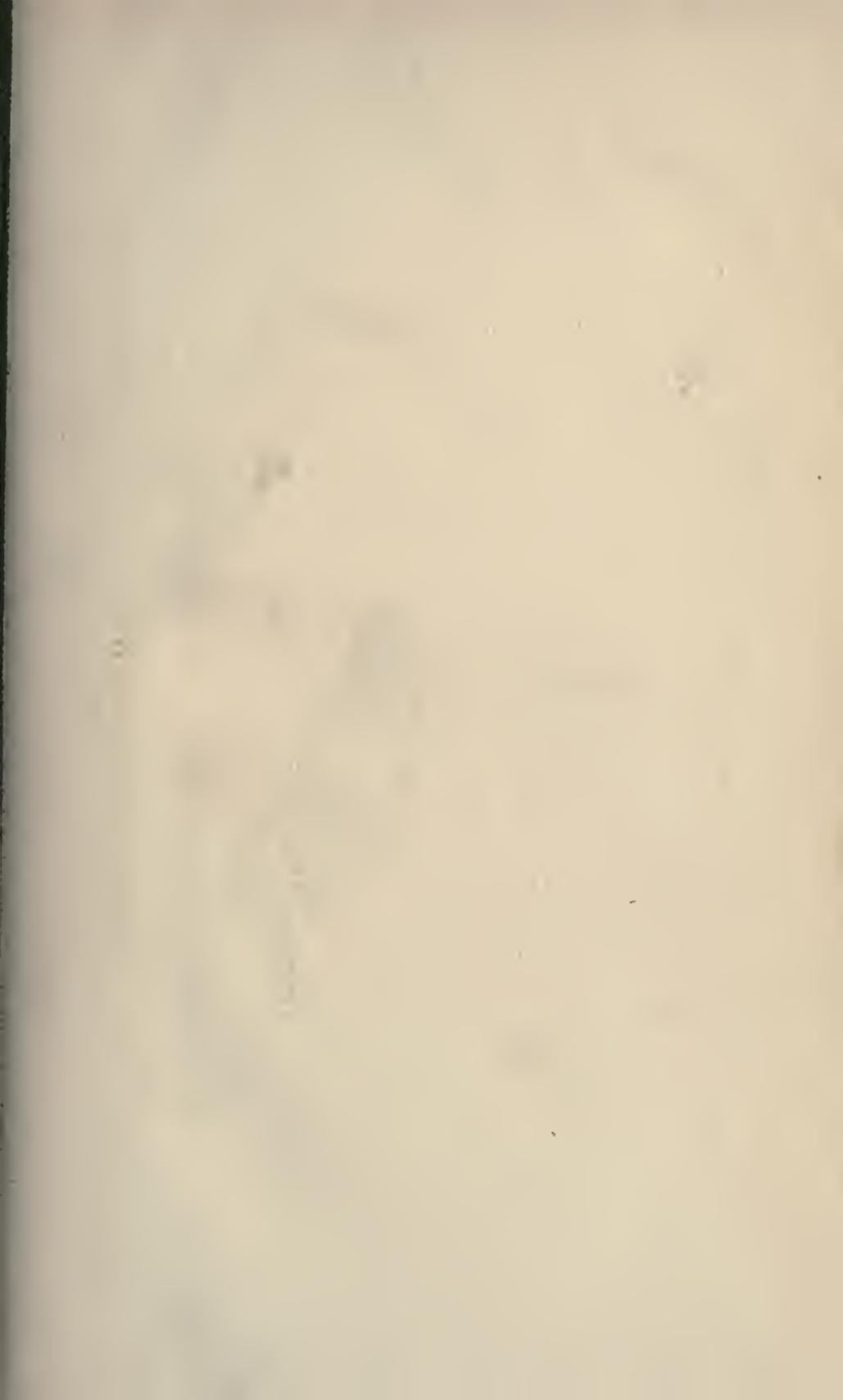


UNIV. OF
TORONTO
LIBRARY





Goethes

Sämtliche Werke

Jubiläums-Ausgabe in 40 Bänden

In Verbindung mit Konrad Burdach, Wilhelm Creizenach,
Alfred Dove, Ludwig Geiger, Max Herrmann, Otto Heuer,
Albert Köster, Richard M. Meyer, Max Morris, Franz
Muncker, Wolfgang von Dettingen, Otto Pniower, August
Sauer, Erich Schmidt, Hermann Schreyer und Oskar Walzel
herausgegeben von Eduard von der Hellen



Stuttgart und Berlin
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

LG
G599Hel

Goethes Sämtliche Werke

Jubiläums-Ausgabe

Vierunddreißigster Band

Schriften zur Kunst

Mit Einleitung und Anmerkungen von Wolfgang von Dettingen

Zweiter Teil



118217
13/9/11

Stuttgart und Berlin

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

LIBRARY
OF THE
MUSEUM OF
COMPARATIVE ZOOLOGY
AND ANATOMY
HARVARD UNIVERSITY
CAMBRIDGE, MASS.

Schriften zur Kunst

Zweiter Teil

W i n d e l m a n n

(1805)

Vorrede.

Die in Weimar verbündeten und mehrere Jahre zusammen lebenden Kunstfreunde dürfen ihres Verhältnisses zu dem größeren Publikum wohl erwähnen, indem sie, worauf doch zuletzt alles ankommt, sich immer in
5 gleichem Sinn und nach gleichen wohlerprobten Grundsätzen geäußert. Nicht daß sie, auf gewisse Vorstellungsarten beschränkt, hartnäckig einerlei Standpunkt behauptet hätten, gestehen sie vielmehr gern, durch mannigfaltige Mitteilung gelernt zu haben; wie sie denn auch gegenwärtig mit Vergnügen gewahr werden, daß ihre Bildung
10 sich an die in Deutschland immer allgemeiner werdende höhere Bildung mehr und mehr anschließt.

Sie erinnern mit einem heitern Bewußtsein an die Propyläen, an die nunmehr schon sechs Ausstellungen
15 kommentierenden Programme, an manche Äußerungen in der Jenaischen Literaturzeitung, an die Bearbeitung der Cellinischen Lebensbeschreibung.

Wenn diese Schriften nicht zusammen gedruckt und gebunden sind, wenn sie nicht Teile eines einzigen Werkes
20 ausmachen, so sind sie doch aus eben demselben Geiste hervorgegangen. Sie haben auf das Ganze gewirkt, wie uns zwar langsam, aber doch erfreulich genug nach und nach bekannt geworden, so daß wir eines mannigfaltig

erfahrenen Undanks, eines lauten und schweigenden Gegenwirkens wohl kaum gedenken sollten.

Unmittelbar schließt sich vorliegendes Werk an die übrigen Arbeiten an, und wir erwähnen von seinem Inhalt hier nur das Notwendigste. 5

Entwurf einer Geschichte der Kunst des achtzehnten Jahrhunderts.

Für den Künstler wie für den Menschen ist eine geschichtliche Ansicht verwandter Zustände zu schnellerer Bildung höchst vorteilhaft. Jeder einzelne Mensch, besonders der tüchtige, kommt sich früher viel zu bedeutend vor, und so nimmt er auch im Vertrauen auf selbständige Kraft viel zu geschwind für diese oder jene Maxime Partei, handelt und arbeitet auf dem eingeschlagenen Wege mit Vehaftigkeit vor sich hin, und wenn er zuletzt seine Einseitigkeit, seinen Irrtum einsehen lernt, so wechselt er eben so heftig, ergreift eine andre vielleicht eben so fehlerhafte Richtung und hält sich an einen eben so mangelhaften Grundsatz. Nur erst spät wird er seine Geschichte gewahr und lernt einsehen, wie viel weiter ihn eine stetige Bildung nach einem geprüften Leitfaden hätte führen können. 10
15
20

Wenn der Kenner seine Einsicht bloß der Geschichte verdankt, wenn sie den Körper zu den Ideen hergibt, aus welchen die Kunst entspringt, so ist auch die Geschichte der Kunst für den jungen Künstler von der größten Bedeutung, nur müßte er nicht in ihr etwa nur trübe, 25
leidenschaftlich zu erjagende Vorbilder, sondern sich selbst auf seinem Standpunkt, in seiner Beschränkung gleichnißweise gewahr werden. Aber leider ist selbst das kaum Vergangene für den Menschen selten belehrend, ohne daß man ihn deshalb anklagen kann. Denn indem wir die Irrtümer unsrer Vorfahren einsehen lernen, so hat die 30

Zeit schon wieder neue Irrtümer erzeugt, die uns unbemerkt umstricken und wovon die Darstellung dem künftigen Geschichtschreiber, ebenfalls ohne Vortheil für seine Generation, überlassen bleibt.

5 Doch wer mag solchen trübsinnigen Betrachtungen nachhängen und nicht lieber sich bestreben, die Klarheit der Ansichten in seinem Fache nach Möglichkeit zu verbreiten. Dies machte sich der Verfasser jenes Entwurfs zur Pflicht, dessen Schwierigkeit die Kenner einsehen,
 10 dessen Mängel sie bemerken, dessen Unvollständigkeit sie nachhelfen und dadurch die Möglichkeit vorbereiten mögen, daß aus diesem Entwurf künftig ein Werk entstehen könne.

Winkelmanns Briefe an Berendis.

Briefe gehören unter die wichtigsten Denkmäler, die der einzelne Mensch hinterlassen kann. Lebhaftere Personen
 15 stellen sich schon bei ihren Selbstgesprächen manchmal einen abwesenden Freund als gegenwärtig vor, dem sie ihre innersten Gefinnungen mittheilen; und so ist auch der Brief eine Art von Selbstgespräch. Denn oft wird ein
 20 Freund, an den man schreibt, mehr der Anlaß als der Gegenstand des Briefes. Was uns freut oder schmerzt, drückt oder beschäftigt, löst sich von dem Herzen los, und als dauernde Spuren eines Daseins, eines Zustandes
 sind solche Blätter für die Nachwelt immer wichtiger, je mehr dem Schreibenden nur der Augenblick vorschwebte,
 25 je weniger ihm eine Folgezeit in den Sinn kam. Die Winkelmannischen Briefe haben manchmal diesen wünschenswerten Charakter.

Wenn dieser treffliche Mann, der sich in der Einsamkeit gebildet hatte, in Gesellschaft zurückhaltend, im
 30 Leben und Handeln ernst und bedächtig war, so fühlte er vor dem Briefblatt seine ganze natürliche Freiheit und stellte sich öfter ohne Bedenken dar, wie er sich fühlte.

Man sieht ihn besorgt, beängstet, verworren, zweifelnd und zaudernd, bald aber heiter, aufgeweckt, zutraulich, kühn, verwegen, losgebunden bis zum Cynismus, durchaus aber als einen Mann von gehaltne[m] Charakter, der auf sich selbst vertraut, der, obgleich die äußern Umstände seiner Einbildungskraft so mancherlei Wählbares vorlegen, doch meistens den besten Weg ergreift, bis auf den letzten ungeduldigen, unglücklichen Schritt, der ihm das Leben kostete.

Seine Briefe haben, bei den allgemeinen Grundzügen von Rechtlichkeit und Derbheit, je nachdem sie an verschiedene Personen gerichtet sind, einen verschiedenen Charakter, welches immer der Fall ist, wenn ein geistreicher Briefsteller sich diejenigen vergegenwärtigt, zu denen er in die Entfernung spricht, und also eben so wenig als in der Nähe das Gehörige und Passende vernachlässigen kann.

So sind, um nur einiger größeren Sammlungen Windelmannischer Briefe zu gedenken, die an Stosch geschriebenen für uns herrliche Dokumente eines redlichen Zusammenwirkens mit einem Freund zum bestimmten Zwecke, Zeugnisse von großer Beharrlichkeit in einem schweren, ohne genugsame Vorbereitung leichtsinnig unternommenen, mit Mut glücklich durchgeführten Geschäft, durchwebt mit den lebhaftesten literarischen, politischen, Sozietäts-Neuigkeiten, ein köstliches Lebensbild, noch interessanter, wenn sie ganz und unverstümmelt hätten gedruckt werden können. Schön ist auch die Freimütigkeit selbst in leidenschaftlich mißbilligenden Äußerungen gegen einen Freund, dem der Briefsteller durchaus so viel Achtung als Liebe, so viel Dank als Neigung zu bezeigen nicht müde wird.

Das Gefühl von eigener Superiorität und Würde, verbunden mit echter Hochschätzung anderer, der Ausdruck

von Freundschaft, Freundlichkeit, Mutwille und Rederei, wodurch sich die Briefe an die Schweizer charakterisieren, machen diese Sammlung äußerst interessant und liebenswert, wobei sie zugleich genugsam unterrichtend ist, obgleich Winkelmanns Briefe im ganzen nicht unterrichtend genannt werden können.

Die ersten Briefe an den Grafen Büchau in der schätzbaren Dapzdorfschen Sammlung zeugen von einem niedergedrückten, in sich selbst befangenen Gemüte, das an einem so hohen Gönner kaum hinaufzublicken wagt. Jenes merkwürdige Schreiben, worin Winkelmann seine Religionsänderung ankündigt, ist ein wahrer Galimathias, ein unglücklicher verworrener Aufsatz.

Aber um jene Epoche begreiflich, selbst unmittelbar anschaulich zu machen, dient nunmehr die erste Hälfte unsrer Briefsammlung. Sie sind zum Teil aus Rößnitz, zum Teil aus Dresden an einen innig vertrauten Freund und Kameraden gerichtet. Der Briefsteller zeigt sich mit seinen dringenden, unüberwindlichen Wünschen, in dem peinlichsten Zustande, auf dem Wege zu einem entfernten, neuen, mit Überzeugung gesuchten Glück.

Die andre Hälfte ist aus Italien geschrieben. Sie behalten ihren herben losgebundenen Charakter, doch schwebt über ihnen die Heiterkeit jenes Himmels, und ein lebhaftes Entzücken an dem erreichten Ziele beseelt sie. Ueberdies geben sie, verglichen mit andern schon bekannten gleichzeitigen, eine vollständigere Anschauung seiner ganzen Lage.

Die Wichtigkeit dieser Sammlung, vielleicht mehr für Menschenkenntnis als für Literatur, zu fühlen und zu beurteilen, überlassen wir empfänglichen Gemüthern und einsichtigen Geistern und fügen einiges über den Mann, an den sie geschrieben sind, wie es uns mitgeteilt worden, hinzu.

Hieronymus Dieterich Berendis, geboren zu Seehausen in der Altmark im Jahre 1720, studierte zu Halle die Rechte und war, nach seiner akademischen Zeit, einige Jahre Auditeur bei dem königlich preussischen Regiment Husaren, die der Farbe nach gewöhnlich die schwarzen, aber nach ihrem damaligen Chef eigentlich von Ruesch genannt wurden. Er setzte, sobald er jenes rohe Leben verlassen hatte, seine Studien einige Zeitlang in Berlin fort. Bei einem Aufenthalte zu Seehausen fand er Winkelmannen, mit dem er sich freundschaftlich verband und später durch dessen Empfehlung bei dem jüngsten Grafen Büchau als Hofmeister angestellt wurde. Er führte denselben nach Braunschweig, wo sie das Carolinum benutzten. Da der Graf nachher in französische Dienste trat, brachte dessen Vater, damals weimarischer Minister, unsern Berendis in gedachte fürstliche Dienste, wo er zuerst als Kriegsrat, nachher als Kammerat und als Schatullier bei der Herzogin Frau Mutter stand. Er starb 1783 am 26. Oktober zu Weimar.

Schilderung Winkelmanns.

Wenn man dem würdigsten Staatsbürger gewöhnlich nur einmal zu Grabe läutet, er mag sich übrigens noch so sehr um Land und Stadt, im großen oder kleinen, verdient gemacht haben, so finden sich dagegen gewisse Personen, die durch Stiftungen sich dergestalt empfehlen, daß ihnen Jahresfeste gefeiert werden, an denen der immerwährende Genuß ihrer Milde gepriesen wird.

In diesem Sinne haben wir alle Ursache, das Andenken solcher Männer, deren Geist uns unerschöpfliche Stiftungen bereitet, auch von Zeit zu Zeit wieder zu feiern und ihnen ein wohlgemeintes Opfer darzubringen.

Von dieser Seite betrachte man das Wenige, was gleichdenkende Freunde als Zeugnis ihrer Gefinnungen,

nicht als Darstellung seiner Verdienste an dem Feste darbringen, welches bei Gelegenheit der gefundenen und hier aufgestellten Briefe von allen schönen Seelen und allen Geistern höherer Bildung gewiß gefeiert wird.

Vorwort.

6 Die nachstehenden Aufsätze, von drei Freunden verfaßt, welche sich in ihrer Gesinnung über die Kunst im allgemeinen sowohl als über die Verdienste Windelmanns glücklich begegnen, sollten einem Aufsatz über diesen merkwürdigen Mann zum Grunde liegen und zum Stoff einer
10 Arbeit dienen, die zugleich das Verdienst der Mannigfaltigkeit und der Einheit hätte.

Wie aber im Leben gar mancher Unternehmung vielerlei Hindernisse im Wege stehen, welche kaum erlauben, den möglichen Stoff zu sammeln, geschweige demselben die gewünschte Form zu geben, so erscheint auch
15 hier nur die Hälfte des entworfenen Ganzen.

Weil jedoch in gegenwärtigem Falle die Hälfte vielleicht mehr als das Ganze geschätzt werden dürfte, indem der Leser durch Betrachtung dreier individueller Ansichten
20 desselben Gegenstandes mehr gereizt und zu eigener Herstellung dieses bedeutenden Lebens und Charakters aufgefordert wird, welche mit Beihilfe der älteren und neueren Hilfsmittel bequem gelingen möchte, so glauben wir Dank zu verdienen, wenn wir, anstatt auf spätere
25 Gelegenheit zu hoffen und eine künftige Ausführung zu versprechen, nach Windelmanns eigener frischen Weise, eben das, was gerade bereit ist, wenn es auch nicht fertig wäre, freundlich hingeben, damit es nach seiner Art in dem großen Umkreis des Lebens und der Bildung
30 zeitig mitwirke.

Einleitung.

Das Andenken merkwürdiger Menschen, so wie die Gegenwart bedeutender Kunstwerke, regt von Zeit zu Zeit den Geist der Betrachtung auf. Beide stehen da als Vermächtnisse für jede Generation, in Taten und Nachruhm jene, diese wirklich erhalten als unaussprechliche Wesen. 5 Jeder Einsichtige weiß recht gut, daß nur das Anschauen ihres besonderen Ganzen einen wahren Wert hätte; und doch versucht man immer aufs neue, durch Reflexion und Wort ihnen etwas abzugewinnen.

Hiezu werden wir besonders aufgereizt, wenn etwas 10 Neues entdeckt und bekannt wird, das auf solche Gegenstände Bezug hat; und so wird man unsre erneuerte Betrachtung über Windelmann, seinen Charakter und sein Geleistetes in dem Augenblicke schicklich finden, da die eben jetzt herausgegebenen Briefe über seine Denkweise 15 und Zustände ein lebhafteres Licht verbreiten.

Eintritt.

Wenn die Natur gewöhnlichen Menschen die köstliche Mitgift nicht versagt, ich meine jenen lebhaften Trieb, von Kindheit an die äußere Welt mit Lust zu ergreifen, sie kennen zu lernen, sich mit ihr in Verhältnis zu setzen, 20 mit ihr verbunden ein Ganzes zu bilden, so haben vorzügliche Geister öfters die Eigenheit, eine Art von Scheu vor dem wirklichen Leben zu empfinden, sich in sich selbst zurückzuziehen, in sich selbst eine eigene Welt zu erschaffen und auf diese Weise das Vortrefflichste nach innen be- 25 züglich zu leisten.

Findet sich hingegen in besonders begabten Menschen jenes gemeinsame Bedürfnis, eifrig, zu allem, was die Natur in sie gelegt hat, auch in der äußeren Welt die antwortenden Gegenbilder zu suchen und dadurch das 30 Innere völlig zum Ganzen und Gewissen zu steigern, so

kann man versichert sein, daß auch so ein für Welt und Nachwelt höchst erfreuliches Dasein sich ausbilden werde.

Unser Winkelmann war von dieser Art. In ihn hatte die Natur gelegt, was den Mann macht und ziert. Dagegen verwendete er sein ganzes Leben, ein ihm Gemäßes, Treffliches und Würdiges im Menschen und in der Kunst, die sich vorzüglich mit dem Menschen beschäftigt, aufzusuchen.

Eine niedrige Kindheit, unzulänglicher Unterricht in der Jugend, zerrissene, zerstreute Studien im Jünglingsalter, der Druck eines Schulamtes, und was in einer solchen Laufbahn Angstliches und Beschwerliches erfahren wird, hatte er mit vielen andern geduldet. Er war dreißig Jahr alt geworden, ohne irgend eine Gunst des Schicksals genossen zu haben; aber in ihm selbst lagen die Keime eines wünschenswerten und möglichen Glücks.

Wir finden schon in diesen seinen traurigen Zeiten die Spur jener Forderung, sich von den Zuständen der Welt mit eigenen Augen zu überzeugen, zwar dunkel und verworren, doch entschieden genug ausgesprochen. Einige nicht genugsam überlegte Versuche, fremde Länder zu sehen, mißglückten ihm. Er träumte sich eine Reise nach Aegypten; er begab sich auf den Weg nach Frankreich: unvorhergesehene Hindernisse wiesen ihn zurück. Besser geleitet von seinem Genius, ergriff er endlich die Idee, sich nach Rom durchzudrängen. Er fühlte, wie sehr ihm ein solcher Aufenthalt gemäß sei. Dies war kein Einfall, kein Gedanke mehr, es war ein entschiedener Plan, dem er mit Klugheit und Festigkeit entgegenging.

Antikes.

Der Mensch vermag gar manches durch zweckmäßigen Gebrauch einzelner Kräfte, er vermag das Außerordentliche durch Verbindung mehrerer Fähigkeiten; aber das

Einzig, ganz Unerwartete leistet er nur, wenn sich die sämtlichen Eigenschaften gleichmäßig in ihm vereinigen. Das letzte war das glückliche Loos der Alten, besonders der Griechen in ihrer besten Zeit; auf die beiden ersten sind wir Neuern vom Schicksal angewiesen.

Wenn die gesunde Natur des Menschen als ein Ganzes wirkt, wenn er sich in der Welt als in einem großen, schönen, würdigen und wertigen Ganzen fühlt, wenn das harmonische Behagen ihm ein reines, freies Entzücken gewährt — dann würde das Weltall, wenn es sich selbst empfinden könnte, als an sein Ziel gelangt aufjauchzen und den Gipfel des eigenen Werdens und Wesens bewundern. Denn wozu dient alle der Aufwand von Sonnen und Planeten und Monden, von Sternen und Milchstraßen, von Kometen und Nebelflecken, von gewordenen und werdenden Welten, wenn sich nicht zuletzt ein glücklicher Mensch unbewußt seines Daseins erfreut?

Wirft sich der Neuere, wie es uns eben jetzt ergangen, fast bei jeder Betrachtung ins Unendliche, um zuletzt, wenn es ihm glückt, auf einen beschränkten Punkt wieder zurückzukehren, so fühlten die Alten ohne weitem Umweg sogleich ihre einzige Behaglichkeit innerhalb der lieblichen Grenzen der schönen Welt. Hieher waren sie gesetzt, hiezu berufen, hier fand ihre Tätigkeit Raum, ihre Leidenschaft Gegenstand und Nahrung.

Warum sind ihre Dichter und Geschichtschreiber die Bewunderung des Einsichtigen, die Verzweiflung des Racheifernden, als weil jene handelnden Personen, die aufgeführt werden, an ihrem eigenen Selbst, an dem engen Kreise ihres Vaterlandes, an der bezeichneten Bahn des eigenen sowohl als des mitbürgerlichen Lebens einen so tiefen Anteil nahmen, mit allem Sinn, aller Neigung, aller Kraft auf die Gegenwart wirkten; daher es einem

gleichgesinnten Darsteller nicht schwer fallen konnte, eine solche Gegenwart zu verewigen.

Das, was geschah, hatte für sie den einzigen Wert, so wie für uns nur dasjenige, was gedacht oder empfunden worden, einigen Wert zu gewinnen scheint.

Nach einerlei Weise lebte der Dichter in seiner Einbildungskraft, der Geschichtschreiber in der politischen, der Forscher in der natürlichen Welt. Alle hielten sich am Nächsten, Wahren, Wirklichen fest, und selbst ihre Phantastiebilder haben Knochen und Mark. Der Mensch und das Menschliche wurden am wertesten geachtet, und alle seine innern, seine äußern Verhältnisse zur Welt mit so großem Sinne dargestellt als angeschaut. Noch fand sich das Gefühl, die Betrachtung nicht zerstückelt, noch war jene kaum heilbare Trennung in der gesunden Menschenkraft nicht vorgegangen.

Aber nicht allein das Glück zu genießen, sondern auch das Unglück zu ertragen, waren jene Naturen höchlich geschickt: denn wie die gesunde Faser dem Übel widerstrebt und bei jedem krankhaften Anfall sich eilig wiederherstellt, so vermag der jenen eigene gesunde Sinn sich gegen innern und äußern Unfall geschwind und leicht wiederherzustellen. Eine solche antike Natur war, insofern man es nur von einem unsrer Zeitgenossen behaupten kann, in Windelmann wieder erschienen, die gleich anfangs ihr ungeheures Probestück ablegte, daß sie durch dreißig Jahre Niedrigkeit, Unbehagen und Kummer nicht gebändigt, nicht aus dem Wege gerückt, nicht abgestumpft werden konnte. Sobald er nur zu einer ihm gemäßen Freiheit gelangte, erscheint er ganz und abgeschlossen, völlig im antiken Sinne; angewiesen auf Tätigkeit, Genuß und Entbehrung, Freude und Leid, Besitz und Verlust, Erhebung und Erniedrigung, und in solchem seltsamen Wechsel immer mit dem schönen Boden zu-

frieden, auf dem uns ein so veränderliches Schicksal heimsucht.

Hatte er nun im Leben einen wirklich altertümlichen Geist, so blieb ihm derselbe auch in seinen Studien getreu. Doch wenn bei Behandlung der Wissenschaften 5 im großen und breiten die Alten sich schon in einer gewissen peinlichen Lage befanden, indem zu Erfassung der mannigfaltigen außermenschlichen Gegenstände eine Zertheilung der Kräfte und Fähigkeiten, eine Zerstückelung der Einheit fast unerlässlich ist, so hat ein Neuerer im 10 ähnlichen Falle ein noch gewagteres Spiel, indem er bei der einzelnen Ausarbeitung des mannigfaltigen Wißbaren sich zu zerstreuen, in unzusammenhängenden Kenntnissen sich zu verlieren in Gefahr kömmt, ohne, wie es den Alten glückte, das Unzulängliche durch das Voll- 16 ständige seiner Persönlichkeit zu vergüten.

So vielfach Windelmann auch in dem Wißbaren und Wissenswerten herumsehnte, teils durch Lust und Liebe, teils durch Notwendigkeit geleitet, so kam er doch früher oder später immer zum Altertum, besonders zum 20 griechischen, zurück, mit dem er sich so nahe verwandt fühlte und mit dem er sich in seinen besten Tagen so glücklich vereinigen sollte.

Heidnisches.

Jene Schilderung des altertümlichen, auf diese Welt und ihre Güter angewiesenen Sinnes führt uns un- 25 mittelbar zur Betrachtung, daß dergleichen Vorzüge nur mit einem heidnischen Sinne vereinbar seien. Jenes Vertrauen auf sich selbst, jenes Wirken in der Gegenwart, die reine Verehrung der Götter als Ahnherren, die Bewunderung derselben gleichsam nur als Kunst- 30 werke, die Ergebenheit in ein übermächtiges Schicksal, die in dem hohen Werte des Nachruhms selbst wieder

auf diese Welt angewiesene Zukunft gehören so notwendig zusammen, machen solch ein unzertrennliches Ganze, bilden sich zu einem von der Natur selbst beabsichtigten Zustand des menschlichen Wesens, daß wir in dem höchsten Augenblicke des Genusses wie in dem tiefsten der Anopferung, ja des Untergangs eine unverwüßliche Gesundheit gewahr werden.

Dieser heidnische Sinn leuchtet aus Winkelmanns Handlungen und Schriften hervor und spricht sich besonders in seinen frühern Briefen aus, wo er sich noch im Konflikt mit neuern Religionsgesinnungen abarbeitet. Diese seine Denkweise, diese Entfernung von aller christlichen Sinnesart, ja seinen Widerwillen dagegen muß man im Auge haben, wenn man seine sogenannte Religionsveränderung beurteilen will. Diejenigen Parteien, in welche sich die christliche Religion teilt, waren ihm völlig gleichgültig, indem er, seiner Natur nach, niemals zu einer der Kirchen gehörte, welche sich ihr subordinieren.

Freundschaft.

Waren jedoch die Alten, so wie wir von ihnen rühmen, wahrhaft ganze Menschen, so mußten sie, indem sie sich selbst und die Welt behaglich empfanden, die Verbindungen menschlicher Wesen in ihrem ganzen Umfange kennen lernen; sie durften jenes Entzückens nicht ermangeln, das aus der Verbindung ähnlicher Naturen hervorspringt.

Auch hier zeigt sich ein merkwürdiger Unterschied alter und neuer Zeit. Das Verhältnis zu den Frauen, das bei uns so zart und geistig geworden, erhob sich kaum über die Grenze des gemeinsten Bedürfnisses. Das Verhältnis der Eltern zu den Kindern scheint einigermassen zarter gewesen zu sein. Statt aller Empfindungen aber galt ihnen die Freundschaft unter Personen männlichen

Geschlechtes, obgleich auch Chloris und Thyia noch im Hades als Freundinnen unzertrennlich sind.

Die leidenschaftliche Erfüllung liebevoller Pflichten, die Wonne der Unzertrennlichkeit, die Hingebung eines für den andern, die ausgesprochene Bestimmung für das ganze Leben, die notwendige Begleitung in den Tod setzen uns bei Verbindung zweier Jünglinge in Erstaunen, ja man fühlt sich beschämt, wenn uns Dichter, Geschichtschreiber, Philosophen, Redner mit Fabeln, Ereignissen, Gefühlen, Gesinnungen solchen Inhaltes und Gehaltes überhäufen.

Zu einer Freundschaft dieser Art fühlte Winkelmann sich geboren, derselben nicht allein sich fähig, sondern auch im höchsten Grade bedürftig; er empfand sein eigenes Selbst nur unter der Form der Freundschaft, er erkannte sich nur unter dem Bilde des durch einen Dritten zu vollendenden Ganzen. Frühe schon legte er dieser Idee einen vielleicht unwürdigen Gegenstand unter, er widmete sich ihm, für ihn zu leben und zu leiden; für denselben fand er selbst in seiner Armut Mittel, reich zu sein, zu geben, aufzuopfern, ja er zweifelt nicht, sein Dasein, sein Leben zu verpfänden. Hier ist es, wo sich Winkelmann selbst mitten in Druck und Noth groß, reich, freigebig und glücklich fühlt, weil er dem etwas leisten kann, den er über alles liebt, ja dem er sogar, als höchste Aufopferung, Undankbarkeit zu verzeihen hat.

Wie auch die Zeiten und Zustände wechseln, so bildet Winkelmann alles Würdige, was ihm naht, nach dieser Urform zu seinem Freund um, und wenn ihm gleich manches von diesen Gebilden leicht und bald vorüber-schwindet, so erwirbt ihm doch diese schöne Gesinnung das Herz manches Trefflichen, und er hat das Glück, mit den Besten seines Zeitalters und Kreises in dem schönsten Verhältnisse zu stehen.

Schönheit.

Wenn aber jenes tiefe Freundschaftsbedürfnis sich eigentlich seinen Gegenstand erschafft und ausbildet, so würde dem altertümlich Gesinnten dadurch nur ein einseitiges, ein sittliches Wohl zuwachsen, die äußere Welt würde ihm wenig leisten, wenn nicht ein verwandtes, gleiches Bedürfnis und ein befriedigender Gegenstand desselben glücklich hervorträte; wir meinen die Forderung des sinnlich Schönen und das sinnlich Schöne selbst: denn das letzte Produkt der sich immer steigenden Natur ist der schöne Mensch. Zwar kann sie ihn nur selten hervorbringen, weil ihren Ideen gar viele Bedingungen widerstreben, und selbst ihrer Allmacht ist es unmöglich, lange im Vollkommenen zu verweilen und dem hervorgebrachten Schönen eine Dauer zu geben. Denn genau genommen kann man sagen, es sei nur ein Augenblick, in welchem der schöne Mensch schön sei.

Dagegen tritt nun die Kunst ein: denn indem der Mensch auf den Gipfel der Natur gestellt ist, so sieht er sich wieder als eine ganze Natur an, die in sich abermals einen Gipfel hervorzubringen hat. Dazu steigert er sich, indem er sich mit allen Vollkommenheiten und Tugenden durchbringt, Wahl, Ordnung, Harmonie und Bedeutung aufruft und sich endlich bis zur Produktion des Kunstwerkes erhebt, das neben seinen übrigen Taten und Werken einen glänzenden Platz einnimmt. Ist es einmal hervorgebracht, steht es in seiner idealen Wirklichkeit vor der Welt, so bringt es eine dauernde Wirkung, es bringt die höchste hervor: denn indem es aus den gesamten Kräften sich geistig entwickelt, so nimmt es alles Herrliche, Verehrungs- und Liebenswürdige in sich auf und erhebt, indem es die menschliche Gestalt beseelt, den Menschen über sich selbst, schließt seinen Lebens- und

Tatenkreis ab und vergöttert ihn für die Gegenwart, in der das Vergangene und Künftige begriffen ist. Von solchen Gefühlen wurden die ergriffen, die den olympischen Jupiter erblickten, wie wir aus den Beschreibungen, Nachrichten und Zeugnissen der Alten uns entwickeln 5 können. Der Gott war zum Menschen geworden, um den Menschen zum Gott zu erheben. Man erblickte die höchste Würde und ward für die höchste Schönheit begeistert. In diesem Sinne kann man wohl jenen Alten Recht geben, welche mit völliger Überzeugung aussprachen: 10 es sei ein Unglück, zu sterben, ohne dieses Werk gesehen zu haben.

Für diese Schönheit war Windelmann, seiner Natur nach, fähig; er ward sie in den Schriften der Alten zuerst gewahr, aber sie kam ihm aus den Werken der bildenden 15 Kunst persönlich entgegen, aus denen wir sie erst kennen lernen, um sie an den Gebilden der lebendigen Natur gewahr zu werden und zu schätzen.

Finden nun beide Bedürfnisse der Freundschaft und der Schönheit zugleich an einem Gegenstande Nahrung, 20 so scheint das Glück und die Dankbarkeit des Menschen über alle Grenzen hinauszusteigen, und alles, was er besitzt, mag er so gern als schwache Zeugnisse seiner Anhänglichkeit und seiner Verehrung hingeben.

So finden wir Windelmann oft in Verhältnis mit 25 schönen Jünglingen, und niemals erscheint er belebter und lebenswürdiger als in solchen, oft nur flüchtigen Augenblicken.

Ratholizismus.

Mit solchen Gesinnungen, mit solchen Bedürfnissen und Wünschen frönte Windelmann lange Zeit fremden 30 Zwecken. Nirgend um sich her sah er die mindeste Hoffnung zu Hilfe und Beistand.

Der Graf Büнау, der als Particulier nur ein bedeutendes Buch weniger hätte kaufen dürfen, um Winkelmann einen Weg nach Rom zu eröffnen, der als Minister Einfluß genug hatte, dem trefflichen Mann aus aller Verlegenheit zu helfen, mochte ihn wahrscheinlich als tätigen Diener nicht gern entbehren oder hatte keinen Sinn für das große Verdienst, der Welt einen tüchtigen Mann zugefördert zu haben. Der Dresdner Hof, woher allenfalls eine hinlängliche Unterstützung zu hoffen war, konnte sich zur römischen Kirche, und kaum war ein anderer Weg, zu Gunst und Gnade zu gelangen, als durch Beichtväter und andre geistliche Personen.

Das Beispiel des Fürsten wirkt mächtig um sich her und fordert mit heimlicher Gewalt jeden Staatsbürger zu ähnlichen Handlungen auf, die in dem Kreise des Privatmanns irgend zu leisten sind, vorzüglich also zu sittlichen. Die Religion des Fürsten bleibt, in gewissem Sinne, immer die herrschende, und die römische Religion reizt, gleich einem immer bewegten Strudel, die ruhig vorbeiziehende Welle an sich und in ihren Kreis.

Dabei mußte Winkelmann fühlen, daß man, um in Rom ein Römer zu sein, um sich innig mit dem dortigen Dasein zu verweben, eines zutraulichen Umgangs zu genießen, notwendig zu jener Gemeine sich bekennen, ihren Glauben zugeben, sich nach ihren Gebräuchen bequemen müsse. Und so zeigte der Erfolg, daß er ohne diesen früheren Entschluß seinen Zweck nicht vollständig erreicht hätte; und dieser Entschluß ward ihm dadurch gar sehr erleichtert, daß ihn, als einen gründlich gebornen Heiden, die protestantische Taufe zum Christen einzuweihen nicht vermögend gewesen.

Doch gelang ihm die Veränderung seines Zustandes nicht ohne heftigen Kampf. Wir können nach unserer Überzeugung, nach genugsam abgewogenen Gründen end-

lich einen Entschluß fassen, der mit unserm Wollen, Wünschen und Bedürfnen völlig harmonisch ist, ja zu Erhaltung und Förderung unserer Existenz unausweichlich scheint, so daß wir mit uns völlig zur Einigkeit gelangen. Ein solcher Entschluß aber kann mit der allgemeinen 5 Denkweise, mit der Überzeugung vieler Menschen im Widerspruch stehen; dann beginnt ein neuer Streit, der zwar bei uns keine Ungewißheit, aber eine Unbehaglichkeit erregt, einen ungeduldigen Verdruß, daß wir nach außen hin und da Brüche finden, wo wir nach innen 10 eine ganze Zahl zu sehen glauben.

Und so erscheint auch Winkelmann bei seinem vorhergehenden Schritt besorgt, ängstlich, kummervoll und in leidenschaftlicher Bewegung, wenn er sich die Wirkung dieses Unternehmens, besonders auf seinen ersten Gönner, 15 den Grafen, bedenkt. Wie schön, tief und rechtlich sind seine vertraulichen Äußerungen über diesen Punkt!

Denn es bleibt freilich ein jeder, der die Religion verändert, mit einer Art von Makel bespritzt, von der es unmöglich scheint ihn zu reinigen. Wir sehen daraus, 20 daß die Menschen den beharrenden Willen über alles zu schätzen wissen und um so mehr schätzen, als sie, sämtlich in Parteien geteilt, ihre eigene Sicherheit und Dauer beständig im Auge haben. Hier ist weder von Gefühl noch von Überzeugung die Rede. Ausdauern soll 25 man, da, wo uns mehr das Geschick als die Wahl hingestellt. Bei einem Volke, einer Stadt, einem Fürsten, einem Freunde, einem Weibe festhalten, darauf alles beziehen, deshalb alles wirken, alles entbehren und dulden, das wird geschätzt; Abfall dagegen bleibt verhaßt, Wankelmuth 30 wird lächerlich.

War dieses nun die eine schroffe, sehr ernste Seite, so läßt sich die Sache auch von einer andern ansehen, von der man sie heiterer und leichter nehmen kann. Ge-

wisse Zustände des Menschen, die wir keinesweges billigen, gewisse sittliche Flecken an dritten Personen haben für unsre Phantasie einen besondern Reiz. Will man uns ein Gleichnis erlauben, so möchten wir sagen: es ist da-
 6 mit wie mit dem Wildbret, das dem feinen Gaumen mit einer kleinen Andeutung von Fäulnis weit besser als frischgebraten schmeckt. Eine geschiedene Frau, ein Renegat machen auf uns einen besonders reizenden Ein-
 druck. Personen, die uns sonst vielleicht nur merkwürdig
 10 und liebenswürdig vorkämen, erscheinen uns nun als wundersam, und es ist nicht zu leugnen, daß die Religionsveränderung Winkelmanns das Romantische seines Lebens und Wesens vor unserer Einbildungskraft merklich erhöht.

15 Aber für Winkelmann selbst hatte die katholische Religion nichts Anzügliches. Er sah in ihr bloß das Maskenkleid, das er unnahm, und drückt sich darüber hart genug aus. Auch später scheint er an ihren Gebräuchen nicht genugsam festgehalten, ja vielleicht gar
 20 durch lose Reden sich bei eifrigen Bekennern verdächtig gemacht zu haben; wenigstens ist hie und da eine kleine Furcht vor der Inquisition sichtbar.

Gewahrwerden griechischer Kunst.

Von allem Literarischen, ja selbst von dem Höchsten, was sich mit Wort und Sprache beschäftigt, von Poesie
 25 und Rhetorik, zu den bildenden Künsten überzugehen, ist schwer, ja fast unmöglich: denn es liegt eine ungeheure Kluft dazwischen, über welche uns nur ein besonders geeignetes Naturell hinüberhebt. Um zu beurteilen, inwiefern dieses Winkelmannen gelungen, liegen der
 30 Dokumente nunmehr genugsam vor uns.

Durch die Freude des Genusses ward er zuerst zu den Kunstschätzen hingezogen; allein zu Benutzung, zu

Beurteilung derselben bedurfte er noch der Künstler als Mittelspersonen, deren mehr oder weniger gültige Meinungen er aufzufassen, zu redigieren und aufzustellen wußte, woraus denn seine noch in Dresden herausgegebene Schrift „Über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst“, nebst zwei Anhängen, entstanden ist. 5

So sehr Windelmann schon hier auf dem rechten Wege erscheint, so köstliche Grundstellen diese Schriften auch enthalten, so richtig das letzte Ziel der Kunst darin schon aufgesteckt ist, so sind sie doch, sowohl dem Stoff als der Form nach, dergestalt barock und wunderlich, daß man ihnen wohl vergebens durchaus einen Sinn abzugewinnen suchen möchte, wenn man nicht von der Persönlichkeit der damals in Sachsen versammelten Kenner und Kunstrichter, von ihren Fähigkeiten, Meinungen, Neigungen und Grillen näher unterrichtet ist; weshalb diese Schriften für die Nachkommenden ein verschlossenes Buch bleiben werden, wenn sich nicht unterrichtete Liebhaber der Kunst, die jenen Zeiten näher gelebt haben, bald entschließen sollten, eine Schilderung der damaligen Zustände, insofern es noch möglich ist, zu geben oder zu veranlassen. 10 15 20

Lippert, Hagedorn, Deser, Dietrich, Heineken, Österreich liebten, trieben, beförderten die Kunst, jeder auf seine Weise. Ihre Zwecke waren beschränkt, ihre Maximen einseitig, ja öfters wunderlich. Geschichten und Anekdoten kursierten, deren mannigfaltige Anwendung nicht allein die Gesellschaft unterhalten, sondern auch belehren sollte. Aus solchen Elementen entstanden jene Schriften Windelmanns, der diese Arbeiten gar bald selbst unzulänglich fand, wie er es denn auch seinen Freunden nicht verhehlte. 25 30

Doch trat er endlich, wo nicht genugsam vorbereitet,

doch einigermaßen vorgeübt, seinen Weg an und gelangte nach jenem Lande, wo für jeden Empfänglichen die eigenste Bildungsperiode beginnt, welche sich über dessen ganzes Wesen verbreitet und solche Wirkungen äußert, die eben so reell als harmonisch sein müssen, weil sie sich in der Folge als ein festes Band zwischen höchst verschiedenen Menschen kräftig erweisen.

Rom.

Winckelmann war nun in Rom, und wer konnte würdiger sein, die Wirkung zu fühlen, die jener große Zustand auf eine wahrhaft empfängliche Natur hervorzubringen im Stande ist. Er sieht seine Wünsche erfüllt, sein Glück begründet, seine Hoffnungen überbefriedigt. Verkörpert stehn seine Ideen um ihn her, mit Staunen wandert er durch die Reste eines Riesenzeitalters; das Herrlichste, was die Kunst hervorgebracht hat, steht unter freiem Himmel; unentgeltlich wie zu den Sternen des Firmaments wendet er seine Augen zu solchen Wunderwerken empor, und jeder verschlossene Schatz öffnet sich für eine kleine Gabe. Der Ankömmling schleicht wie ein Pilgrim unbemerkt umher, dem Herrlichsten und Heiligsten naht er sich in unscheinbarem Gewand; noch läßt er nichts Einzelnes auf sich eindringen, das Ganze wirkt auf ihn unendlich mannigfaltig, und schon fühlt er die Harmonie voraus, die aus diesen vielen, oft feindselig scheinenden Elementen zuletzt für ihn entstehen muß. Er beschaut, er betrachtet alles und wird, auf daß ja sein Behagen vollkommener werde, für einen Künstler gehalten, für den man denn doch am Ende so gerne gelten mag.

Wie uns ein Freund die mächtige Wirkung, welche jener Zustand ausübt, geistvoll entwickelte, teilen wir unsern Lesern statt aller weitern Betrachtungen mit.

„Rom ist der Ort, in dem sich für unsere Ansicht das ganze Alterthum in Eins zusammenzieht, und was wir also bei den alten Dichtern, bei den alten Staatsverfassungen empfinden, glauben wir in Rom mehr noch als zu empfinden, selbst anzuschauen. Wie Homer sich nicht mit andern Dichtern, so läßt sich Rom mit keiner andern Stadt, römische Gegend mit keiner andern vergleichen. Es gehört allerdings das meiste, von diesem Eindruck uns und nicht dem Gegenstande; aber es ist nicht bloß der empfindende Gedanke, zu stehen, wo dieser oder jener große Mann stand, es ist ein gewaltsames Hinreißen in eine von uns nun einmal, sei es auch durch eine notwendige Täuschung, als edler und erhabener angesehene Vergangenheit; eine Gewalt, der selbst wer wollte nicht widerstehen kann, weil die Sde, in der die jetzigen Bewohner das Land lassen, und die unglaubliche Masse von Trümmern selbst das Auge dahin führen. Und da nun diese Vergangenheit dem innern Sinne in einer Größe erscheint, die allen Neid ausschließt, an der man sich überglücklich fühlt nur mit der Phantasie teilzunehmen, ja an der keine andre Teilnahme nur denkbar ist, und dann den äußern Sinn zugleich die Lieblichkeit der Formen, die Größe und Einfachheit der Gestalten, der Reichthum der Vegetation, die doch wieder nicht üppig ist wie in noch südlichern Gegenden, die Bestimmtheit der Umrisse in dem klaren Medium und die Schönheit der Farben in durchgängige Klarheit versetzt — so ist hier der Naturgenuß reiner, von aller Bedürftigkeit entfernter Kunstgenuß. Überall sonst reihen sich Ideen des Contrastes daran, und er wird elegisch oder satirisch. Freilich indes ist es auch nur für uns so. Horaz empfand Tibur moderner als wir Tivoli. Das beweist sein *Beatus ille, qui procul negotiis*. Aber es ist auch nur eine Täuschung, wenn wir selbst Bewohner Athens und Roms zu sein

wünschten. Nur aus der Ferne, nur von allem Gemeinen getrennt, nur als vergangen muß das Altertum uns erscheinen. Es geht damit wie wenigstens mir und einem Freunde mit den Ruinen: wir haben immer einen Krger,
 5 wenn man eine halb versunkene ausgräbt; es kann höchstens ein Gewinn für die Gelehrsamkeit auf Kosten der Phantasie sein. Ich kenne für mich nur noch zwei gleich schreckliche Dinge: wenn man die Campagna di Roma anbauen und Rom zu einer polizierten Stadt machen
 10 wollte, in der kein Mensch mehr Messer trüge. Kommt je ein so ordentlicher Papst, was denn die zweiundsiebzig Kardinäle verhüten mögen, so ziehe ich aus. Nur wenn in Rom eine so göttliche Anarchie und um Rom eine so himmlische Wüstenei ist, bleibt für die Schatten Platz,
 15 deren einer mehr wert ist als dies ganze Geschlecht."

Mengs.

Aber Winkelmann hätte lange Zeit in den weiten Kreisen altertümlicher Überbleibsel nach den wertesten, seiner Betrachtung würdigsten Gegenständen umhergetastet, hätte das Glück ihn nicht sogleich mit Mengs zu-
 20 sammengebracht. Dieser, dessen eigenes großes Talent auf die alten und besonders die schönen Kunstwerke gerichtet war, machte seinen Freund sogleich mit dem Vorzüglichsten bekannt, was unserer Aufmerksamkeit wert ist. Hier lernte dieser die Schönheit der Formen und ihrer
 25 Behandlung kennen und sah sich sogleich aufgeregt, eine Schrift „Vom Geschmack der griechischen Künstler“ zu unternehmen.

Wie man aber nicht lange mit Kunstwerken aufmerksam umgehen kann, ohne zu finden, daß sie nicht
 30 allein von verschiedenen Künstlern, sondern auch aus verschiedenen Zeiten herrühren und daß sämtliche Betrachtungen des Ortes, des Zeitalters, des individuellen Ver-

dienstes zugleich angestellt werden müssen, also fand auch Windelmann mit seinem Geradsinne, daß hier die Achse der ganzen Kunstkenntnis befestigt sei. Er hielt sich zuerst an das Höchste, das er in einer Abhandlung „Von dem Stile der Bildhauerei in den Zeiten des Phidias“ darzustellen gedachte. Doch bald erhob er sich über die Einzelheiten zu der Idee einer Geschichte der Kunst und entdeckte, als ein neuer Kolumbus, ein lange geahntes, gedeutetes und besprochenes, ja man kann sagen ein früher schon gekanntes und wieder verlorne Land.

Traurig ist immer die Betrachtung, wie erst durch die Römer, nachher durch das Eindringen nordischer Völker und durch die daraus entstandene Verwirrung das Menschengeschlecht in eine solche Lage gekommen, daß alle wahre, reine Bildung in ihren Fortschritten für lange Zeit gehindert, ja beinahe für alle Zukunft unmöglich gemacht worden.

Man mag in eine Kunst oder Wissenschaft hineinblicken, in welche man will, so hatte der gerade, richtige Sinn dem alten Beobachter schon manches entdeckt, was durch die folgende Barbarei und durch die barbarische Art, sich aus der Barbarei zu retten, ein Geheimnis ward, blieb und für die Menge noch lange ein Geheimnis bleiben wird, da die höhere Kultur der neuern Zeit nur langsam ins Allgemeine wirken kann.

Vom Technischen ist hier die Rede nicht, dessen sich glücklicherweise das Menschengeschlecht bedient, ohne zu fragen, woher es komme und wohin es führe.

Zu diesen Betrachtungen werden wir durch einige Stellen alter Autoren veranlaßt, wo sich schon Ahnungen, ja sogar Andeutungen einer möglichen und notwendigen Kunstgeschichte finden.

Bellejus Paterculus bemerkt mit großem Anteil das ähnliche Steigen und Fallen aller Künste. Ihn als Welt-

mann beschäftigte besonders die Betrachtung, daß sie sich nur kurze Zeit auf dem höchsten Punkte, den sie erreichen können, zu erhalten wissen. Auf seinem Standorte war es ihm nicht gegeben, die ganze Kunst als ein Lebendiges (ζῶον) anzusehen, das einen unmerklichen Ursprung, einen langsamen Wachstum, einen glänzenden Augenblick seiner Vollendung, eine stufenfällige Abnahme, wie jedes andre organische Wesen, nur in mehreren Individuen, notwendig darstellen muß. Er gibt daher nur sittliche Ursachen an, die freilich als mitwirkend nicht ausgeschlossen werden können, seinem großen Scharfsinn aber nicht genungtun, weil er wohl fühlt, daß eine Notwendigkeit hier im Spiel ist, die sich aus freien Elementen nicht zusammensetzen läßt.

„Daß wie den Rednern es auch den Grammatikern, Malern und Bildhauern gegangen, wird jeder finden, der die Zeugnisse der Zeiten verfolgt: durchaus wird die Vortrefflichkeit der Kunst von dem engsten Zeitraume umschlossen. Warum nun mehrere, ähnliche, fähige Menschen sich in einem gewissen Jahreskreis zusammenziehen und sich zu gleicher Kunst und deren Beförderung versammeln, bedenke ich immer, ohne die Ursachen zu entdecken, die ich als wahr angeben möchte. Unter den wahrscheinlichen sind mir folgende die wichtigsten. Nach-eiferung nährt die Talente; bald reizt der Neid, bald die Bewunderung zur Nachahmung, und schnell erhebt sich das mit so großem Fleiß Geförderte auf die höchste Stelle. Schwer verweilt sich's im Vollkommenen, und was nicht vorwärts gehen kann, schreitet zurück. Und so sind wir anfangs unsern Vordermännern nachzukommen bemüht; dann aber, wenn wir sie zu übertreffen oder zu erreichen verzweifeln, veraltet der Fleiß mit der Hoffnung, und was man nicht erlangen kann, verfolgt man nicht mehr, man strebt nicht mehr nach dem Besitz, den andre

schon ergriffen, man späht nach etwas Neuem, und so lassen wir das, worin wir nicht glänzen könnten, fahren und suchen für unser Streben ein ander Ziel. Aus dieser Unbeständigkeit, wie mich dünkt, entsteht das größte Hinderniß, vollkommene Werke hervorzubringen.“ 5

Auch eine Stelle Quintilians, die einen blühdigen Entwurf der alten Kunstgeschichte enthält, verdient als ein wichtiges Denkmal in diesem Fache ausgezeichnet zu werden.

Quintilian mag gleichfalls, bei Unterhaltung mit römischen Kunstliebhabern, eine auffallende Ähnlichkeit zwischen dem Charakter der griechischen bildenden Künstler mit dem der römischen Redner gefunden und sich bei Kennern und Kunstfreunden deshalb näher unterrichtet haben, so daß er bei seiner gleichnißweisen Aufstellung, da jedesmal der Kunstcharakter mit dem Zeitcharakter zusammenfällt, ohne es zu wissen oder zu wollen, eine Kunstgeschichte selbst darzustellen genötigt ist. 15

„Man sagt, die ersten berühmten Maler, deren Werke man nicht bloß des Altertums wegen besucht, seien Polygnot und Aglaophon. Ihr einfaches Kolorit findet noch eifrige Liebhaber, welche dergleichen rohe Arbeiten und Anfänge einer sich entwickelnden Kunst den größten Meistern der folgenden Zeit vorziehen, wie mich dünkt, nach einer eigenen Sinnesweise. 20

„Nachher haben Zeuxis und Parrhasius, die nicht weit auseinander lebten, beide ungefähr um die Zeit des peloponnesischen Kriegs, die Kunst sehr befördert. Der erste soll die Gesetze des Lichts und Schattens erfunden, der andre aber sich auf genaue Untersuchung der Linien eingelassen haben. Ferner gab Zeuxis den Gliedern mehr Inhalt und machte sie völliger und ansehnlicher. Er folgte hierin, wie man glaubt, dem Homer, welchem die gewaltigste Form auch an den Weibern ge- 25 30

fällt. Parrhasius aber bestimmte alles dergestalt, daß sie ihn den Gesetzgeber nennen, weil die Vorbilder von Göttern und Helden, wie er sie überliefert hat, von andern als nöthigend befolgt und beibehalten werden.

6 „So blühte die Malerei um die Zeit des Philippus bis zu den Nachfolgern Alexanders, aber in verschiedenen Talenten. Denn an Sorgfalt ist Protogenes, an Überlegung Pamphilus und Melanthis, an Leichtigkeit Antiphilus, an Erfindung seltsamer Erscheinungen, die
10 man Phantasien nennt, Theon der Samier, an Geist und Kunnt Apelles von niemanden übertroffen worden. Euphranorn bewundert man, daß er in Rücksicht der
Kunsterfordernisse überhaupt unter die Besten gerechnet werden muß und zugleich in der Maler- und Bildhauer-
15 kunst vortrefflich war.

„Denselben Unterschied findet man auch bei der Plastik. Denn Kalon und Hegesias haben härter und den Toskanern ähnlich gearbeitet, Kalamis weniger streng, noch weicher Myron.

20 „Fleiß und Zierlichkeit besitzt Polyklet vor allen. Ihm wird von vielen der Preis zuerkannt; doch damit ihm etwas abgehe, meint man, ihm fehle das Gewicht. Denn wie er die menschliche Form zierlicher gemacht, als die Natur sie zeigt, so scheint er die Würde der
25 Götter nicht völlig auszufüllen, ja er soll sogar das ernstere Alter vermieden und sich über glatte Wangen nicht hinausgewagt haben.

„Was aber dem Polyklet abgeht, wird dem Phidias und Alkamenes zugestanden. Phidias soll Götter und
30 Menschen am vollkommensten gebildet, besonders in Elfenbein seinen Nebenbuhler weit übertroffen haben. Also würde man urtheilen, wenn er auch nichts als die Minerva zu Athen oder den olympischen Jupiter in Elis gemacht hätte, dessen Schönheit der angenommenen Religion, wie

man sagt, zu statten kam; so sehr hat die Majestät des Werks dem Gotte sich gleichgestellt.

„Eysippus und Praxiteles sollen, nach der allgemeinen Meinung, sich der Wahrheit am besten genähert haben; Demetrius aber wird getadelt, daß er hierin zu viel getan: er hat die Ähnlichkeit der Schönheit vorgezogen.“ 5

Literarisches Metier. /

Nicht leicht ist ein Mensch glücklich genug, für seine höhere Ausbildung von ganz uneigennütigen Gönnern die Hilfsmittel zu erlangen. Selbst wer das Beste zu wollen glaubt, kann nur das befördern, was er liebt und 10 kennt, oder noch eher, was ihm nützt. Und so war auch die literarisch-bibliographische Bildung dasjenige Verdienst, das Windelmann früher dem Grafen Binau und später dem Cardinal Passionei empfahl.

Ein Bücherkenner ist überall willkommen, und er 15 war es in jener Zeit noch mehr, als die Lust, merkwürdige und rare Bücher zu sammeln, lebendiger, das bibliothekarische Geschäft noch mehr in sich selbst beschränkt war. Eine große deutsche Bibliothek sah einer großen römischen ähnlich. Sie konnten mit einander im 20 Besitz der Bücher wetteifern. Der Bibliothekar eines deutschen Grafen war für einen Cardinal ein erwünschter Hausgenosse und konnte sich auch da gleich wieder als zu Hause finden. Die Bibliotheken waren wirkliche Schatzkammern, anstatt daß man sie jetzt, bei dem schnellen 25 Fortschreiten der Wissenschaften, bei dem zweckmäßigen und zwecklosen Anhäufen der Druckschriften, mehr als nützliche Vorratskammern und zugleich als unnütze Gerümpelkammern anzusehen hat, so daß ein Bibliothekar weit mehr als sonst sich von dem Gange der 30 Wissenschaft, von dem Wert und Unwert der Schriften zu unterrichten Ursache hat und ein deutscher Bibliothekar

Kenntnisse besitzen muß, die fürs Ausland verloren wären.

Über nur kurze Zeit und nur so lange, als es nötig war, um sich einen mäßigen Lebensunterhalt zu verschaffen, blieb Winkelmann seiner eigentlichen literarischen Beschäftigung getreu, so wie er auch bald das Interesse an dem, was sich auf kritische Untersuchungen bezog, verlor, weder Handschriften vergleichen noch deutschen Gelehrten, die ihn über manches befragten, zur Rede stehen wollte.

Doch hatten ihn seine Kenntnisse schon früher zu einer vorteilhaften Einleitung gedient. Das Privatleben der Italiener überhaupt, besonders aber der Römer, hat aus mancherlei Ursachen etwas Geheimnisvolles. Dieses Geheimnis, diese Absonderung, wenn man will, erstreckte sich auch über die Literatur. Gar mancher Gelehrter widmete sein Leben im stillen einem bedeutenden Werke, ohne jemals damit erscheinen zu wollen oder zu können. Auch fanden sich häufiger als in irgend einem Lande Männer, welche, bei mannigfaltigen Kenntnissen und Einsichten, sich schriftlich oder gar gedruckt mitzuteilen nicht zu bewegen waren. Zu solchen fand Winkelmann den Eintritt gar bald eröffnet. Er nennt unter ihnen vorzüglich Giacomelli und Baldani und erwähnt seiner zunehmenden Bekanntschaften, seines wachsenden Einflusses mit Vergnügen.

Kardinal Albani.

Über alles förderte ihn das Glück, ein Hausgenosse des Kardinals Albani geworden zu sein. Dieser, der bei einem großen Vermögen und bedeutendem Einfluß von Jugend auf eine entschiedene Kunstliebhaberei, die beste Gelegenheit, sie zu befriedigen, und ein bis ans Wunderbare grenzendes Sammlerglück gehabt hatte, fand in

späteren Jahren in dem Geschäft, diese Sammlung würdig aufzustellen und so mit jenen römischen Familien zu wetteifern, die früher auf den Wert solcher Schätze aufmerksam gewesen, sein höchstes Vergnügen; ja den dazu bestimmten Raum nach Art der Alten zu überfüllen, war sein Geschmack und seine Lust. Gebäude drängten sich an Gebäude, Saal an Saal, Halle zu Halle; Brunnen und Obelisken, Caryatiden und Basreliefe, Statuen und Gefäße fehlten weder im Hof- noch Gartenraum, indes große und kleinere Zimmer, Galerien und Rabinette die merkwürdigsten Monumente aller Zeiten enthielten. 5

Im Vorbeigehen gedachten wir, daß die Alten ihre Anlagen durchaus gleicher Weise gefüllt. So überhäuften die Römer ihr Kapitol, daß es unmöglich scheint, alles habe darauf Platz gehabt. So war die Via sacra, das Forum, der Palatin überdrängt mit Gebäuden und Denkmälern, so daß die Einbildungskraft kaum noch eine Menschenmasse in diesen Räumen unterbringen könnte, wenn ihr nicht die Wirklichkeit ausgegrabener Städte zu Hilfe käme, wenn man nicht mit Augen sehen könnte, wie eng, wie klein, wie gleichsam nur als Modell zu Gebäuden ihre Gebäude angelegt sind. Diese Bemerkung gilt sogar von der Villa des Hadrian, bei deren Anlage Raum und Vermögen genug zum Großen vorhanden war. 15

In einem solchen überfüllten Zustande verließ Winckelmann die Villa seines Herrn und Freundes, den Ort seiner höhern und erfreulichsten Bildung. So stand sie auch lange noch nach dem Tode des Cardinals zur Freude und Bewunderung der Welt, bis sie in der alles bewegenden und zerstreunenden Zeit ihres sämtlichen Schmuckes beraubt wurde. Die Statuen waren aus ihren Nischen und von ihren Stellen gehoben, die Basreliefe aus den Mauern herausgerissen und der ungeheure Vorrat zum Transport eingepackt. Durch den sonderbarsten Wechsel 25

der Dinge führte man diese Schätze nur bis an die Tiber. In kurzer Zeit gab man sie dem Besitzer zurück, und der größte Teil, bis auf wenige Juwelen, befindet sich wieder an der alten Stelle. Jenes erste traurige Schicksal dieses Kunstelysiums und dessen Wiederherstellung durch eine abenteuerliche Wendung der Dinge hätte Winkelmann erleben können. Doch wohl ihm, daß er dem irdischen Leid, so wie der zum Ersatz nicht immer hinreichenden Freude, schon entwachsen war.

Glücksfälle.

10 Aber auch manches äußere Glück begegnete ihm auf seinem Wege. Nicht allein, daß in Rom das Ausgraben der Altertümer lebhaft und glücklich von statten ging, sondern es waren auch die Herkulanischen und Pompejischen Entdeckungen teils neu, teils durch Neid, Verheimlichung und Langsamkeit unbekannt geblieben; und so kam er in eine Ernte, die seinem Geiste und seiner Tätigkeit 15 genugsam zu schaffen gab.

Traurig ist es, wenn man das Vorhandne als fertig und abgeschlossen ansehen muß. Künstkammern, Galerien und Museen, zu denen nichts hinzugesügt wird, haben 20 etwas Grab- und Gespensterartiges; man beschränkt seinen Sinn in einem so beschränkten Kunstkreis, man gewöhnt sich, solche Sammlungen als ein Ganzes anzusehen, anstatt daß man durch immer neuen Zuwachs erinnert werden sollte, daß in der Kunst, wie im Leben, kein Abgeschlossenes 25 beharre, sondern ein Unendliches in Bewegung sei.

In einer so glücklichen Lage befand sich Winkelmann. Die Erde gab ihre Schätze her, und durch den immerfort regen Kunsthandel bewegten sich manche alte 30 Besitzungen ans Tageslicht, gingen vor seinen Augen vorbei, ermunterten seine Neigung, erregten sein Urtheil und vermehrten seine Kenntnisse.

Kein geringer Vortheil für ihn war sein Verhältnis zu dem Erben der großen Stoschischen Besizungen. Erst nach dem Tode des Sammlers lernte er diese kleine Kunstwelt kennen und herrschte darin nach seiner Einsicht und Überzeugung. Freilich ging man nicht mit allen Theilen dieser äußerst schätzbaren Sammlung gleich vorsichtig um, wiewohl das Ganze einen Katalog, zur Freude und zum Nutzen nachfolgender Liebhaber und Sammler, verdient hätte. Manches ward verschleudert; doch um die treffliche Gemmensammlung bekannter und verkäuflicher zu machen, unternahm Winkelmann mit dem Erben Stosch die Fertigung eines Katalogs, von welchem Geschäft und dessen übereilter und doch immer geistreicher Behandlung uns die überbliebene Korrespondenz ein merkwürdiges Zeugnis ablegt.

Bei diesem auseinanderfallenden Kunstkörper, wie bei der sich immer vergrößernden und mehr vereinigenden Albanischen Sammlung, zeigte sich unser Freund geschäftig, und alles, was zum Sammeln oder Zerstreuen durch seine Hände ging, vermehrte den Schatz, den er in seinem Geiste angefangen hatte aufzustellen.

Unternommene Schriften.

Schon als Winkelmann zuerst in Dresden der Kunst und den Künstlern sich näherte und in diesem Fach als Anfänger erschien, war er als Literator ein gemachter Mann. Er überfah die Vorzeit, so wie die Wissenschaften in manchem Sinne. Er fühlte und kannte das Altertum, so wie das Würdige der Gegenwart, des Lebens und des Charakters, selbst in seinem tiefgedrückten Zustande. Er hatte sich einen Stil gebildet. In der neuen Schule, die er betrat, horchte er nicht nur als ein gelehriger, sondern als ein gelehrter Jünger seinen Meistern zu, er horchte ihnen ihre bestimmten Kenntnisse

leicht ab und fing sogleich an, alles zu nutzen und zu verbrauchen.

Auf einem höhern Schauplätze als zu Dresden, in einem höhern Sinne, der sich ihm geöffnet hatte, blieb er derselbige. Was er von Mengs vernahm, was die Umgebung ihm zurief, bewahrte er nicht etwa lange bei sich, ließ den frischen Most nicht etwa gären und klar werden, sondern, wie man sagt, daß man durch Lehren lerne, so lernte er im Entwerfen und Schreiben. Wie manchen Titel hat er uns hinterlassen, wie manche Gegenstände benannt, über die ein Werk erfolgen sollte, und diesem Anfang gleich seine ganze antiquarische Laufbahn. Wir finden ihn immer in Tätigkeit, mit dem Augenblick beschäftigt, ihn dergestalt ergreifend und festhaltend, als wenn der Augenblick vollständig und befriedigend sein könnte; und eben so ließ er sich wieder vom nächsten Augenblicke belehren. Diese Ansicht dient zu Würdigung seiner Werke.

Daß sie so, wie sie daliegen, erst als Manuscript auf das Papier gekommen und sodann später im Druck für die Folgezeit fixirt worden, hing von unendlich mannigfaltigen, kleinen Umständen ab. Nur einen Monat später, so hätten wir ein anderes Werk, richtiger an Gehalt, bestimmter in der Form, vielleicht etwas ganz anderes. Und eben darum bedauern wir höchlich seinen frühzeitigen Tod, weil er sich immer wieder umgeschrieben und immer sein ferneres und neuestes Leben in seine Schriften eingearbeitet hätte.

Und so ist alles, was er uns hinterlassen, als ein Lebendiges für die Lebendigen, nicht für die im Buchstaben Toten geschrieben. Seine Werke, verbunden mit seinen Briefen, sind eine Lebensdarstellung, sind ein Leben selbst. Sie sehen, wie das Leben der meisten Menschen, nur einer Vorbereitung, nicht einem Werke gleich. Sie

veranlassen zu Hoffnungen, zu Wünschen, zu Ahnungen; wie man daran bessern will, so sieht man, daß man sich selbst zu bessern hätte; wie man sie tadeln will, so sieht man, daß man demselbigen Tadel, vielleicht auf einer höhern Stufe der Erkenntnis, selbst ausgesetzt sein möchte: 5 denn Beschränkung ist überall unser Loß.

Philosophie.

Da bei dem Fortrücken der Kultur nicht alle Teile des menschlichen Wirkens und Umtreibens, an denen sich die Bildung offenbaret, in gleichem Wachstum gedeihen, vielmehr nach günstiger Beschaffenheit der Personen und Umstände einer dem andern voreilen und ein allgemei- 10 neres Interesse erregen muß, so entsteht daraus ein gewisses eifersüchtiges Mißvergnügen bei den Gliedern der so mannigfaltig verzweigten großen Familie, die sich oft um desto weniger vertragen, je näher sie ver- 15 wandt sind.

Zwar ist es meistens eine leere Klage, wenn sich bald diese oder jene Kunst- und Wissenschaftsbeflissenen beschweren, daß gerade ihr Fach von den Mitlebenden vernachlässigt werde: denn es darf nur ein tüchtiger 20 Meister sich zeigen, so wird er die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Raphael möchte nur immer heute wieder hervortreten, und wir wollten ihm ein Übermaß von Ehre und Reichthum zusichern. Ein tüchtiger Meister weckt brave Schüler, und ihre Tätigkeit ästet wieder ins Un- 25 endliche.

Doch haben freilich von jeher die Philosophen besonders den Haß, nicht allein ihrer Wissenschaftsverwandten, sondern auch der Welt- und Lebensmenschen auf sich gezogen, und vielleicht mehr durch ihre Lage als 30 durch eigene Schuld. Denn da die Philosophie, ihrer Natur nach, an das Allgemeinste, an das Höchste Anforderung

macht, so muß sie die weltlichen Dinge als in ihr begriffen, als ihr untergeordnet ansehen und behandeln.

Auch verleugnet man ihr diese anmaßlichen Forderungen nicht ausdrücklich, vielmehr glaubt jeder ein
 5 Recht zu haben, an ihren Entdeckungen teilzunehmen, ihre Maximen zu nutzen und, was sie sonst reichen mag, zu verbrauchen. Da sie aber, um allgemein zu werden, sich eigener Worte, fremdartiger Kombinationen und seltsamer Einleitungen bedienen muß, die mit den besondern
 10 Zuständen der Weltbürger und mit ihren augenblicklichen Bedürfnissen nicht eben zusammenfallen, so wird sie von denen geschmäht, die nicht gerade die Handhabe finden können, wobei sie allenfalls noch anzufassen wäre.

Wollte man aber dagegen die Philosophen beschul-
 15 digen, daß sie selbst den Übergang zum Leben nicht sicher zu finden wissen, daß sie gerade da, wo sie ihre Überzeugung in Tat und Wirkung verwandeln wollen, die meisten Fehlgriffe tun und dadurch ihren Kredit vor der Welt selbst schmälern, so würde es hiezu an mancherlei
 20 Beispielen nicht fehlen.

Winkelman beklagt sich bitter über die Philosophen seiner Zeit und über ihren ausgebreiteten Einfluß; aber mich dünkt, man kann einem jeden Einfluß aus dem Wege gehen, indem man sich in sein eigenes Fach zurück-
 25 zieht. Sonderbar ist es, daß Winkelman die Leipziger Akademie nicht bezog, wo er unter Christs Anleitung, und ohne sich um einen Philosophen in der Welt zu bekümmern, sich in seinem Hauptstudium bequemer hätte ausbilden können.

30 Doch steht, indem uns die Ereignisse der neuern Zeit vorschweben, eine Bemerkung hier wohl am rechten Platze, die wir auf unserm Lebenswege machen können, daß kein Gelehrter ungestraft jene große philosophische Bewegung, die durch Kant begonnen, von sich abgewiesen, sich ihr

widersezt, sie verachtet habe, außer etwa die echten Altertumsforscher, welche durch die Eigenheit ihres Studiums vor allen andern Menschen vorzüglich begünstigt zu sein scheinen.

Denn indem sie sich nur mit dem Besten, was die Welt hervorgebracht hat, beschäftigen und das Geringe, ja das Schlechtere nur im Bezug auf jenes Vortreffliche betrachten, so erlangen ihre Kenntnisse eine solche Fülle, ihre Urtheile eine solche Sicherheit, ihr Geschmack eine solche Konsistenz, daß sie innerhalb ihres eigenen Kreises bis zur Verwunderung, ja bis zum Erstaunen ausgebildet erscheinen.

Auch Winckelmann gelang dieses Glück, wobei ihm freilich die bildende Kunst und das Leben kräftig einwirkend zu Hilfe kamen.

Poesie.

So sehr Winckelmann bei Lesung der alten Schriftsteller auch auf die Dichter Rücksicht genommen, so finden wir doch, bei genauer Betrachtung seiner Studien und seines Lebensganges, keine eigentliche Neigung zur Poesie, ja man könnte eher sagen, daß hie und da eine Abneigung hervorblicke; wie denn seine Vorliebe für alte gewohnte Luthersche Kirchenlieder und sein Verlangen, ein solches unverfälschtes Gesangbuch selbst in Rom zu besitzen, wohl von einem tüchtigen, wackern Deutschen, aber nicht eben von einem Freunde der Dichtkunst zeuget.

Die Poeten der Vorzeit scheinen ihn früher als Dokumente der alten Sprachen und Literaturen, später als Zeugnisse für bildende Kunst interessiert zu haben. Desto wunderbarer und erfreulicher ist es, wenn er selbst als Poet auftritt, und zwar als ein tüchtiger, unverkennbarer, in seinen Beschreibungen der Statuen, ja beinahe durchaus in seinen spätern Schriften. Er sieht mit

den Augen, er faßt mit dem Sinn unaussprechliche Werke, und doch fühlt er den unwiderstehlichen Drang, mit Worten und Buchstaben ihnen beizukommen. Das voll-
 5 endete Herrliche, die Idee, woraus diese Gestalt ent-
 sprang, das Gefühl, das in ihm beim Schauen erregt
 ward, soll dem Hörer, dem Leser mitgeteilt werden, und
 indem er nun die ganze Kistkammer seiner Fähigkeiten
 mustert, sieht er sich genötigt, nach dem Kräftigsten und Wür-
 10 digsten zu greifen, was ihm zu Gebote steht. Er muß Poet
 sein, er mag daran denken, er mag wollen oder nicht.

Erlangte Einsicht.

So sehr Winkelmann überhaupt auf ein gewisses
 Ansehen vor der Welt achtete, so sehr er sich einen litera-
 rischen Ruhm wünschte, so gut er seine Werke auszu-
 15 statten und sie durch einen gewissen feierlichen Stil zu
 erheben suchte, so war er doch keinesweges blind gegen
 ihre Mängel, die er vielmehr auf das schnellste bemerkte,
 wie sich's bei seiner fortschreitenden, immer neue Gegen-
 stände fassenden und bearbeitenden Natur notwendig er-
 20 eignen mußte. Je mehr er nun in irgend einem Auf-
 sage dogmatisch und didaktisch zu Werke gegangen war,
 diese oder jene Erklärung eines Monuments, diese oder
 jene Auslegung und Anwendung einer Stelle behauptet
 und festgesetzt hatte, desto auffallender war ihm der Irr-
 25 thum, sobald er durch neue Data sich davon überzeugt
 hielt, desto schneller war er geneigt, ihn auf irgend eine
 Weise zu verbessern.

Hatte er das Manuskript noch in der Hand, so ward es
 umgeschrieben; war es zum Druck abgesendet, so wurden
 Verbesserungen und Nachträge hinterdrein geschickt, und
 30 von allen diesen Neuschritten machte er seinen Freunden
 kein Geheimnis: denn auf Wahrheit, Geradheit, Derb-
 heit und Redlichkeit stand sein ganzes Wesen gegründet.

Spätere Werke.

Ein glücklicher Gedanke ward ihm, zwar auch nicht auf einmal, sondern nur durch die That selbst klar: das Unternehmen seiner Monumenti inediti.

Man sieht wohl, daß jene Lust, neue Gegenstände bekannt zu machen, sie auf eine glückliche Weise zu erklären, die Utertumskunde in so großem Maße zu erweitern, ihn zuerst angelockt habe; dann tritt das Interesse hinzu, die von ihm in der Kunstgeschichte einmal aufgestellte Methode auch hier an Gegenständen, die er dem Leser vor Augen legt, zu prüfen, da denn zuletzt der glückliche Vorsatz sich entwickelte, in der vorausgeschickten Abhandlung das Werk über die Kunstgeschichte, das ihm schon im Rücken lag, stillschweigend zu verbessern, zu reinigen, zusammenzudrängen und vielleicht sogar teilweise aufzuheben.

Im Bewußtsein früherer Mißgriffe, über die ihn der Nichttrömer kaum zurechtweisen durfte, schrieb er ein Werk in italienischer Sprache, das auch in Rom gelten sollte. Nicht allein bekleißigt er sich dabei der größten Aufmerksamkeit, sondern wählt sich auch freundschaftliche Kenner, mit denen er die Arbeit genau durchgeht, sich ihrer Einsicht, ihres Urtheils auf das Klügste bedient und so ein Werk zu stande bringt, das als Vermächtnis auf alle Zeiten übergehen wird. Und er schreibt es nicht allein, er besorgt es, unternimmt es und leistet als ein armer Privatmann das, was einem wohlgegründeten Verleger, was akademischen Kräften Ehre machen würde.

Papst.

Sollte man so viel von Rom sprechen, ohne des Papstes zu gedenken, der doch Windelmannen wenigstens mittelbar manches Gute zuschließen lassen!

Winkelmanns Aufenthalt in Rom fiel zum größten Teil unter die Regierung Benedikt des XIV. Lambertini, der als ein heiterer, behaglicher Mann lieber regieren ließ als regierte; und so mögen auch die verschiedenen
 6 Stellen, welche Winkelmann bekleidete, ihm durch die Gunst seiner hohen Freunde mehr als durch die Einsicht des Papstes in seine Verdienste geworden sein.

Doch finden wir ihn einmal auf eine bedeutende Weise in der Gegenwart des Hauptes der Kirche: ihm
 10 wird die besondere Auszeichnung, dem Papste aus den Monumenti inediti einige Stellen vorlesen zu dürfen, und er gelangt auch von dieser Seite zur höchsten Ehre, die einem Schriftsteller werden kann.

Charakter.

Wenn bei sehr vielen Menschen, besonders aber bei
 15 Gelehrten, dasjenige, was sie leisten, als die Hauptsache erscheint und der Charakter sich dabei wenig äußert, so tritt im Gegentheil bei Winkelmann der Fall ein, daß alles dasjenige, was er hervorbringt, hauptsächlich deswegen merkwürdig und schätzenswert ist, weil sein
 20 Charakter sich immer dabei offenbart. Haben wir schon unter der Aufschrift vom Antiken und Heidnischen, vom Schönheits- und Freundschaftsfinne einiges Allgemeine zum Anfang ausgesprochen, so wird das mehr Besondere hier gegen das Ende wohl seinen Platz verdienen.

Winkelmann war durchaus eine Natur, die es red-
 25 lich mit sich selbst und mit andern meinte; seine angeborne Wahrheitsliebe entfaltete sich immer mehr und mehr, je selbständiger und unabhängiger er sich fühlte, so daß er sich zuletzt die höfliche Nachsicht gegen Irrtümer, die im
 30 Leben und in der Literatur so sehr hergebracht ist, zum Verbrechen machte.

Eine solche Natur konnte wohl mit Behaglichkeit in

sich selbst zurückkehren, doch finden wir auch hier jene altertümliche Eigenheit, daß er sich immer mit sich selbst beschäftigte, ohne sich eigentlich zu beobachten. Er denkt nur an sich, nicht über sich, ihm liegt im Sinne, was er vorhat, er interessiert sich für sein ganzes Wesen, für den ganzen Umfang seines Wesens und hat das Zutrauen, daß seine Freunde sich auch dafür interessieren werden. Wir finden daher in seinen Briefen, vom höchsten moralischen bis zum gemeinsten physischen Bedürfnis, alles erwähnt, ja er spricht es aus, daß er sich von persönlichen Kleinigkeiten lieber als von wichtigen Dingen unterhalte. Dabei bleibt er sich durchaus ein Rätsel und erstaunt manchmal über seine eigene Erscheinung, besonders in Betrachtung dessen, was er war und was er geworden ist. Doch so kann man überhaupt jeden Menschen als eine vielstimmige Scharade ansehen, wovon er selbst nur wenige Silben zusammenbuchstabiert, indessen andre leicht das ganze Wort entziffern.

Auch finden wir bei ihm keine ausgesprochenen Grundsätze; sein richtiges Gefühl, sein gebildeter Geist dienen ihm im Sittlichen, wie im Ästhetischen, zum Leitfaden. Ihm schwebt eine Art natürlicher Religion vor, wobei jedoch Gott als Urquell des Schönen und kaum als ein auf den Menschen sonst bezügliches Wesen erscheint. Sehr schön trägt sich Winkelmann innerhalb der Grenzen der Pflicht und Dankbarkeit.

Seine Vorsorge für sich selbst ist mäßig, ja nicht durch alle Zeiten gleich. Indessen arbeitet er aufs fleißigste, sich eine Existenz aufs Alter zu sichern. Seine Mittel sind edel; er zeigt sich selbst auf dem Wege zu jedem Zweck redlich, gerade, sogar trotzig und dabei klug und beharrlich. Er arbeitet nie planmäßig, immer aus Instinkt und mit Leidenschaft. Seine Freude an jedem Gefundenen ist heftig, daher Irrtümer unvermeidlich, die

er jedoch bei lebhaftem Vorschreiten eben so geschwind zurücknimmt als einzieht. Auch hier bewährt sich durchaus jene antike Aulage, die Sicherheit des Punktes, von dem man ausgeht, die Unsicherheit des Zieles, wohin man gelangen will, so wie die Unvollständigkeit und Unvollkommenheit der Behandlung, sobald sie eine ansehnliche Breite gewinnt.

Gesellschaft.

Wenn er sich, durch seine frühere Lebensart wenig vorbereitet, in der Gesellschaft anfangs nicht ganz bequem befand, so trat ein Gefühl von Würde bald an die Stelle der Erziehung und Gewohnheit, und er lernte sehr schnell sich den Umständen gemäß betragen. Die Lust am Umgang mit vornehmen, reichen und berühmten Leuten, die Freude, von ihnen geschätzt zu werden, dringt überall durch, und in Absicht auf die Leichtigkeit des Umgangs hätte er sich in keinem bessern Elemente als in dem römischen befinden können.

Er bemerkt selbst, daß die dortigen, besonders geistlichen Großen, so zeremoniös sie nach außen erscheinen, doch nach innen gegen ihre Hausgenossen bequem und vertraulich leben; allein er bemerkte nicht, daß hinter dieser Vertraulichkeit sich doch das orientalische Verhältnis des Herrn zum Knechte verbirgt. Alle südlichen Nationen würden eine unendliche Langeweile finden, wenn sie gegen die Ihrigen sich in der fortdauernden, wechselseitigen Spannung erhalten sollten, wie es die Nordländer gewohnt sind. Reisende haben bemerkt, daß die Sklaven sich gegen ihre türkischen Herren mit weit mehr Misance betragen als nordische Hofleute gegen ihre Fürsten und bei uns Untergebene gegen ihre Vorgesetzten; allein wenn man es genau betrachtet, so sind diese Achtungsbezeugungen eigentlich zu Gunsten der Untergebenen ein-

geführt, die dadurch ihren Obern immer erinnern, was er ihnen schuldig ist.

Der Südländer aber will Zeiten haben, wo er sich gehn läßt, und diese kommen seiner Umgebung zu gut. Dergleichen Szenen schildert Winkelmann mit großem Behagen; sie erleichtern ihm seine übrige Abhängigkeit und nähren seinen Freiheitsfinn, der mit Scheu auf jede Fessel hinsieht, die ihn allenfalls bedrohen könnte.

Fremde.

Wenn Winkelmann durch den Umgang mit Einheimischen sehr glücklich ward, so erlebte er desto mehr Pein und Not von Fremden. Es ist wahr, nichts kann schrecklicher sein als der gewöhnliche Fremde in Rom. An jedem andern Orte kann sich der Reisende eher selbst suchen und auch etwas ihm Gemäßes finden; wer sich aber nicht nach Rom bequemt, ist den wahrhaft römisch Gesinnten ein Greuel.

Man wirft den Engländern vor, daß sie ihren Teekessel überall mitführen und sogar bis auf den Atna hinauffschleppen; aber hat nicht jede Nation ihren Teekessel, worin sie, selbst auf Reisen, ihre von Hause mitgebrachten getrockneten Kräuterbündel aufbraut?

Solche nach ihrem engen Maßstab urteilende, nicht um sich her sehende, vorübereilende, anmaßliche Fremde verwünscht Winkelmann mehr als einmal, verschwört, sie nicht mehr herumzuführen, und läßt sich zuletzt doch wieder bewegen. Er scherzt über seine Neigung zum Schulmeistern, zu unterrichten, zu überzeugen, da ihm denn auch wieder in der Gegenwart durch Stand und Verdienste bedeutender Personen gar manches Gute zuwächst. Wir nennen hier nur den Fürsten von Dessau, die Erbprinzen von Mecklenburg-Strelitz und Braunschweig, so wie den Baron von Niedesfel, einen Mann,

der sich in der Sinnesart gegen Kunst und Altertum ganz unseres Freundes würdig erzeugte.

Welt.

Wir finden bei Winckelmann das unnachlassende Streben nach Aestimation und Konfideration; aber er wünscht sie durch etwas Reelles zu erlangen. Durchaus dringt er auf das Reale der Gegenstände, der Mittel und der Behandlung; daher hat er eine so große Feindschaft gegen den französischen Schein.

So wie er in Rom Gelegenheit gefunden hatte, mit Fremden aller Nationen umzugehen, so erhielt er auch solche Konnexionen auf eine geschickte und tätige Weise. Die Ehrenbezeugungen von Akademien und gelehrten Gesellschaften waren ihm angenehm, ja er bemühte sich darum.

Am meisten aber förderte ihn das im stillen mit großem Fleiß ausgearbeitete Dokument seines Verdienstes; ich meine die „Geschichte der Kunst“. Sie ward sogleich ins Französische übersetzt, und er dadurch weit und breit bekannt.

Das, was ein solches Werk leistet, wird vielleicht am besten in den ersten Augenblicken anerkannt: das Wirksame desselben wird empfunden, das Neue lebhaft aufgenommen, die Menschen erstannen, wie sie auf einmal gefördert werden; dahingegen eine kältere Nachkommenschaft mit eklem Zahn an den Werken ihrer Meister und Lehrer herumkostet und Forderungen aufstellt, die ihr gar nicht eingefallen wären, hätten jene nicht so viel geleistet, von denen man nun noch mehr fordert.

Und so war Winckelmann den gebildeten Nationen Europens bekannt geworden, in einem Augenblicke, da man ihm in Rom genugsam vertraute, um ihn mit der nicht unbedeutenden Stelle eines Präsidenten der Altertümer zu beehren.

Unruhe.

Ungeachtet jener anerkannten und von ihm selbst öfters gerühmten Glückseligkeit, war er doch immer von einer Unruhe gepeinigt, die, indem sie tief in seinem Charakter lag, gar mancherlei Gestalten annahm.

Er hatte sich früher kümmerlich beholfen, später von ⁵ der Gnade des Hofes, von der Gunst manches Wohlwollenden gelebt, wobei er sich immer auf das geringste Bedürfnis einschränkte, um nicht abhängig, oder abhängigiger zu werden. Indessen war er auch auf das tüchtigste bemüht, sich für die Gegenwart, für die Zu- ¹⁰ kunft aus eigenen Kräften einen Unterhalt zu verschaffen, wozu ihm endlich die gelungene Ausgabe seines Kupferwerks die schönste Hoffnung gab.

Allein jener ungewisse Zustand hatte ihn gewöhnt, wegen seiner Subsistenz bald hierhin bald dorthin zu ¹⁵ sehen, bald sich mit geringen Vorteilen im Hause eines Cardinals, in der Vaticana und sonst unterzutun, bald aber, wenn er wieder eine andre Aussicht vor sich sah, großmüthig seinen Platz aufzugeben, indessen sich doch wieder nach andern Stellen umzusehen und manchen Un- ²⁰ trägen ein Gehör zu leihen.

Sodann ist einer, der in Rom wohnt, der Neiselust nach allen Weltgegenden ausgesetzt. Er sieht sich im Mittelpunkt der alten Welt und die für den Altertums- ²⁵ forschener interessantesten Länder nah um sich her: Großgriechenland und Sizilien, Dalmatien, der Peloponnes, Jonien und Aegypten, alles wird den Bewohnern Roms gleichsam angeboten und erregt in einem, der wie Winkelmann mit Begierde des Schauens geboren ist, von Zeit ³⁰ zu Zeit ein unsägliches Verlangen, welches durch so viele Fremde noch vermehrt wird, die auf ihren Durchzügen bald vernünftig, bald zwecklos jene Länder zu be-

reisen Anstalt machen, bald, indem sie zurückkehren, von den Wundern der Ferne zu erzählen und aufzuzeigen nicht müde werden.

6 So will denn unser Winkelmann auch überall hin, theils aus eigenen Kräften, theils in Gesellschaft solcher wohlhabender Reisenden, die den Wert eines unterrichteten, talentvollen Gefährten mehr oder weniger zu schätzen wissen.

10 Noch eine Ursache dieser innern Unruhe und Unbehaglichkeit macht seinem Herzen Ehre: es ist das unwiderstehliche Verlangen nach abwesenden Freunden. Hier scheint sich die Sehnsucht des Mannes, der sonst so sehr von der Gegenwart lebte, ganz eigentlich konzentriert zu haben. Er sieht sie vor sich, er unterhält sich mit ihnen durch Briefe, er sehnt sich nach ihrer Umarmung und wünscht die früher zusammen verlebten Tage
15 zu wiederholen.

Diese besonders nach Norden gerichteten Wünsche hatte der Friede aufs neue belebt. Sich dem großen König darzustellen, der ihn schon früher eines Antrags
20 seiner Dienste gewürdigt, war sein Stolz; den Fürsten von Dessau wiederzusehen, dessen hohe ruhige Natur er als von Gott auf die Erde gesandt betrachtete, den Herzog von Braunschweig, dessen große Eigenschaften er zu würdigen wußte, zu verehren, den Minister von Münchhausen,
25 der so viel für die Wissenschaften tat, persönlich zu preisen, dessen unsterbliche Schöpfung in Göttingen zu bewundern, sich mit seinen Schweizer Freunden wieder einmal lebhaft und vertraulich zu freuen — solche Lockungen tön-
ten in seinem Herzen, in seiner Einbildungskraft wider,
30 mit solchen Bildern hatte er sich lange beschäftigt, lange gespielt, bis er zuletzt unglücklicherweise diesem Trieb gelegentlich folgt und so in seinen Tod geht.

Schon war er mit Leib und Seele dem italienischen Zustand gewidmet, jeder andere schien ihm unerträglich,

und wenn ihn der frühere Hineinweg durch das bergigte und felsigte Tirol interessiert, ja entzückt hatte, so fühlte er sich auf dem Rückwege in sein Vaterland wie durch eine kimmerische Pforte hindurch geschleppt, beängstet und mit der Unmöglichkeit, seinen Weg fortzusetzen, be-
 5 haftet.

Singang.

So war er denn auf der höchsten Stufe des Glücks, das er sich nur hätte wünschen dürfen, der Welt verschwunden. Ihn erwartete sein Vaterland, ihm streckten seine Freunde die Arme entgegen, alle Äußerungen der
 10 Liebe, deren er so sehr bedurfte, alle Zeugnisse der öffentlichen Achtung, auf die er so viel Wert legte, warteten seiner Erscheinung, um ihn zu überhäufen. Und in diesem Sinne dürfen wir ihn wohl glücklich preisen, daß er von dem Gipfel des menschlichen Daseins zu den Seligen
 15 emporgestiegen, daß ein kurzer Schrecken, ein schneller Schmerz ihn von den Lebendigen hinweggenommen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geisteskräfte hat er nicht empfunden, die Zerstreung der Kunstschätze, die er, obgleich in einem andern Sinne, vorausgesagt, ist
 20 nicht vor seinen Augen geschehen. Er hat als Mann gelebt und ist als ein vollständiger Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vorteil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen: denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde
 25 verläßt, wandelt er unter den Schatten, und so bleibt uns Achill als ewig strebender Jüngling gegenwärtig. Daß Windelmann früh hinwegschied, kommt auch uns zu gute. Von seinem Grabe her stärkt uns der Anhauch seiner Kraft und erregt in uns den lebhaftesten Drang,
 30 das, was er begonnen, mit Eifer und Liebe fort- und immer fortzusetzen.

Rameaus Neffe

Ein Dialog von Diderot

Aus dem Manuskript übersezt und mit
Anmerkungen begleitet

(1805)

Vertumnis, quotquot sunt, natus iniquis.
Horat. *Serm. Lib. II. Sat. VII. v. 14.*

Es mag schön oder häßlich Wetter sein, meine Gewohnheit bleibt auf jeden Fall, um fünf Uhr Abends im Palais Royal spazieren zu gehen. Mich sieht man immer allein, nachdenklich auf der Bank d'Argenson. Ich unterhalte mich mit mir selbst von Politik, von Liebe, von Geschmack oder Philosophie und überlasse meinen Geist seiner ganzen Leichtfertigkeit. Mag er doch die erste Idee verfolgen, die sich zeigt, sie sei weise oder töricht. So sieht man in der Allée de Foi unsre jungen Viederlichen einer Kurfisane auf den Fersen folgen, die mit unverschämtem Wesen, lachendem Gesicht, lebhaften Augen, stumpfer Nase dahingeht; aber gleich verlassen sie diese um eine andre, necken sie sämtlich und binden sich an keine. Meine Gedanken sind meine Dirnen.

Wenn es gar zu kalt oder regnet ist, flüchte ich mich in den Café de la Régence und sehe zu meiner Unterhaltung den Schachspielern zu. Paris ist der Ort in der Welt, und der Café de la Régence der Ort in Paris, wo man das Spiel am besten spielt. Da, bei Key, ver-

suchen sich gegen einander der profunde Végal, der subtile Philidor, der gründliche Mayot. Da sieht man die bedeutendsten Züge, da hört man die gemeinsten Reden. Denn, kann man schon ein geistreicher Mann und ein großer Schachspieler zugleich sein, wie Végal, so kann man auch ein großer Schachspieler und albern zugleich sein, wie Foubert und Mayot.

Eines Nachmittags war ich dort, beobachtete viel, sprach wenig und hörte so wenig als möglich, als eine der wunderlichsten Personagen zu mir trat, die nur jemals dieses Land hervorbrachte, wo es doch Gott an dergleichen nicht fehlen ließ. Es ist eine Zusammensetzung von Hochsinn und Niederträchtigkeit, von Menschenverstand und Unsinn, die Begriffe vom Ehrbaren und Unehrbaren müssen ganz wunderbar in seinem Kopf durch einander gehn: denn er zeigt, was ihm die Natur an guten Eigenschaften gegeben hat, ohne Prahlerei, und was sie ihm an schlechten gab, ohne Scham. Ubrigens ist er von einem festen Körperbau, einer außerordentlichen Einbildungskraft und einer ungewöhnlichen Lungenstärke. Wenn ihr ihm jemals begegnet, und seine Originalität hält euch nicht fest, so verstopft ihr eure Ohren gewiß mit den Fingern, oder ihr entflieht. Gott, was für schreckliche Lungen!

Und nichts gleicht ihm weniger als er selbst. Manchmal ist er mager und zusammengefallen, wie ein Kranker auf der letzten Stufe der Schwindsucht; man würde seine Zähne durch seine Backen zählen; man sollte glauben, er habe mehrere Tage nichts gegessen, oder er käme aus la Trappe.

Den nächsten Monat ist er feist und völlig, als hätte er die Tafel eines Finanziers nicht verlassen, oder als hätte man ihn bei den Bernhardinern in die Kost gegeben. Heute, mit schmutziger Wäsche, mit zerrissenen

Hosen, in Lumpen gekleidet und fast ohne Schuhe, geht er mit gebeugtem Haupte, entzieht sich den Begegnenden, man möchte ihn anrufen, ihm Almosen zu geben. Morgen, gepudert, chaussiert, frisiert, wohl angezogen, trägt er den
6 Kopf hoch, er zeigt sich, und ihr würdet ihn beinah für einen ordentlichen Menschen halten.

So lebt er von Tag zu Tag, traurig oder heiter, nach den Umständen. Seine erste Sorge des Morgens, wenn er aufsteht, ist, sich zu bekümmern, wo er zu Mittag
10 speisen wird. Nach Tische denkt er auf eine Gelegenheit zum Nachtessen, und auch die Nacht bringt ihm neue Sorgen. Bald erreicht er zu Fuß ein kleines Dachstübchen, seine Wohnung, wenn nicht die Wirtin, ungeduldig, den Mietzins länger zu entbehren, ihm den
15 Schlüssel schon abgefordert hat. Bald wirft er sich in eine Schenke der Vorstadt, wo er den Tag zwischen einem Stück Brot und Krüge Bier erwartet. Hat er denn auch die sechs Sous zum Schlafgeld nicht in der Tasche, das ihm wohl manchmal begegnet, so wendet er
20 sich an einen Mietkutscher, seinen Freund, oder an den Kutscher eines großen Herrn, der ihm ein Lager auf Stroh neben seinen Pferden vergönnt. Morgens hat er denn noch einen Teil seiner Matratze in den Haaren. Ist die Jahreszeit gelind, so spaziert er die ganze Nacht
25 auf dem Cours oder den Glyseischen Feldern hin und wider. Mit dem Tage erscheint er sogleich in der Stadt, gekleidet von gestern für heute, und von heute manchmal für den Überrest der Woche.

Dergleichen Originale kann ich nicht schätzen; andre
30 machen sie zu ihren nächsten Bekannten, sogar zu Freunden. Des Jahrs können sie mich einmal festhalten, wenn ich ihnen begegne, weil ihr Charakter von den gewöhnlichen absticht und sie die lästige Einförmigkeit unterbrechen, die wir durch unsre Erziehung, unsre gesellschaft-

lichen Konventionen, unsre hergebrachten Anständigkeiten eingeführt haben. Kommt ein solcher in eine Gesellschaft, so ist er ein Krümchen Sauerteig, das das Ganze hebt und jedem einen Teil seiner natürlichen Individualität zurückgibt. Er schüttelt, er bewegt, bringt Lob oder Tadel zur Sprache, treibt die Wahrheit hervor, macht rechtliche Leute kenntlich, entlarvt die Schelme, und da horcht ein Vernünftiger zu und sondert seine Leute.

Diesen kannt' ich seit langer Zeit; er kam öfters in ein Haus, wo ihm sein Talent den Eingang verschafft hatte. Die Leute hatten eine einzige Tochter. Er schwur dem Vater und der Mutter, daß er ihre Tochter heiraten würde. Diese zuckten die Achseln, lachten ihm ins Gesicht und versicherten ihm, er sei närrisch. Doch sah ich den Augenblick kommen, wo die Sache gemacht war. Er verlangte von mir einige Taler, die ich ihm gab. Er hatte sich, ich weiß nicht wie, in einigen Häusern eingeschlichen, wo sein Couvert bereit stand; aber man hatte ihm die Bedingung gemacht, er solle niemals ohne Erlaubnis reden. Da schwieg er nun und aß vor Bosheit: es war lustig, ihn in diesem Zwang zu sehen. Sobald er es wagte, den Traktat zu brechen und den Mund aufzutun, sogleich beim ersten Wort riefen alle Gäste: O Rameau! Dann funkelte die Wut in seinen Augen, und er fiel mit neuer Gewalt über das Essen her.

Ihr wart neugierig, den Namen des Mannes zu wissen; da habt ihr ihn. Es ist der Better des berühmten Tonkünstlers, der uns von Cullis Kirchengesang gerettet hat, den wir seit hundert Jahren psalmodieren. Ein Better des Mannes, der so viel unverständliche Visionen und apokalyptische Wahrheiten über die Theorie der Musik schrieb, wovon weder er noch sonst irgend ein Mensch jemals etwas verstanden hat; in dessen Opern man Harmonie findet, einzelne Brocken guten Gesangs,

unzusammenhängende Ideen, Lärm, Aufflüge, Triumphe, Lanzen, Glorien, Murmeln und Victorien, daß den Sängern der Atem ausgehn möchte; des Mannes, der, nachdem er den Florentiner begraben hat, durch italienische Virtuosen wird begraben werden, wie er vorausfühlte und deshalb mißmütig, traurig und ärgerlich ward. Denn niemand hat böfere Laune, nicht einmal eine hübsche Frau, die Morgens eine Blatter auf der Nase gewahr wird, als ein Autor, der sich bedroht sieht, seinen Ruf zu überleben, wie Marivaux und Crébillon der Sohn beweisen.

Er tritt zu mir: Ach, mein Herr Philosoph, treff' ich Euch auch einmal! Was macht Ihr denn hier unter den Tangenichtsen? Verliert Ihr auch Eure Zeit mit Holzschieben? (So nennt man aus Verachtung das Schach- oder Damenspiel.)

Ich. Nein! aber wenn ich nichts Bessers zu tun habe, so ist's eine augenblickliche Unterhaltung, denen zuzusehn, die gut schieben.

Er. Also eine seltne Unterhaltung. Nehmt Régal und Philidor aus, die übrigen verstehn nichts.

Ich. Und Herr von Bissy, was sagt Ihr zu dem?

Er. Der ist als Schachspieler, was Demoiselle Clairon als Schauspielerin ist, beide wissen von diesen Spielen alles, was man davon lernen kann.

Ich. Ihr seid schwer zu befriedigen. Ich merke, mir den vorzüglichsten Menschen laßt Ihr Gnade widerfahren.

Er. Ja, im Schach- und Damenspiel, in der Poesie, Redekunst, Musik und andern solchen Poffen. Wozu soll die Mittelmäßigkeit in diesen Fällen?

Ich. Beinahe geb' ich Euch Recht. Aber doch müssen sich viele auch auf diese Künste legen, damit der Mann von Genie hervortrete. Er ist dann der eine in der Menge. Aber lassen wir das gut sein. Seit einer Ewig-

keit habe ich Euch nicht gesehen. Ich denke niemals an Euch, wenn ich Euch nicht sehe. Aber es freut mich jedesmal, wenn ich Euch wiederfinde. Was habt Ihr gemacht?

Er. Das, was Ihr, ich und alle die andern machen, Gutes, Böses und nichts. Dann hab' ich Hunger gehabt 5 und gegessen, wenn sich dazu Gelegenheit fand. Ferner hatt' ich Durst, und manchmal hab' ich getrunken; in- dessen ist mir der Bart gewachsen, und da hab' ich mich rasieren lassen.

Ich. Daran habt Ihr übel getan: denn der Bart 10 nur fehlt Euch zum Weifen.

Er. Freilich! meine Stirn ist groß und runzlig, mein Auge blizt, die Nase springt vor, meine Wangen sind breit, meine Augenbrauen schwarz und dicht, der 15 Mund wohl gespalten, die Lippen umgeschlagen und das Gesicht viereckt. Wißt Ihr wohl, dieses ungeheure Kinn, wäre es von einem langen Barte bedeckt, es würde sich in Erz oder Marmor recht gut ausnehmen.

Ich. Neben Cäsar, Marc Aurel, Sokrates.

Er. Nein! Ich stünde lieber zwischen Diogenes und 20 Phryne. Unverschämt bin ich wie der eine, und die andern besuch' ich gern.

Ich. Ihr befindet Euch immer wohl?

Er. Ja, gewöhnlich; aber heute nicht besonders.

Ich. Und wie, mit Eurem Silenenbauch, mit einem 25 Gesicht —

Er. Einem Gesicht, das man für die Rückseite nehmen könnte. Wißt Ihr, daß böse Laune, die meinen Dinkel ausdorrt, wahrscheinlich seinen Nefsen fett macht?

Ich. Apropos! den Dinkel, seht Ihr ihn manchmal? 30

Er. Ja, manchmal auf der Straße vorbeigehn.

Ich. Tut er Euch denn nichts Gutes?

Er. Tut er jemanden Gutes, so weiß er gewiß nichts davon. Es ist ein Philosoph in seiner Art; er denkt nur

an sich, und die übrige Welt ist ihm wie ein Blasebalgs-
nagel. Seine Tochter und Frau können sterben, wann
sie wollen; nur daß ja die Glocken im Kirchsprengel, mit
denen man ihnen zu Grabe läutet, hübsch die Duodecime
5 und Septdecime nachklingen, so ist alles recht. Er ist
ein glücklicher Mann! und besonders weiß ich an Leuten
von Genie zu schätzen, daß sie nur zu einer Sache gut
sind, drüber hinaus zu nichts. Sie wissen nicht, was es
heißt, Bürger, Väter, Mütter, Bettern und Freunde zu
10 sein. Unter uns, man sollte ihnen durchaus gleichen,
aber nur nicht wünschen, daß der Same zu gemein würde.
Menschen muß es geben, Menschen von Genie nicht.
Nein, wahrhaftig nicht! Sie sind's, die unsre Welt um-
gestalten, und nun ist im einzelnen die Torheit so all-
15 gemein und mächtig, daß man sie nicht ohne Händel ver-
drängt. Da macht sich's nun zum Teil, wie sich's die
Herren eingebildet haben, zum Teil bleibt's, wie es
war. Daher kommen die zwei Evangelien, des Harlekins
Kock! . . . Nein! die Weisheit des Mönchs im Kabelais,
20 das ist die wahre Weisheit für unsre Ruhe und für die
Ruhe der andern. Seine Schuldigkeit thut, so gut es
gehn will, vom Herrn Prior immer Gutes reden und
die Welt gehn lassen, wie sie Lust hat. Sie geht ja
gut, denn die Menge ist damit zufrieden. Wüßt' ich
25 Geschichte, so wollt' ich Euch zeigen: das Übel hier unten
ist immer von genialischen Menschen hergekommen; aber
ich weiß keine Geschichte, weil ich nichts weiß. Der Teufel
hole mich, wenn ich jemals was gelernt habe, und ich
befinde mich nicht schlechter deshalb. Ich war eines Tags
30 an der Tafel eines königlichen Ministers, der Verstand
für ein Duzend hat. Er zeigte uns klar, so klar, wie
zweimal zwei vier ist, daß nichts den Völkern nützlicher
sei als die Lüge, nichts aber schädlicher als die Wahr-
heit. Ich besinne mich nicht mehr auf seine Beweise;

aber es folgte sonnenklar daraus, daß die Leute von Genie ganz abscheulich sind und daß man ein Kind, wenn es bei seiner Geburt ein Charakterzeichen dieses gefährlichen Naturgesenks an der Stirne trüge, sogleich erstickten oder ins Wasser werfen sollte.

Jch. Und doch! diese Personen, die vom Genie so übel sprechen, behaupten alle, Genie zu haben.

Er. Im stillen schreibt sich's wohl ein jeder zu; aber ich glaube doch nicht, daß sie sich unterstünden, es zu bekennen.

Jch. Das geschieht aus Bescheidenheit. Und also habt Ihr einen schrecklichen Haß gegen das Genie gefaßt?

Er. Für mein ganzes Leben.

Jch. Aber ich erinnre mich wohl der Zeit, da Ihr in Verzweiflung wart, nur ein gemeiner Mensch zu sein. Ihr könnt nie glücklich werden, wenn Euch das eine wie das andre quält. Man sollte seine Partie ergreifen und daran festhalten. Wenn ich Euch auch zugebe, daß die genialischen Menschen gewöhnlich ein wenig sonderbar sind, oder, wie das Sprüchwort sagt, kein großer Geist sich findet ohne einen Gran von Narrheit, so läßt man die Genies doch nicht fahren. Man wird die Jahrhunderte verachten, die keine hervorgebracht haben. Sie werden die Ehre des Volks sein, bei dem sie lebten. Früh oder spät errichtet man ihnen Statuen und betrachtet sie als Wohltäter des Menschengeschlechts. Verzeihe mir der vortreffliche Minister, den Ihr anführt, aber ich glaube: wenn die Lüge einen Augenblick nützen kann, so schadet sie notwendig auf die Länge. Im Gegenteil nutzt die Wahrheit notwendig auf die Länge, wenn sie auch im Augenblick schadet. Daher küm' ich in Versuchung, den Schluß zu machen, daß der Mann von Genie, der einen allgemeinen Irrtum verschreit oder einer großen Wahrheit Eingang verschafft, immer ein Wesen ist, das unsre

Berehrung verdient. Es kann geschehen, daß dieses Wesen ein Opfer des Vorurtheils und der Geseze wird; aber es gibt zwei Arten Geseze: die einen sind unbedingt billig und allgemein, die andern wunderbarlich, nur durch Ver-
 5 blendung oder durch Nothwendigkeit der Umstände bestätigt. Diese bedecken den, der sie übertritt, nur mit einer vorübergehenden Schande, einer Schande, die von der Zeit auf die Richter und Nationen zurück geworfen wird, um ewig an ihnen zu haften. Sokrates oder das
 10 Gericht, das ihm den Schierling reichte, wer von beiden ist nun der Entehrte?

Er. Das hilft ihm auch was Rechts! Ist er deswegen weniger verdammt worden? Ist sein Todesurteil weniger vollzogen? War er nicht immer ein unruhiger
 15 Bürger, und indem er ein schlechtes Gesetz verachtete, hat er nicht die Narren zur Verachtung der guten angeregt? War er nicht ein kühner und wunderlicher Mann, und seid Ihr nicht ganz nah an einem Geständnis, das den Männern von Genie wenig günstig ist?

Ich. Hört mich, lieber Mann, eine Gesellschaft sollte keine schlechten Geseze haben. Hätte sie nur gute, sie käme niemals in Gefahr, einen Mann von Genie zu verfolgen. Ich habe nicht zugegeben, daß das Genie un-
 20 auflöslich mit der Bosheit verbunden sei, noch die Bosheit mit dem Genie. Ein Tor ist öfter ein Bösewicht als ein Mann von Geist. Wäre nun auch ein Mann von Genie gewöhnlich in der Unterhaltung hart, rauh, schwer zu behandeln, unerträglich, wäre er auch ein Böse-
 25 wicht, was wolltet Ihr daraus folgern?

Er. Daß man ihn ersäusen sollte.

Ich. Sachte, lieber Freund! So sagt mir doch! Nun ich will nicht Guern Dunkel zum Beispiel nehmen: das ist ein harter und roher Mann, ohne Menschlichkeit, geizig, ein schlechter Vater, schlechter Gatte, schlechter

Onkel; und dabei ist es noch nicht einmal ganz entschieden, daß er ein Mann von Genie sei, daß er es in seiner Kunst sehr weit gebracht habe, daß man sich in zehn Jahren noch um seine Werke bekümmern werde. Aber Racine, der hatte doch Genie und galt nicht für den besten Mann. Aber Voltaire?

Er. Drängt mich nicht: denn ich weiß zu folgern.

Ich. Was würdet Ihr nun vorziehen, daß Racine ein guter Mann gewesen wäre, völlig eins mit seinem Comptoir wie Briasson, oder mit seiner Elle wie Barbier, ein Mann, der regelmäßig alle Jahre seiner Frau ein rechtmäßiges Kind macht, guter Gatte, guter Vater, guter Onkel, guter Nachbar, ehrlicher Handelsmann und nichts weiter; oder daß er schelmisch, verräterisch, ehrgeizig, neidisch gewesen wäre, aber Verfasser von *Andromache*, *Britannicus*, *Iphigenia*, *Phädra* und *Athalia*?

Er. Hätte er zu der ersten Art gehört, das möchte für ihn das Beste gewesen sein.

Ich. Das ist sogar unendlich wahrer, als Ihr selbst nicht empfindet.

Er. Ja so seid ihr andern! Wenn wir etwas Gutes sagen, so soll es, wie bei Narren und Schwärmern, der Zufall getan haben. Ihr andern nur versteht euch selbst. Ja, Herr Philosoph, ich verstehe mich und verstehe mich eben so gut, als Ihr Euch versteht.

Ich. Nun so laßt sehen, warum denn für ihn?

Er. Darum, weil alle die schönen Sachen, die er da gemacht hat, ihm nicht 20 000 Franken eingetragen haben. Wäre er ein guter Seidenhändler in der Straße St. Denis oder St. Honoré gewesen, ein guter Materialienhändler im großen, ein besuchter Apotheker, da hätte er ein großes Vermögen zusammengebracht und dabei alle Arten Vergnügen genossen. Er hätte von Zeit zu Zeit einem armen Teufel von Lustigmacher, wie mir, ein

Goldstück gegeben, und man hätte ihn zu lachen gemacht, man hätte ihm gelegentlich ein hübsches Mädchen verschafft, um eine ewige langweilige Beiwohnung bei seiner Ehefrau zu unterbrechen. Wir hätten bei ihm vortref-

6 lich gegessen, großes Spiel gespielt, vortrefflichen Wein getrunken, vortreffliche Viköre, vortrefflichen Kaffee, man hätte Landfahrten gemacht. Ihr seht doch, daß ich mich darauf verstehe. Ihr lacht? Schon gut! Nur werdet Ihr doch zugeben, so wäre es auch besser für seine Um-

10 gebungen gewesen.

Jch. Ganz gewiß. Nur mußte er den durch ein rechtmäßiges Gewerbe errungenen Reichtum nicht auf eine schlechte Weise verwenden. Alle die Spieler mußte er von seinem Hause entfernen, alle diese Schmarotzer,

15 alle diese süßlichen Jaherrn, alle diese Windbeutel, diese unnützen, verkehrten Menschen. Mit Stockprügeln mußte er durch seine Lehrburichen den dienstbaren Gefälligen totschlagen lassen, der, durch eine saubere Mannigfaltigkeit, den Ehemann von dem Abgeschmack einer einförmigen

20 Beiwohnung zu retten sucht.

Er. Totschlagen? Herr, totschlagen? Niemanden schlägt man tot in einer wohl polizierten Stadt. Es ist eine ehrbare Beschäftigung; viele Personen, sogar mit Titeln, schämen sich ihrer nicht. Und wozu in 's Teufels

25 Namen soll man denn sein Geld verwenden, als auf einen guten Tisch, gute Gesellschaft, gute Weine, schöne Weiber, Vergnügen von allen Farben, Unterhaltungen aller Art? Eben so gern möchte ich ein Bettler sein als ein großes Vermögen ohne diese Genüsse besitzen. Nun

30 aber wieder von Racine. Dieser Mann taugte nur für die Unbekannten, für die Zeit, wo er nicht mehr war.

Jch. Ganz recht! Aber wägt einmal das Gute und das Böse! In tausend Jahren wird er Tränen entlocken, er wird in allen Ländern der Erde bewundert

werden, Menschlichkeit wird er einflößen, Mitleiden, Zärtlichkeit. Man wird fragen, wer er war, woher gebürtig, man wird Frankreich beneiden. Einige Wesen haben durch ihn gelitten, die nicht mehr sind, an denen wir bei-
nahe keinen Teil nehmen. Wir haben nichts mehr zu
fürchten, weder von seinen Lastern noch von seinen Fehlern. 5
Besser wär' es freilich gewesen, wenn die Natur zu den
Talenten eines großen Mannes auch die Gesinnungen
des Rechtschaffenen gegeben hätte. Er war ein Baum,
der einige in seine Nachbarschaft gepflanzte Bäume ver- 10
dorren machte, der die Pflanzen erstickte, die zu seinen
Füßen wuchsen; aber seinen Gipfel hat er bis in die
Wolken erhoben, seine Äste sind weit verbreitet, seinen
Schatten hat er denen gegönnt, die kommen und kommen
werden, um an seinem majestätischen Stamme zu ruhen, 15
Früchte des feinsten Geschmacks hat er hervorgebracht
und die sich immer erneuern. Freilich könnte man wünschen,
auch Voltaire wäre so sanft wie Duclos, so offen wie der
Abbé Trublet, so gerade wie der Abbé d'Olivet; aber da
das nun einmal nicht sein kann, so laßt uns die Sache 20
von der wahrhaft interessanten Seite betrachten. Laßt
uns einen Augenblick den Punkt vergessen, wo wir im
Raum und in der Zeit stehen. Verbreiten wir unsern
Blick über künftige Jahrhunderte, entfernte Regionen,
künftige Völker; denken wir an das Wohl unserer Gattung, 25
und wenn wir hierzu nicht groß genug sind, verzeihen
wir wenigstens der Natur, daß sie weiser war als wir.
Gießt auf Creuzens Kopf kaltes Wasser, vielleicht löscht
Ihr sein Talent mit seiner Eitelkeit zugleich aus. Macht
Voltairen unempfindlicher gegen den Tadel, und er ver- 30
mag nicht mehr in die Seele Meropens hinabzusteigen,
Euch nicht mehr zu rühren.

Er. Aber wenn die Natur so mächtig als weise war, warum machte sie diese Männer nicht eben so gut als groß?

Jch. Seht Ihr denn aber nicht, daß mit solchen Forderungen Ihr die Ordnung des Ganzen unversehrt: denn wäre hier unten alles vortrefflich, so gäb' es nichts Vortreffliches.

6 Er. Ihr habt Recht: denn darauf kommt es doch hauptsächlich an, daß wir beide da seien, Ihr und ich, und daß wir eben Ihr und ich seien; das andre mag gehen, wie es kann. Die beste Ordnung der Dinge, scheint mir, ist immer die, worein ich auch gehöre, und
10 hole der Hefker die beste Welt, wenn ich nicht dabei sein sollte. Lieber will ich sein, und selbst ein impertinenter Schwäzker sein, als nicht sein.

Jch. Jeder denkt wie Ihr, und doch will jeder an der Ordnung der Dinge, wie sie sind, etwas aussetzen,
15 ohne zu merken, daß er auf sein eigen Dasein Verzicht tut.

Er. Das ist wahr.

Jch. Nehmen wir darum die Sachen, wie sie sind, bedenken wir, was sie uns kosten und was sie uns eintragen, und lassen wir das Ganze, das wir nicht genug
20 kennen, um es zu loben oder zu tadeln, und das vielleicht weder böse noch gut ist, wenn es notwendig ist, wie viele Leute sich einbilden.

Er. Von allem, was Ihr da vorbringt, verstehe ich nicht viel. Wahrscheinlich ist es Philosophie, und ich
25 muß Euch sagen, damit gebe ich mich nicht ab. So ganz, wie ich bin, möchte ich wohl gern ein anderer sein, selbst auf die Gefahr, ein Mann von Genie zu werden, ein großer Mann. Ja! gesteh' ich's nur, hier ist etwas, das mir es sagt! Ich habe niemals einen dergleichen loben
30 hören, daß mich dieses Lob nicht heimlich rasend gemacht hätte. Neidisch bin ich. Wenn ich etwas von ihrem Privatleben vernehme, das sie heruntersetzt, das hör' ich mit Vergnügen, das nähert uns einander, und ich ertrage leichter meine Mittelmäßigkeit. Ich sage mir:

Freilich, du hättest niemals Mahomet oder die Lobrede auf Maupeon schreiben können. Und so war, so bin ich voller Verdruß, mittelmäßig zu sein. Ja ja, mittelmäßig bin ich und verdrießlich. Niemals habe ich die Duvertüre der „galanten Indien“ spielen hören, niemals 5
singen hören: Profonds abîmes du Ténare, Nuit, éternelle nuit, ohne mir mit Schmerzen zu sagen; dergleichen wirfst du nun niemals machen. Und so war ich denn eiferfüchtig auf meinen Onkel, und fänden sich bei seinem Tod einige gute Klavierstücke in seinem Portefeuille, so 10
würde ich mich nicht bedenken, ich zu bleiben und er zu sein.

Joh. Ist's weiter nichts als das, was Euch verdrießt — das ist doch nicht sehr der Mühe wert.

Er. Nichts! nichts! das sind Augenblicke, die vorüber- 15
gehen. (Dann sang er die Duvertüre der „galanten Indien“, die Arie Profonds abîmes, und fuhr fort:) Da seht! das Etwas, das hier an mich spricht, sagt mir: Rameau, du möchtest gern die beiden Stücke gemacht haben; hättest du die beiden Stücke gemacht, du machtest mehr dergleichen. 20
Hättest du eine gewisse Anzahl gemacht, so spielte man dich, so sänge man dich überall. Du könntest mit aufgehobenem Kopfe gehen, dein Gewissen würde von deinem eigenen Verdienste zeugen. Die andern wiesen mit Fingern auf dich. Das ist der, sagte man, der die 25
artigen Gavotten gemacht hat. (Nun sang er die Gavotten. Dann mit der Miene eines gerührten Mannes, der in Freude schwimmt, dem die Augen feucht werden, rieb er sich die Hände und sprach:) Du hättest ein gutes Haus (er streckte die Arme aus, um die Größe zu bezeichnen), 30
ein gutes Bett (er sank nachlässig darauf hin), gute Weine (er schien sie zu kosten, indem er mit der Zunge am Gaumen klatschte), Kutsch' und Pferde (er hob den Fuß auf, hineinzusteigen), hübsche Weiber (er umfaßte sie schon

und blickte sie wollüstig an). Hundert Lumpenhunde kämen täglich, dich zu beräuchern. (Er glaubte, sie um sich zu sehen. Er sah Palissot, Poincinet, die Frérons, Vater und Sohn, La Porte; er hörte sie an, brüstete sich, 5 billigte, lächelte, verschmähte, verachtete sie, jagte sie fort und rief sie zurück. Dann sprach er weiter:) So sagte man dir Morgens, daß du ein großer Mann bist; so läsest du in der „Geschichte der drei Jahrhunderte“, daß du ein großer Mann bist; du wärst Abends überzeugt, 10 daß du ein großer Mann bist; und der große Mann Rameau, der Better, schliefe bei dem sanften Geräusch des Lobes ein, das um sein Ohr säufelte. Selbst schlafend würde er eine zufriedene Miene zeigen, seine Brust erweiterte sich, er holte mit Bequemlichkeit Atem, er schnarchte 15 wie ein großer Mann. (Und als er das sagte, ließ er sich weichlich auf einen Sitz nieder, schloß die Augen und ahmte den glücklichen Schlaf nach, den er sich vorgebildet hatte. Nach einigen Augenblicken eines solchen süßen Ruhegenusses wachte er auf, streckte die Arme, 20 gähnte, rieb sich die Augen und suchte seine abgeschmackten Schmeichler noch um sich her.)

Jch. So glaubt Ihr, daß der Glückliche ruhig schläft?

Er. Ob ich's glaube? Ich armer Teufel, wenn ich 25 Abends mein Dachstübchen erreicht habe, wenn ich auf mein Lager gekrochen, unter meiner Decke kümmerlich zusammengeschröben bin, dann ist meine Brust enge, das Atemholen schwach; es ist eine Art von leiser Klage, die man kaum vernimmt, anstatt daß ein Financier sein 30 Schlafgemach erschütterte und die ganze Straße in Erstaunen setzt. Aber was mich heute betrübt, ist nicht, daß ich nur kümmerlich schlafe und schnarche.

Jch. Traurig ist's immer.

Er. Was mir begegnet, ist noch viel trauriger.

Jch. Und was?

Er. Ihr habt an mir immer einigen Anteil genommen, weil ich ein armer Teufel bin, den Ihr im Grund verachtet, aber der Euch unterhält.

Jch. Das ist wahr.

Er. So laßt Euch sagen! (Ehe er anfängt, seufzt er tief, bringt seine beiden Hände vor die Stirne, dann beruhigt er seine Gesichtszüge und sagt:) Ihr wißt, ich bin unwissend, töricht, närrisch, unverschämt, gaunerisch, gefräßig.

Jch. Welche Lobrede!

Er. Sie ist durchaus wahr. Kein Wort ist abzugeben, keinen Widerspruch deshalb, ich bitt' Euch! Niemand kennt mich besser als ich selbst, und ich sage nicht alles.

Jch. Euch nicht zu erzürnen, stimme ich mit ein.

Er. Nun denkt, ich lebte mit Personen, die mich eben sehr wohl leiden konnten, weil ich auf einen hohen Grad diese Eigenschaften sämtlich besaß.

Jch. Das ist doch wunderbar. Bisher glaubte ich, man verbürge sie vor sich selbst, oder man verziehe sie sich, aber man verachte sie an andern.

Er. Sie sich verbergen, könnte man das? Seid gewiß, wenn Palissot allein ist und sich selbst betrachtet, sagt er sich ganz andre Sachen. Seid gewiß, sein Kollege und er, einander gegenüber, bekennen sich offenherzig, daß sie zwei gewaltige Schurken sind. An andern diese Eigenschaften verachten? Meine Leute waren viel billiger, und mir ging es vortrefflich bei ihnen. Ich war der Hahn im Korbe. Abwesend ward ich gleich vermißt; man hätschelte mich. Ich war ihr kleiner Rameau, ihr artiger Rameau, ihr Rameau der Narr, der Unverschämte, der Unwissende, der Faule, der Fresser, der Schalksnarr, das große Tier. Jedes dieser Beimörter galt mir ein Lächeln,

eine Liebkosung, einen kleinen Schlag auf die Achsel, eine Ohrfeige, einen Fußtritt, bei Tafel einen guten Bissen, den man mir auf den Teller warf, nach Tische eine Freiheit, die ich mir nahm, als wenn es nichts bedeutete: denn ich bin ohne Bedeutung. Man macht aus mir, vor mir, mit mir alles, was man will, ohne daß es mir auffällt. Die kleinen Geschenke, die mir zuregneten — dummer Hund, der ich bin! das habe ich alles verloren. Alles habe ich verloren, weil ich einmal Menschenverstand hatte, ein einziges Mal in meinem Leben. Ach wenn mir das jemals wieder begegnet!

Ich. Wovon war denn die Rede?

Er. Rameau, Rameau! hatte man dich deshalb aufgenommen? welche Narrheit, ein bißchen Geist, ein bißchen Vernunft zu haben! Rameau, mein Freund, das wird dich lehren, das zu bleiben, wozu Gott dich gemacht hat und wie deine Beschützer dich haben wollen. Nun hat man dich bei den Schultern genommen, dich zur Türe geführt und gesagt: Fort, Schuft, laß dich nicht wieder sehen! Das will Sinn haben, glaub' ich, will Vernunft haben? Fort mit dir! Dergleichen haben wir übrig. Nun gingst du und bissst in die Finger. In die verfluchte Zunge hättest du vorher beißen sollen. Warum warst du nicht klüger? Nun bist du auf der Gasse, ohne einen Pfennig, und weißt nicht wohin. Du warst genährt, Mund, was begehrtst du? Und nun halte dich wieder an die Höfen. Gut logiert, und überglücklich wirst du nun sein, wenn man dich wieder ins Dachstübchen läßt; wohl gebettet warst du, und Stroh erwartet dich wieder zwischen dem Kutscher des Herrn von Soubise und Freund Robbé. Statt eines sanften und ruhigen Schlafes hörst du mit einem Ohr das Wiehern und Stampfen der Pferde und mit dem andern das tausendmal unerträglichere Geräusch trockner, harter, barbarischer

Berse. Unglücklich, überberaten, von tausend Teufeln besessen!

Jch. Aber gab' es denn kein Mittel, Euch wieder zurückzuführen? Ist denn Euer Fehler so groß, so unverzeihlich? An Euerm Platz suchte ich meine Leute wieder auf. Ihr seid ihnen viel nötiger, als Ihr glaubt. 5

Er. O gewiß! Jetzt, da ich sie nicht lachen mache, haben sie lange Weile wie die Hunde.

Jch. So ging' ich wieder hin. Ich ließ' ihnen keine Zeit, mich entbehren zu lernen, sich an ehrbare Unterhaltung zu gewöhnen: denn wer weiß, was geschehn kann. 10

Er. Das fürchte ich nicht, das kann nicht geschehen.

Jch. So vortrefflich Ihr auch sein mögt, ein anderer kann Euch ersetzen. 15

Er. Schwerlich!

Jch. Das sei! Aber ich ginge doch mit diesem entstellten Gesicht, diesem verirrten Blick, diesem losen Hals, diesen zerzausten Haaren, in diesem wahrhaft tragischen Zustand, wie Ihr da steht. Ich würfe mich zu den Füßen der Gottheit, und ganz gebückt sagte ich mit leiser, schluchzender Stimme: Vergebung, Madam, Vergebung! ich bin ein Unwürdiger, ein Nichtswürdiger. Es war ein unglücklicher Augenblick: denn Ihr wißt, es begegnet mir niemals, Menschenverstand zu haben, und ich ver- 25 spreche Euch, es soll in meinem ganzen Leben nicht wieder geschehen. (Lustig war es anzusehen, wie er, unterdessen ich so sprach, die Pantomime dazu spielte. Er hatte sich niedergeworfen, sein Gesicht an die Erde gedrückt, er schien mit beiden Händen die Spitze eines Pantoffels zu 30 halten; er weinte, er schluchzte, er sagte: Ja, meine kleine Königin, ja, das versprech' ich, in meinem ganzen Leben soll mir's nicht wieder begegnen. Dann sprang er auf und sagte mit ernstem und bedächtigem Ton:)

Er. Ja, Ihr habt Recht, das ist wohl das Beste. Herr Biellard sagt, sie sei so gut; ich weiß wohl, daß sie es ist; aber sich vor einer solchen Meerkatze zu erniedrigen, eine kleine elende Komödiantin um Barmherzigkeit anzuflehen, eine Kreatur, die dem Pfeifen des Parterres nicht ausweichen kann! — Ich Rameau, Sohn des Herrn Rameau, Apothekers von Dijon, ich ein rechtlicher Mann, der niemals das Knie vor irgend jemand gebeugt hat, ich Rameau, der Better dessen, den man den großen Rameau nennt, dessen, der nun grade und strack und mit freier Bewegung der Arme im Palais Royal spazieren geht, seitdem ihn Herr Carmontelle gezeichnet hat, wie er gebückt und die Hände unter den Rockschößen sonst einher schlich; ich, der ich Stücke fürs Klavier gesetzt habe, die niemand spielt, aber die vielleicht allein auf die Nachwelt kommen, die sie spielen wird, ich — genug ich! gehen sollt' ich? Nein, Herr, das geschieht nicht! (Nun legte er seine rechte Hand auf die Brust und fuhr fort:) Hier fühle ich etwas, das sich regt, das mir sagt: Rameau, das tust du nicht. Es muß doch eine gewisse Würde mit der menschlichen Natur innig verknüpft sein, die niemand ersticken kann. Das wacht nun einmal auf, um nichts und wieder nichts, ja um nichts und wieder nichts: denn es gibt andre Tage, da mich's gar nichts kostete, so niederträchtig zu sein, als man wollte, Tage, wo ich für einen Pfennig der kleinen Hus den H—n geküßt hätte.

Ich. Ei, mein Freund! sie ist weiß, niedlich, jung, fettlich. Zu so einer Demuthshandlung könnte sich wohl einer entschließen, der delikater wäre als Ihr.

Er. Verstehn wir uns. Es ist ein Unterschied zwischen H—n küssen. Es gibt ein eigentliches und ein figurliches. Fragt nur den dicken Bergier! er küßt Madame de la M— den H—n im eigentlichen und figur-

lichen Sinne; und wahrhaftig, das Eigentliche und Nützliche würde mir da gleich schlecht gefallen.

J. h. Behagt Euch das Mittel nicht, das ich Euch angebe, so habt doch den Mut, ein Bettler zu sein.

Er. Es ist hart, ein Bettler sein, indessen es so viel reiche Toren gibt, auf deren Unkosten man leben kann; und dann sich selbst verachten zu müssen, ist doch auch unerträglich.

J. h. Und kennt Ihr denn dieses Gefühl?

Er. Ob ich es kenne? Wie oft habe ich mir gesagt: 10
Wie, Rameau, es gibt zehntausend gute Tafeln zu Paris, zu funfzehn bis zwanzig Bedecken eine jede — und von allen diesen Bedecken ist keins für dich? Tausend kleine Schöngeister ohne Talent, ohne Verdienst, tausend kleine 15
Kreaturen ohne Reize, tausend platte Intrigants sind gut gekleidet — und du liegest nackend herum, so unfähig wärst du? Wie, du solltest nicht schmeicheln können wie ein anderer, nicht lügen, schwören, falsch schwören, versprechen, halten oder nicht halten wie ein anderer? 20
Solltest du nicht können auf vier Füßen kriechen wie ein anderer? Solltest du nicht den Liebeshandel der Frau begünstigen und das Briefchen des Mannes bestellen können wie ein anderer? Solltest du nicht einem hübschen Bürgermädchen begreiflich machen, daß sie übel angezogen 25
ist, daß zierliche Ohrgehänge, ein wenig Schminke, Spitzen und ein Kleid nach polnischem Schnitt sie zum Entzücken kleiden würden? daß diese kleinen Füßchen nicht gemacht sind, über die Straße zu gehen, daß ein hübscher Mann, jung und reich, sich finde, mit galoniertem Kleid, prächtiger 30
Equipage, sechs großen Lakaien, der sie im Vorbeigehen gesehen habe, der sie liebenswürdig finde, der seit dem Tage weder essen noch trinken könne, der nicht mehr schlafe, der daran sterben werde? — Aber mein Vater? — Nun nun, Euer Vater, der wird anfangs ein wenig

böse sein. — Und meine Mutter? die mir so sehr empfiehlt, ein ehrbares Mädchen zu bleiben, die mir immer sagt, über die Ehre gehe nichts in der Welt. — Alte Redensarten, die nichts heißen wollen. — Und mein

5 Beichtvater? — Den seht Ihr nicht mehr, oder wenn Ihr auf der Grille besteht, ihm die Geschichte Eures Zeitvertreibs zu erzählen, so kostet es Euch einige Pfunde Zucker und Kaffee. — Es ist ein strenger Mann, der mir schon wegen des Liebchens „Komm in meine Zelle“ die

10 Absolution verweigert hat. — Nur weil Ihr ihm nichts zu geben hattet. Aber wenn Ihr vor ihm in Spitzen erscheint . . . — Spitzen also soll ich haben? — Gewiß! und von aller Art! mit brillantenen Ohrgehängen . . . — Brillantene Ohrgehänge? — Ja! — Wie die Mar-

15 quise, die manchmal bei uns Handschuhe kauft? — Böllig so! In einer schönen Equipage mit Apfelschimmeln, zwei Bediente, ein kleiner Mohr hintendrauf und ein Lauser voraus; Schminke, Schönpflästerchen, und die Schleppe vom Diener getragen. — Zum Ball? — Zum Ball, zur

20 Oper, zur Komödie. Schon schlägt ihr das Herz vor Freude. Nun spiel' ich mit einem Papier zwischen den Fingern. Was ist das? — Nichts, gar nichts. — Ich dachte doch. — Ein Billet. — Und für wen? — Für Euch, wenn Ihr ein bißchen neugierig seid. — Neugierig?

25 Ich bin es gar sehr! Laßt sehn. (Sie liest.) Eine Zusammenkunft? Das geht nicht. — Wenn Ihr in die Messe geht. — Mama begleitet mich immer. Aber wenn er ein bißchen früh käme! Ich stehe immer zuerst auf und bin von allen zuerst im Comptoir . . . Er kommt, er

30 gefällt, und ehe man sich's versieht, zwischen Licht und Dunkel, verschwindet die Kleine; man bezahlt mir meine zweitausend Taler. Und ein solch Talent besitzest du eben so gut — und dir fehlt's an Brot? Schämst du dich nicht, Unglücklicher? Da erinnerte ich mich eines Hausens

Schelme, die mir nicht an den Anorren reichten, stolzend von Vermögen. Ich ging im Surtout von Baracan; sie waren mit Samt bedeckt, sie lehnten sich auf ein Rohr mit goldenem Schnabelkopfe, sie haben Aristoteles und Plato am Finger. Und was waren sie früher? Die elendsten Lumpenhunde, jetzt sind sie eine Art Herren. Auf einmal fühlte ich mir Mut, die Seele erhoben, den Geist subtil und fähig zu allem. Aber diese glücklichen Dispositionen dauern, scheint es, nicht lange: denn bis jetzt habe ich keinen besondern Weg machen können. Dem sei, wie ihm wolle, dies ist der Text zu meinen östern Selbstgesprächen. Paraphrasiert sie nach Belieben, nur ziehet mir den Schluß daraus, daß ich die Verachtung meiner selbst kenne, diese Qual des Gewissens, wenn wir die Gaben, die uns der Himmel schenkte, unbenuzt ruhen lassen. Es wäre fast eben so gut, nicht geboren zu sein. (Ich hörte ihm zu, und als er diese Szene des Verführers und des jungen Mädchens vortrug, fühlte ich mich von zwei entgegengesetzten Bewegungen getrieben: ich wußte nicht, ob ich mich der Lust zu lachen oder dem Trieb zur Verachtung hingeben sollte. Ich litt. Ich war betroffen von so viel Geschick und so viel Niedrigkeit, von so richtigen und wieder falschen Ideen, von einer so völligen Verkehrtheit der Empfindung, einer so vollkommenen Schändlichkeit und einer so seltenen Offenheit. Er bemerkte den Streit, der in mir vorging, und fragte:) Was habt Ihr?

Ich. Nichts.

Er. Ihr scheint verwirrt.

Ich. Ich bin es auch.

Er. Aber was ratet Ihr mir denn?

Ich. Von etwas anderm zu reden. Unglücklicher! zu welchem verworfenen Zustand seid Ihr geboren oder verleitet.

Er. Ich gesteh's. Aber laßt Euch meinen Zustand nicht allzusehr zu Herzen gehn: indem ich mich Euch eröffnete, war es meine Absicht nicht, Euch weh zu tun. Ich habe mir bei diesen Leuten etwas gespart. Bedenkt,
 5 daß ich gar nichts brauchte, ganz und gar nichts, und daß man mir für kleine Vergnügen noch so viel zu-
 legte. . . .

Hier findet sich im Manuskript eine Lücke. Die Szene ist verändert, und die Sprechenden sind in eins der Säler bei dem Palais Royal gegangen.

(Da fing er an, die Stirne sich mit der Faust zu schlagen, die Lippe zu beißen und mit verwirrtem Blick
 10 an der Decke herzusehen. Dabei rief er aus:) Nein, die Sache ist richtig, etwas habe ich beiseite gebracht; die Zeit ist vergangen, und das ist so viel gewonnen.

Ich. Verloren, wollt Ihr sagen.

Er. Nein, nein! gewonnen. Jeden Augenblick wird
 15 man reicher. Ein Tag weniger zu leben, oder ein Taler mehr, ist ganz eins. Der Hauptpunkt im Leben ist doch nur: frei, leicht, angenehm, häufig alle Abende auf den Nachstuhl zu gehn. O stercus pretiosum! das ist das große Resultat des Lebens in allen Ständen. Im letzten
 20 Augenblick hat einer so viel als der andre, Samuel Bernard, der mit Rauben, Plündern, Bankerottmachen siebenundzwanzig Millionen in Gold zusammenbringt und zurückläßt, so gut als Rameau, der nichts zurückläßt, Ra-
 meau, dem die Wohlthätigkeit das Leichentuch schaffen wird,
 25 womit man ihn einwickelt. Der Tote hört kein Glockengeläut; umsonst singen sich hundert Pfaffen heiser um seinetwillen; umsonst ziehen lange Reihen von brennenden Kerzen vor ihm und hinterher; seine Seele schreitet nicht neben dem Zeremonienmeister. Unter dem Marmor
 30 faulen oder unter der Erde, ist immer faulen. Um seinen Sarg rote und blaue Kinder oder niemand haben, was

ist daran gelegen? Und dann sehet diese Faust an! sie war strack wie ein Teufel; diese zehn Finger — zehn Stäbe in eine hölzerne Handwurzel befestigt; diese Sehnen — alte Darmsaiten, trockener, straffer, unbiegsamer, als die an einem Drechselerbad gedient haben. Aber ich habe sie so gequält, so geknickt, so gebrochen. Du willst nicht gehen, und ich, bei Gott! ich sage dir, gehen sollst du, und so soll's werden. (Und wie er das sagte, hatte er mit der rechten Hand die Finger und die Handwurzel der linken gefaßt; er riß sie herauf und herunter, die Fingerspitzen berührten den Arm, die Gelenke krachten, und ich fürchtete, er würde sich die Knochen verrenken.)

Ich. Nehmt Euch in Acht! Ihr tut Euch Schaden.

Er. Fürchtet nichts! das sind sie gewohnt. Seit zehn Jahren habe ich ihnen schon anders auf zu raten gegeben. So wenig sie dran wollten, haben die Schufte sich doch gewöhnen müssen, sie haben lernen müssen, die Tasten zu treffen und auf den Saiten herumzuspringen. Aber jetzt geht's auch, jetzt geht's. (Sogleich nimmt er die Stellung eines Violinspielers an. Er summt mit der Stimme ein Allegro von Vocatelli; sein rechter Arm ahmt die Bewegung des Bogens nach, die Finger seiner linken Hand scheinen sich auf dem Hals der Violine hin und her zu bewegen. Bei einem falschen Ton hält er inne, stimmt die Saite und kneipt sie mit dem Nagel, um gewiß zu sein, daß der Ton rein ist. Dann nimmt er das Stück wieder auf, wo er es gelassen hat. Er tritt den Takt, zerarbeitet sich mit dem Kopfe, den Füßen, den Händen, den Armen, dem Körper, wie ihr manchmal im Concert spirituel Ferrari oder Chiabran oder einen andern Virtuosen in solchen Zuckungen gesehen habt, das Bild einer ähnlichen Marter vorstellend und uns ungefähr denselben Schmerz mitteilend. Denn ist es nicht eine schmerzliche Sache, an demjenigen nur die Marter

zu schauen, der bemüht ist, uns das Vergnügen auszudrücken? Zieht einen Vorhang zwischen mich und diesen Menschen, damit ich ihn wenigstens nicht sehe, wenn er sich nun einmal wie ein Verbrecher auf der Folterbank
5 gebärden muß! — Aber in der Mitte solcher heftigen Bewegungen und solches Geschreis veränderte mein Mann sein ganzes Wesen bei einer harmonischen Stelle, wo der Bogen sanft auf mehreren Saiten stirbt. Auf seinem Gesicht verbreitete sich ein Zug von Entzücken. Seine
10 Stimme ward sanfter, er behorchte sich mit Wollust. Ich glaubte so gut die Akkorde zu hören als er. Dann schien er sein Instrument mit der Hand, in der er's gehalten hatte, unter den linken Arm zu nehmen, die Rechte mit dem Bogen ließ er sinken und sagte:) Nun, was denkt
15 Ihr davon?

Ich. Vortrefflich!

Er. Das geht so, dünkt mich. Das klingt ungefähr wie bei den andern. (Als bald kauerte er, wie ein Tonkünstler, der sich vor's Klavier setzt. Ich bitte um Gnade
20 für Euch und für mich, sagte ich.)

Er. Nein, nein! weil ich Euch einmal festhalte, sollt Ihr mich auch hören. Ich verlange keinen Beifall, den man gibt, ohne zu wissen warum. Ihr werdet mich mit mehr Sicherheit loben, und das verschafft mir einen
25 Schüler mehr.

Ich. Ich habe so wenig Bekanntschaft, und Ihr ermüdet Euch ganz umsonst.

Er. Ich ermüde niemals. (Da ich sah, daß mich der Mann vergebens dauerte — denn die Sonate auf
30 der Violine hatte ihn ganz in Wasser gesetzt — so ließ ich ihn eben gewähren. Da sitzt er nun vor dem Klaviere, mit gebogenen Knien, das Gesicht gegen die Decke gewendet; man hätte geglaubt, da oben sehe er eine Partitur. Nun sang er, prälu-dierte, exekutierte ein Stück

von Alberti oder Galuppi, ich weiß nicht von welchem. Seine Stimme ging wie der Wind, und seine Finger flatterten über den Tasten. Bald verließ er die Höhe, um sich im Bass aufzuhalten, bald ging er von der Begleitung wieder zur Höhe zurück. Die Leidenschaften folgten einander auf seinem Gesichte, man unterschied den Zorn, die Zärtlichkeit, das Vergnügen, den Schmerz, man fühlte das Piano und Forte, und gewiß würde ein Geschickterer als ich das Stück an der Bewegung, dem Charakter, an seinen Mienen, aus einigen Zügen des Gesangs erkannt haben, die ihm von Zeit zu Zeit entführen. Aber höchst seltsam war es, daß er manchmal tastete, sich schalt, als wenn er gefehlt hätte, sich ärgerte, das Stück nicht geläufig in den Fingern zu haben. Endlich sagte er:) Nun seht Ihr (und wandte sich um und trocknete den Schweiß, der ihm die Wangen hinunterlies), Ihr seht, daß wir auch mit Dissonanzen umzuspringen wissen, mit überflüssigen Quinten, daß die Verkettung der Dominanten uns geläufig ist. Diese enharmonischen Passagen, von denen der liebe Onkel so viel Lärm macht, sind eben keine Hexerei. Wir wissen uns auch herauszuziehen.

Ich. Ihr habt Euch viel Mühe gegeben, mir zu zeigen, daß Ihr sehr geschickt seid. Ich war der Mann, Euch aufs Wort zu glauben.

Er. Sehr geschickt! Das nicht. Was mein Handwerk betrifft, das verstehe ich ungefähr, und das ist mehr als nötig: ist man denn in diesem Lande verbunden, das zu wissen, was man lehrt?

Ich. Nicht mehr, als das zu wissen, was man lernt.

Er. Wichtig getroffen, vollkommen richtig! Nun, Herr Philosoph, die Hand aufs Gewissen, redlich gesprochen: es war eine Zeit, wo Ihr nicht so gesüttert wart wie jetzt.

Jch. Noch bin ich's nicht sonderlich.

Er. Aber doch würdet Ihr im Sommer nicht mehr ins Luxemburg gehn — Erinnerst Ihr Euch? im —

Jch. Laßt das gut sein. Ja! ich erinnere mich.

Er. Im Überrock von grauem Plüsch?

Jch. Ja doch!

Er. Verschabt an der einen Seite, mit zerrissenen Manschetten und schwarzwollenen Strümpfen, hinten mit weißen Faden geflickt.

Jch. Ja doch, ja! Alles, wie's Euch gefällt.

Er. Was machtet Ihr damals in der Allee der Seufzer?

Jch. Eine sehr traurige Gestalt.

Er. Und von da ging's über's Pflaster.

Jch. Ganz recht!

Er. Ihr gabt Stunden in der Mathematik.

Jch. Ohne ein Wort davon zu verstehen. Nicht wahr, dahin wolltet Ihr?

Er. Getroffen!

Jch. Ich lernte, indem ich andre unterrichtete, und ich habe einige gute Schüler gezogen.

Er. Das ist möglich. Aber es geht nicht mit der Musik wie mit der Algebra oder Geometrie. Jetzt, da Ihr ein stattlicher Herr seid —

Jch. Nicht so gar stattlich.

Er. Da Ihr Heu in den Stiefeln habt —

Jch. Sehr wenig.

Er. Nun haltet Ihr Eurer Tochter Lehrmeister.

Jch. Noch nicht; denn ihre Mutter besorgt die Erziehung. Man mag gern Frieden im Hause haben.

Er. Frieden im Hause, beim Henker! den hat man nur, wenn man Knecht oder Herr ist, und Herr muß man sein. Ich hatte eine Frau, Gott sei ihrer Seele gnädig! aber wenn sie manchmal stöckisch wurde, setzte

ich mich auch auf meine Klauen, entfaltete meinen Donner und sagte wie Gott: es werde Licht! und es ward Licht. Auch haben wir in vier Jahren nicht zehnmal im Eifer gegen einander unsre Stimmen erhoben. Wie alt ist Euer Kind? 5

Jch. Das tut nichts zur Sache.

Er. Wie alt ist Euer Kind?

Jch. In 's Teufels Namen, laßt mein Kind und sein Alter! Reden wir von den Lehrmeistern, die sie haben wird. 10

Er. Bei Gott! so ist doch nichts störriger als ein Philosoph. Wenn man Euch nun ganz gehorsamst bäte, könnte man von dem Herrn Philosophen nicht erfahren, wie alt ungefähr Mademoiselle seine Tochter ist?

Jch. Acht Jahre könnt Ihr annehmen. 15

Er. Acht Jahre! Schon vier Jahre sollte sie die Finger auf den Tasten haben.

Jch. Aber vielleicht ist mir nicht viel daran gelegen, in den Plan ihrer Erziehung ein solches Studium einzuflechten, das so lange beschäftigt und so wenig nützt. 20

Er. Und was soll sie denn lernen, wenn's beliebt?

Jch. Vernünftig denken, wenn's möglich ist — eine seltne Sache bei Männern und noch seltner bei Weibern.

Er. Mit Eurer Vernunft! Laßt sie hübsch, unterhaltend, kokett sein. 25

Jch. Keinesweges! Die Natur war stiefmütterlich genug gegen sie und gab ihr einen zarten Körperbau mit einer fühlenden Seele; und ich sollte sie den Mühseligkeiten des Lebens aussetzen, eben als wenn sie derb gebildet und mit einem ehernen Herzen geboren wäre? Nein, wenn es möglich ist, so lehre ich sie das Leben mit Mut ertragen. 30

Er. Laßt sie doch weinen, leiden, sich zieren und

gereizte Nerven haben wie die andern, wenn sie nur hübsch, unterhaltend und kokett ist! Wie, keinen Tanz?

Jch. Nicht mehr, als nötig ist, um sich schicklich zu neigen, sich anständig zu betragen, sich vorteilhaft darzustellen und ungezwungen zu gehen.

Er. Keinen Gesang?

Jch. Nicht mehr, als nötig ist, um gut auszusprechen.

Er. Keine Musik?

Jch. Gäbe es einen guten Meister der Harmonie, gern würde ich sie ihm zwei Stunden täglich anvertrauen, auf ein oder zwei Jahre, aber nicht länger.

Er. Und nun an die Stelle so wesentlicher Dinge, die Ihr ablehnt —

Jch. Setze ich Grammatik, Fabel, Geschichte, Geographie, ein wenig Zeichnen und viel Moral.

Er. Wie leicht wäre es mir, Euch zu zeigen, wie unnütz alle diese Kenntnisse in einer Welt wie die unsrige sind. Was sage ich: unnütz? vielleicht gefährlich. Aber daß ich bei einer einzigen Frage bleibe: muß sie nicht wenigstens ein oder zwei Lehrer haben?

Jch. Ganz gewiß.

Er. Ah, da sind wir wieder. Und diese Lehrer — glaubt Ihr denn, daß sie die Grammatik, die Fabel, die Geschichte, die Geographie, die Moral verstehen werden, worin sie Unterricht geben? Pöffen, lieber Herr, Pöffen. Besäßen sie diese Kenntnisse hinlänglich, um sie zu lehren, so lehrten sie sie nicht.

Jch. Und warum?

Er. Sie hätten ihr Leben verwendet, sie zu studieren. Man muß tief in eine Kunst oder eine Wissenschaft gedrungen sein, um die Anfangsgründe wohl zu besitzen. Klassische Werke können nur durch Männer hervorgebracht werden, die unter dem Harnisch grau geworden sind. Erst Mittel und Ende klären die Finsternisse des An-

sangs auf. Fragt Guern Freund Herrn d'Alembert, den Chorführer mathematischer Wissenschaften, ob er zu gut sei, die Elemente zu lehren. Nach dreißig oder vierzig Jahren Übung ist mein Onkel die erste Dämmerung musikalischer Theorie gewahr worden. 5

Jch. O Narr! Erznarr! rief ich aus: wie ist es möglich, daß in deinem garstigen Kopf so richtige Gedanken vermischt mit so viel Tollheit sich finden?

Er. Wer Teufel kann das wissen? Wirft sie ein Zufall hinein, so bleiben sie drinne. So viel ist gewiß: 10 wenn man nicht alles weiß, so weiß man nichts recht. Man versteht nicht, wo eine Sache hinwill, wo eine andre herkommt, wohin diese oder jene geordnet sein will, welche vorausgehn oder folgen soll. Unterrichtet man gut ohne Methode? und die Methode, woher kommt sie? 15 Seht, lieber Philosoph, mir ist, als wenn die Physik immer eine arme Wissenschaft sein würde, ein Tropfen Wasser mit einer Stecknadelspitze aus dem unendlichen Ozean geschöpft, ein Sandkörnchen von der Alpenkette losgelöst. Und nun gar die Ursachen der Erscheinungen! 20 Wahrhaftig, es wäre besser, gar nichts zu wissen, als so wenig so schlecht zu wissen. Und da war ich gerade, als ich mich zum Lehrer der musikalischen Begleitung aufwarf. Worauf denkt Ihr?

Jch. Ich denke, daß alles, was Ihr da sagt, auf- 25 fallender als gründlich ist. Es mag gut sein. Ihr unterweist, sagtet Ihr, in der Begleitung und Tonsetzung?

Er. Ja.

Jch. Und wußtet gar nichts davon?

Er. Nein, bei Gott! und deswegen waren jene 30 viel schlimmer als ich, die sich einbildeten, sie verstünden was. Wenigstens verdarb ich weder das Urtheil noch die Hände der Kinder. kamen sie nachher von mir zu einem guten Meister, so hatten sie nichts zu verlernen, da sie

nichts gelernt hatten, und das war immer so viel Geld und Zeit gewonnen.

Jch. Wie machtet Ihr das aber?

Er. Wie sie's alle machen. Ich kam, ich warf mich
 5 in einen Stuhl. Was das Wetter schlecht ist! wie das
 Pflaster ermüdet! Dann kam es an einige Neuigkeiten.
 Mademoiselle Lemierre sollte eine Bestalin in der neuen
 Oper machen: sie ist aber zum zweitenmal guter Hoff-
 nung; man weiß nicht, wer sie dublieren wird. Ma-
 10 demoiselle Arnould hat ihren kleinen Grafen fahren lassen.
 Man sagt, sie unterhandelt mit Bertin. Unterdessen hat
 sich der kleine Graf mit dem Porzellan des Herrn
 von Montamy entschädigt. Im letzten Liebhaberkonzert
 war eine Italienerin, die wie ein Engel gesungen hat.
 15 Das ist ein feltner Körper, der Prévaille. Man muß ihn
 in dem „galanten Merkur“ sehen. Die Stelle des Rät-
 sels ist unbezahlbar. Die arme Dumesnil weiß nicht
 mehr, was sie sagt, noch was sie tut . . . Frisch, Ma-
 demoiselle, Ihr Notenbuch! Und indem Mademoiselle
 20 sich gar nicht übereilt, das Buch sucht, das sie verlegt
 hat, man das Kammermädchen ruft, fahre ich fort: Die
 Clairon ist wirklich unbegreiflich. Man spricht von einer
 sehr abgeschmackten Heirat der Mademoiselle — wie heißt
 sie doch? — einer kleinen Kreatur, die er unterhielt, der
 25 er zwei, drei Kinder gemacht hat, die schon so mancher
 unterhalten hatte. — „Geht, Rameau, das ist nicht mög-
 lich!“ — Genug, man sagt, die Sache ist gemacht. Es
 geht das Gerücht, daß Voltaire tot ist. Desto besser —
 „Warum desto besser?“ — Da gibt er uns gewiß wieder
 30 was Neckisches zum besten. Das ist so seine Art, vier-
 zehnte Tage, ehe er stirbt . . . Was soll ich weiter sagen?
 Da sagte ich nun einiges Unanständige aus den Häusern,
 wo ich gewesen war: denn wir sind alle große Klätcher.
 Ich spielte den Narren, man hörte mich an, man lachte,

man rief: Er ist doch immer allerliebste! Unterdessen hatte man das Notenbuch unter einem Sessel gefunden, wo es ein kleiner Hund, eine kleine Katze herumgeschleppt, zerkaut, zerrissen hatte. Nun setzte sich das schöne Kind ans Klavier, nun machte sie erst allein gewaltigen Lärm 5 darauf. Ich nahte mich dann und machte der Mutter heimlich ein Zeichen des Beifalls. — „Nun, das geht so übel nicht (sagt die Mutter), man brauchte nur zu wollen; aber man will nicht, man verdirbt lieber seine Zeit mit Schwätzen, Tändeln, Auslaufen und mit Gott 10 weiß was. Ihr wendet kaum den Rücken, so ist auch schon das Buch zu, und nur, wenn Ihr wieder da seid, wird es aufgeschlagen. Auch hör' ich niemals, daß Ihr einen Verweis gebt.“ — Unterdessen, da doch was geschehen mußte, so nahm ich ihr die Hände und setzte sie anders. 15 Ich tat böse, ich schrie: Sol, sol, sol, Mademoiselle, es ist ein sol. Die Mutter: „Mademoiselle, habt Ihr denn gar keine Ohren? Ich steh' nicht am Klavier, ich sehe nicht in Euer Buch und fühle selbst, ein sol muß es sein. Ihr macht dem Herrn eine unendliche Mühe, be- 20 haltet nichts, was er Euch sagt, kommt nicht vorwärts.“ — Nun fing ich diese Streiche ein wenig auf, zuckte mit dem Kopfe und sagte: Verzeiht, Madam, verzeiht! Es könnte besser gehen, wenn Mademoiselle wollte, wenn sie ein wenig studierte; aber so ganz übel geht es doch 25 nicht. — „An Eurer Stelle hielt' ich sie ein ganzes Jahr an einem Stücke fest.“ — Was das betrifft, soll sie mir nicht los, bis sie über alle Schwierigkeiten hinaus ist; und das dauert nicht so lange, als Madam vielleicht glaubt. — „Herr Rameau, Ihr schmeichelt ihr; Ihr 30 seid zu gut. Das ist von der Lektion das einzige, was sie behalten und mir gelegentlich wiederholen wird.“ — So ging die Stunde vorbei. Meine Schülerin reichte mir die Marke mit anmutiger Armbewegung, mit einem

Reverenz, wie sie der Tanzmeister gelehrt hatte. Ich steckte es in meine Tasche, und die Mutter sagte: „Recht schön, Mademoiselle! Wenn Favillier da wäre, würde er applaudieren.“ Ich schwatzte noch einen Augenblick der Schicklichkeit wegen, dann verschwand ich — und das hieß man damals eine Lektion in der Begleitung.

Ich. Und heutzutage, ist es denn anders?

Er. Bei Gott! das sollt' ich denken. Ich komme, bin ernsthaft, werfe meinen Muff weg, öffne das Klavier, versuche die Tasten, bin immer eilig, und wenn man mich einen Augenblick warten läßt, so schrei' ich, als wenn man mir einen Taler stähle. In einer Stunde muß ich da und dort sein, in zwei Stunden bei der Herzogin so und so, Mittags bei einer schönen Marquise, und von da gibt's ein Konzert bei Herrn Baron von Bagge, rue neue des Petits-champs.

Ich. Und indessen erwartet man Euch nirgends.

Er. Das ist wahr!

Ich. Und wozu alle diese Kleinen niederträchtigen Künste?

Er. Niederträchtig? und warum? wenn's beliebt. In meinem Stand sind sie gewöhnlich, und ich erniedrige mich nicht, wenn ich handle wie jedermann. Ich habe sie nicht erfunden, und ich wäre sehr wunderlich und ungeschickt, mich nicht zu bequemen. Wohl weiß ich, daß Ihr mir da gewisse allgemeine Grundsätze anführen werdet von einer gewissen Moral, die sie alle im Munde haben und niemand ausübt. Da mag sich denn finden, daß Schwarz Weiß, und Weiß Schwarz ist. Aber, Herr Philosoph, wenn es ein allgemeines Gewissen gibt, wie eine allgemeine Grammatik, so gibt es auch Ausnahmen in jeder Sprache. Ihr nennt sie, denk' ich, ihr Gelehrten — nun, so helfst mir doch —

Ich. Idiotismen.

Er. Ganz recht. Und jeder Stand hat Ausnahmen von dem allgemeinen Gewissen, die ich gar zu gern Handwerks=Idiotismen nennen möchte.

Ich. Richtig! Fontenelle spricht gut, schreibt gut, und sein Stil wimmelt von französischen Idiotismen. 5

Er. Und der Fürst, der Minister, der Financier, die Magistratsperson, der Soldat, der Gelehrte, der Advokat, der Prokurator, der Kaufmann, der Bankier, der Handwerker, der Singmeister, der Tanzmeister sind sehr rechtschaffene Leute, wenn sich gleich ihr Betragen auf mehreren Punkten von dem allgemeinen Gewissen entfernt und voll moralischer Idiotismen befunden wird. Je älter die Einrichtungen der Dinge, je mehr gib'ts Idiotismen. Je unglücklicher die Zeiten sind, um so viel vermehren sich die Idiotismen. Was der Mensch wert 10 ist, ist sein Handwerk wert; und wechselseitig am Ende: was das Handwerk taugt, taugt der Mensch. Und so sucht man denn das Handwerk so viel als möglich geltend zu machen. 15

Ich. So viel ich merken kann, soll alle das Redegeschlechte nur sagen: selten wird ein Handwerk rechtlich betrieben, oder wenig rechtliche Leute sind bei ihrem Handwerk. 20

Er. Gut! die gib'ts nicht. Aber dagegen gib'ts auch wenig Schelme außer ihrer Werkstatt. Und alles würde gut gehen, wenn es nicht eine Anzahl Leute gäbe, die man fleißig nennt, genau, streng ihre Pflichten erfüllend, ernst, oder was auf eins hinauskommt: immer in ihren Werkstätten, ihre Handwerke treibend, von Morgen bis auf den Abend, und nichts als das. Auch sind sie 25 die einzigen, die reich werden und die man schätzt. 30

Ich. Der Idiotismen willen.

Er. Ganz recht! Ihr habt mich verstanden. Also der Idiotismen willen: denn es gibt ihrer, die

allen Vändern gemein sind, allen Zeiten, wie es allgemeine Torheiten gibt; genug, ein allgemeiner Idiotismus ist, sich so viel Kunden zu verschaffen als möglich; eine gemeinsame Albernheit ist's, zu glauben, daß der Geschickteste die meisten habe. Das sind zwei Ausnahmen vom allgemeinen Gewissen, denen man eben nachgeben muß, eine Art Kredit; nichts an sich, aber die Meinung macht es zu was. Sonst sagte man: guter Ruf ist goldnen Gürtel wert. Indessen nicht immer hat der einen goldnen Gürtel, der guten Ruf hat. Aber das ist hentzutage gewiß: wer den goldnen Gürtel hat, dem fehlt der gute Ruf nicht. Man muß, wenn's möglich ist, den Ruf und den Gürtel haben. Das ist mein Zweck, wenn ich mich gelten mache, und zwar durch das, was Ihr unwürdige, niederträchtige, kleine Kunstgriffe scheltet. Ich gebe meine Stunde, gebe sie gut; das ist die allgemeine Regel. Ich mache die Leute glauben, daß ich deren mehr zu geben habe, als der Tag Stunden hat; das gehört zu den Idiotismen.

Ich. Und Euern Unterricht gebt Ihr gut?

Er. Ja! nicht übel, ganz leidlich. Der Grundbaß meines Dufels hat das alles sehr vereinfacht. Sonst stahl ich meinem Lehrling das Geld. Ja ich stahl's, das ist ausgemacht. Jetzt verdien' ich's wenigstens so gut als ein andrer.

Ich. Und Ihr stahl es ohne Gewissensbisse?

Er. Was das betrifft: man sagt, wenn ein Räuber den andern beraubt, so lacht der Teufel dazu. Die Eltern strotzten von ungeheuren, Gott weiß wie erworbenem Gute. Es waren Hofleute, Finanzleute, große Kaufleute, Bankiers, Mäkler. Ich und viele andre, die sie brauchten wie mich, wir erleichterten ihnen die gute Handlung des Wiedererstattens. In der Natur fressen sich alle Gattungen, alle Stände fressen sich in der Ge-

jellschaft; wir strafen einer den andern, ohne daß das Gesetz sich drein mische. Die Deschamps sonst, wie jetzt die Guimard, rächt den Prinzen am Finanzmann; die Modehändlerin, der Juwelenhändler, der Tapezierer, die Wäscherin, der Ganner, das Kammermädchen, der Koch, der Sattler rächen den Finanzmann an der Deschamps, und indessen ist's nur der Unfähige, der Faule, der zu kurz kommt, ohne jemand verkürzt zu haben; und das geschieht ihm recht, und daran seht Ihr, daß alle die Ausnahmen vom allgemeinen Gewissen, alle diese moralischen Idiotismen, über die man so viel Lärm macht und sie Schelmstreiche nennt, gar nichts heißen wollen und daß es überhaupt nur darauf ankommt, wer den rechten Blick hat.

Jch. Den Euern bewundre ich.

Er. Und denn das Elend! Die Stimme des Gewissens und der Ehre ist sehr schwach, wenn die Eingeweide schreien. Genug, wenn ich einmal reich werde, muß ich eben auch wiedererstaten, und ich bin fest entschlossen, wiederzuerstaten, auf alle mögliche Weise, durch die Tafel, durchs Spiel, den Wein und die Weiber.

Jch. Aber ich fürchte, Ihr kommt niemals dazu.

Er. Mir ahnet auch so was.

Jch. Wenn's Euch aber doch gelänge, was würdet Ihr tun?

Er. Machen wollt' ich's wie alle glücklichen Bettler: der insolenteste Schuft wollt' ich sein, den man jemals gesehn hätte. Erinnern würde ich mich an alles, was sie mir Leids getan, und ich wollte ihnen die schlechte Behandlung redlich wiedererstaten. Ich mag gern befehlen, und befohlen werd' ich. Ich will gelobt sein, und man wird mich loben. Das sämtliche Klatschpad will ich im Sold haben, und wie man mit mir gesprochen hat, will ich mit ihnen sprechen. Frisch, ihr Schurken,

man unterhalte mich! und man wird mich unterhalten. Man zerreiße die rechtlichen Leute! und man wird sie zerreißen, wenn's ihrer noch gibt. Dann wollen wir Mädchen haben, wir wollen uns duzen, wenn wir be-
 6 trunken sind, wir wollen uns betrinken und Märchen er-
 finden; an allerlei Schiesheiten und Lasteren soll es nicht fehlen. Das wird köstlich sein. Dann beweisen wir, daß Voltaire ohne Genie sei; daß Buffon, immer hoch auf Stelzen herschreitend, aufgeblasen deklamire; daß Montes-
 10 quieu nur ein schöner Geist sei; d'Alembert verweisen wir in seine Mathematik und gehen solchen kleinen Cato-
 nen, wie Ihr, über Bauch und Rücken weg, euch, die ihr uns aus Neid verachtet, deren Bescheidenheit nur Stolz andeutet und deren Enthalttsamkeit durch die Not ge-
 15 boten wird. Und was die Musik betrifft — hernach wollen wir erst Musik machen!

Ich. An dem würdigen Gebrauch, den Ihr von Eurem Reichthum zu machen gedenkt, sehe ich, wie sehr es schade ist, daß Ihr ein Bettler seid. Ihr würdet,
 20 merk' ich, auf eine für das Menschengeschlecht sehr ehren-
 volle Weise leben, auf eine Euren Mitbürgern, Euch selbst höchst rühmliche Weise.

Er. Ihr spottet wohl gar, Herr Philosoph, und wißt nicht, mit wem Ihr's vorhabt. Ihr merkt nicht, daß ich
 25 in diesem Augenblick den beträchtlichsten Teil der Stadt und des Hofes vorstelle. Unsere Reichen aller Stände haben sich dasselbe gesagt oder haben sich's nicht gesagt, dasselbe, was ich Euch so eben vertraute. So viel ist aber gewiß, das Leben, das ich an ihrer Stelle führen
 30 würde, ist ganz genau ihr Leben. So seid ihr nun, ihr andern! Ihr glaubt, dasselbige Glück sei für alle gemacht. Welch wunderliche Grille! Eure Art von Glück verlangt eine gewisse romanenhafte Wendung des Geistes, die wir nicht haben, eine sonderbare Seele, einen eignen Ge-

schmack. Diese Grillen verziert ihr mit dem Namen der Tugend, ihr nennt es Philosophie; aber die Tugend, die Philosophie, sind sie denn für alle Welt? Wer's vermag, halte es, wie er will; aber denkt Euch, die Welt wäre weise und philosophisch gesinnt — gesteht nur, verteufelt 5 traurig würde sie sein. Leben soll mir dagegen Salomons Philosophie und Weisheit, gute Weine zu trinken, köstliche Speisen zu schlucken, hübsche Weiber zu besitzen, auf weichen Betten zu ruhen; übrigens ist alles eitel.

Jch. Wie? sein Vaterland verteidigen? 10

Er. Eitelkeit! Es gibt kein Vaterland mehr. Von einem Vol zum andern sehe ich nur Tyrannen und Sklaven.

Jch. Seinen Freunden zu dienen?

Er. Eitelkeit! Hat man denn Freunde? Und wenn man ihrer hätte, sollte man sie in Undankbare verwandeln? Befehlt's genau, und Ihr werdet finden: fast immer 15 ist's Undank, was man für geleistete Dienste gewinnt. Die Dankbarkeit ist eine Last, und jede Last mag man gern abwerfen.

Jch. Ein Amt haben und dessen Pflichten erfüllen? 20

Er. Eitelkeit! Habe man eine Bestimmung oder nicht, wenn man nur reich ist; denn man übernimmt doch nur ein Geschäft, um reich zu werden. Seine Pflichten erfüllen, wohin kann das führen? Zur Eifersucht, zur Unruhe, zur Verfolgung. Kommt man auf solche Weise 25 vorwärts? Seine Aufwartung machen, die Großen sehen, ihren Geschmack ausforschen, ihren Phantasien nachhelfen, ihren Lastern dienen, ihre Ungerechtigkeiten billigen — das ist das Geheimnis.

Jch. Um die Erziehung seiner Kinder besorgt sein? 30

Er. Eitelkeit! Das ist die Sache des Lehrers.

Jch. Aber wenn der Lehrer nach Guern eignen Grundsätzen seine Pflichten versäumt, wer wird alsdann gestraft?

Er. Ich doch wohl nicht? Aber vielleicht einmal der Mann meiner Tochter oder die Frau meines Sohns.

Ich. Aber wenn sie sich ins liederliche Leben, ins Laster stürzen?

5 Er. Das ist standsmäßig.

Ich. Wenn sie sich entehren?

Er. Man mag sich stellen, wie man will: man entehrt sich nicht, wenn man reich ist.

Ich. Wenn sie sich zu Grunde richten?

10 Er. Desto schlimmer für sie.

Ich. Und wenn Ihr Euch nicht nach dem Betragen Eurer Frau, Eurer Kinder erkundigt, so möchtet Ihr auch wohl Eure Haushaltung vernachlässigen.

Er. Verzeiht, es ist manchmal schwer, Geld zu finden,
15 und drum ist es klug, sich von weitem vorzusehn.

Ich. Und um Eure Frau werdet Ihr Euch wenig bekümmern?

Er. Gar nicht, wenn's beliebt. Das beste Betragen gegen seine liebe Hälfte bleibt immer, das zu tun, was
20 ihr ansteht. Doch geschähe im ganzen, was Ihr wünscht, so würde die Gesellschaft sehr langweilig sein, wenn jeder nur darin an sich und sein Gewerbe dächte.

Ich. Warum nicht? Der Abend ist niemals schöner für mich, als wenn ich mit meinem Morgen zufrieden bin.

25 Er. Für mich gleichfalls.

Ich. Was die Weltleute so delikat in ihrem Zeitvertreib macht, das ist ihr tiefer Müßiggang.

Er. Glaub't's nicht. Sie machen sich viel zu schaffen.

Ich. Da sie niemals müde werden, so erholen sie
30 sich niemals.

Er. Glaub't's nicht. Sie sind immer außer Atem.

Ich. Das Vergnügen ist immer ein Geschäft für sie, niemals ein Bedürfnis.

Er. Desto besser. Das Bedürfnis ist immer beschwerlich.

Ich. Alles nutzen sie ab. Ihre Seele stumpft sich,
 und die Langeweile wird Herr. Wer ihnen mitten in
 dem erdrückenden Überfluß das Leben nähme, würde
 ihnen einen Dienst leisten, eben weil sie vom Glück nur
 den Theil kennen, der sich am schnellsten abstumpft. Ich ⁵
 verachte nicht die Freuden der Sinne, ich habe auch
 einen Gaumen, der durch eine feine Speise, durch einen
 köstlichen Wein geschmeichelt wird; ich habe ein Herz und
 Auge, ich mag auch ein zierliches Weib besitzen, sie um-
 fassen, meine Lippen auf die ihrigen drücken, Wollust aus ¹⁰
 ihren Blicken saugen und an ihrem Busen vor Freude
 vergehn. Manchmal mißfällt mir nicht ein lustiger Abend
 mit Freunden, selbst ein ausgelassener; aber ich kann Euch
 nicht verhalten, mir ist's unendlich süßer, dem Unglück-
 lichen geholfen, eine kitzlige Sache geendigt, einen weisen ¹⁵
 Rath gegeben, ein angenehmes Buch gelesen, einen Spazier-
 gang mit einem werthen Freunde, einer werthen Freundin
 gemacht, lehrreiche Stunden mit meinen Kindern zu-
 gebracht, eine gute Seite geschrieben und der Geliebten
 zärtliche, sanfte Dinge gesagt zu haben, durch die ich mir ²⁰
 eine Umarmung verdiene. Ich kenne wohl Handlungen,
 welche getan zu haben ich alles hingäbe, was ich besitze.
 Mahomet ist ein vortreffliches Werk; aber ich möchte
 lieber das Andenken des Galas wieder hergestellt haben.
 Einer meiner Bekannten hatte sich nach Carthagena ge- ²⁵
 flüchtet. Es war ein nachgeborener Sohn aus einem
 Lande, wo das Herkommen alles Vermögen dem Ältesten
 zuspricht. Dort vernimmt er, daß sein Erstgeborener, ein
 verzogener Sohn, seinen zu nachgiebigen Eltern alle Be-
 sitzungen entzogen, sie aus ihrem Schlosse verjagt habe, ³⁰
 daß die guten Alten in einer kleinen Provinzstadt ein
 kümmerliches Leben führen. Was tut nun dieser Nach-
 geborne, der, in seiner Jugend hart von den Eltern ge-
 halten, sein Glück in der Ferne gesucht hatte? Er schickt

ihnen Hilfe, er eilt, seine Geschäfte zu ordnen, er kommt reich zurück, er führt Vater und Mutter in ihre Wohnung, er verheiratet seine Schwestern. Ach, mein lieber Rameau, diesen Teil seines Lebens betrachtete der Mann als den glücklichsten. Mit Tränen im Auge sprach er mir davon, und mir, indem ich es Euch erzähle, bewegt sich das Herz für Freude, und das Vergnügen versetzt mir die Stimme.

Er. Ihr seid wunderliche Wesen.

Ich. Ihr seid bedauernswerte Wesen, wenn ihr nicht begreift, daß man sich über das Schicksal erheben kann und daß es unmöglich ist, unglücklich zu sein unter dem Schutze zwei so schöner Handlungen.

Er. Das ist eine Art Glückseligkeit, mit der ich mich schwerlich befreunden könnte: denn man findet sie selten. So meint Ihr denn also wirklich, man müßte rechtschaffen sein?

Ich. Um glücklich zu sein, gewiß!

Er. Indessen sehe ich unendlich viel rechtschaffne Leute, die nicht glücklich sind, und unendlich viel Leute, die glücklich sind, ohne rechtschaffen zu sein.

Ich. Das scheint Euch nur so.

Er. Und warum fehlt's mir heute Abend an Nachtessen, als weil ich einen Augenblick Menschenverstand und Offenheit zeigte!

Ich. Keinesweges, sondern weil Ihr sie nicht immer hattet, weil Ihr nicht bei Zeiten fühltet, daß man sich vor allen Dingen einrichten sollte, unabhängig von Knechtschaft zu sein.

Er. Unabhängig oder nicht. Meine Einrichtung ist wenigstens die bequemste.

Ich. Aber nicht die sicherste, die ehrenvollste.

Er. Aber die passendste für meinen Charakter eines Tagdiebs, eines Loren, eines Längenschiffs.

Ich. Vollkommen.

Er. Und eben weil ich mein Glück machen kann durch Taster, die mir natürlich sind, die ich ohne Arbeit erwarb, die ich ohne Anstrengung erhalte, die mit den Sitten meiner Nation zusammentreffen, die nach dem Geschmack meiner Beschützer sind, übereinstimmender mit ihren kleinen besondern Bedürfnissen als unbequeme Tugenden, die sie von Morgen bis Abend anklagen würden. Es wäre doch wunderbarlich, wenn ich mich wie eine verdamnte Seele quälte, um mich zu verrenken, um mich anders zu machen, als ich bin, um mir einen fremden Charakter aufzubinden, die schätzbarsten Eigenschaften, über deren Wert ich nicht streiten will, aber die ich nur mit Anstrengung erwerben und ausüben könnte und die mich doch zu nichts führten, vielleicht zum Schlimmern als nichts; denn darf wohl ein Bettler wie ich, der sein Leben von reichen Leuten hat, ihnen solch einen Sittenspiegel beständig vorhalten? Man lobt die Tugend, aber man haßt sie, man flieht sie, man läßt sie frieren, und in dieser Welt muß man die Füße warm halten. Und dann würde ich gewiß die übelste Laune haben: denn warum sind die Frommen, die Andächtigen so hart, so widerlich, so ungesellig? Sie haben sich zu leisten aufgelegt, was ihnen nicht natürlich ist. Sie leiden, und wenn man leidet, macht man andre leiden. Das ist weder meine Sache, noch die Sache meiner Gönner. Munter muß ich sein, ungezwungen, neckisch, närrisch, drollig. Die Tugend fordert Ehrfurcht, und Ehrfurcht ist unbequem; die Tugend fordert Bewunderung, und Bewunderung ist nicht unterhaltend. Ich habe mit Leuten zu tun, denen die Zeit lang wird, und sie wollen lachen. Nun seht, die Torheit, das Lächerliche macht lachen, und also muß ich ein Tor, ich muß lächerlich sein. Und hätte mich die Natur nicht so geschaffen, so müßte ich kurz und

gut so scheinen. Glücklicherweise brauche ich kein Heuchler zu sein. Es gibt ihrer ohnehin von allen Farben, ohne die zu rechnen, die sich selbst belügen.

5 Seht doch einmal den Ritter de la Morlière, der seinen Hut außs Ohr drückt, die Nase in die Höhe trägt, der den Vorbeigehenden über die Schulter ansieht, dem ein langer Degen auf die Schenkel schlägt, der für jeden Unbewaffneten eine Beleidigung bereit hat, der jeden Be-
 10 gegnenden heranzufordern scheint — was tut er? Alles, was er kann, um sich zu überreden, daß er herzhaft ist; aber feig ist er. Bietet ihm einen Nasenstüber an, er wird ihn sanftmütig empfangen. Soll er seinen Ton herabstimmen, so erhebt den Curigen, zeigt ihm Cuern Stock oder gebt ihm einen Tritt in S—n. Ganz er-
 15 staunt, sich so feig zu finden, wird er Euch fragen, wer's Euch gesteckt hat, woher Ihr es wissen könnt, daß er eine Memme sei? denn im Augenblick vorher war es ihm selbst noch unbekannt. Durch eine langgewohnte Nachlässigkeit mutvollen Betragens hatte er sich selbst über-
 20 zeugt. Er machte so lange die Gebärden, daß er glaubte, die Sache zu haben.

Und jene Frau, die sich kasteit, Gefängnisse besucht, allen wohlthätigen Gesellschaften beiwohnt, mit gesenkten Augen einhergeht, keinen Mann gerade ansehen kann,
 25 immer wegen Verführung ihrer Sinne besorgt: brennt ihr Herz deshalb weniger? entzwischen ihr nicht Seufzer? entzündet sich nicht ihr Temperament? ist sie nicht von Begierden umlagert, und wird nicht ihre Einbildungs-
 30 kraft zu Nacht von gewaltsam verführerischen Bildern ergriffen? Und nun, wie ergeht's ihr? Was denkt ihre Kammerfrau, die aus dem Bette springt, um einer Gebieterin Hilfe zu leisten, die gefährlich krank scheint. O gute Justine, lege dich wieder zu Bette! dich rief sie nicht in ihrem Wahnsinn.

Sollte es nun Freund Rameau jemals einfallen, das Glück, die Weiber, das gute Leben, den Müßiggang zu verachten, zu catonisieren — was wär' er? Ein Heuchler. Rameau sei, was er ist, ein glücklicher Räuber unter reichen Räubern, nicht aber ein Tugendprahler oder ein Tugendhafter, der sein Krüstchen Brot allein verzehrt oder in Gesellschaft von Bettlern. Kurz und gut, Eure Glückseligkeit, das Glück einiger Schwärmer wie Ihr kann mir nicht gefallen.

Ich. Ich sehe, mein Freund, Ihr wißt nicht, was es ist, und seid nicht einmal im Stande, es kennen zu lernen.

Er. Desto besser für uns, desto besser! Ich stürbe vor Hunger, vor Langerweile und vielleicht vor Neuc.

Ich. So rat' ich Euch denn, ein für allemal, geschwind in das Haus zurückzukehren, woraus Ihr Euch so ungeschickt habt verjagen lassen.

Er. Um das zu tun, was Ihr im eigentlichen Sinne nicht mißbilligt und was mir im figürlichen ein wenig zuwider ist?

Ich. Welche Sonderbarkeit!

Er. Ich finde nichts Sonderbares daran. Ich will mich wohl wegwerfen, aber ohne Zwang; ich will von meiner Würde heruntersteigen . . . Ihr lacht?

Ich. Ja! Eure Würde macht mich lachen.

Er. Jeder hat die seinige. Ich will die meine vergessen, aber nach Belieben, und nicht auf fremden Befehl. Sollte man mir sagen: Krieche! und ich müßte kriechen? Der Wurm kriecht wohl, ich auch, und wir wandern beide so fort, wenn man uns gehn läßt; aber wir häumen uns, wenn man uns auf den Schwanz tritt. Man hat mir auf den Schwanz getreten, und ich werde mich häumen. Und dann habt Ihr keinen Begriff von dem konfusen Zustande, von dem die Rede ist. Denkt

Euch eine melancholische, verdrießliche Figur, von Grillen aufgefressen, den weiten Schlafrock zwei- oder dreimal umhergeschlagen, einen Mann, der sich selbst mißfällt, dem alles mißfällt, den man kaum zum Lachen brächte,
5 wenn man sich Körper und Geist auf hundert verschiedene Weisen verrenkte, der mit Kälte die neckischen Gesichter betrachtet, die ich schneide, und die noch neckischn Sprünge meines Witzes. Dem unter uns, der Père Noël, der häßliche Benediktiner, so berühmt wegen seiner Grimassen,
10 ist ungeachtet seines Glücks bei Hofe, ohue mich und ihn zu rühmen, gegen mich nur ein hölzerner Pulcinell. Und doch muß ich mich plagen und quälen, um eine Tollhauserhabenheit zu erreichen, die nichts wirkt. Lacht er? lacht er nicht? das muß ich mich mitten in meinen Verrenkungen fragen, und Ihr begreift, was eine solche Un-
15 gewißheit dem Talente hinderlich ist. Mein Hypochonder, den Kopf in die Nachtmütze gesteckt, die ihm die Augen überfchattet, sieht völlig aus wie eine unbewegliche Pagode mit einem Faden am Kinn, der bis auf den Sessel her-
20 unterhinge. Man paßt, der Faden soll gezogen werden, er wird nicht gezogen. Oder wenn die Kinnlade sich öffnet, so buchstabiert sie ein Wort, das Euch zur Verzweiflung bringt, ein Wort, das Euch lehrt, man habe Euch nicht bemerkt, und alle Eure Affereien sein ver-
25 loren. Dieses Wort ist eine Antwort auf eine Frage, die Ihr vor vier Tagen an ihn tatet. Es ist gesprochen, die Muskularfeder spannt sich ab, und die Kinnlade schließt sich. (Nun machte er seinen Mann nach. Er hatte sich auf einen Stuhl gesetzt, den Kopf unbeweglich,
30 den Hut bis auf die Augbrauen, die Augen halb geschlossen, die Arme hängend, die Kinnlade bewegend, wie ein Automat. Er sagte:) Ja, Mademoiselle, Sie haben Recht, das muß mit Feinheit behandelt werden! — Und so entscheidet unser Mann, entscheidet immer in letzter

Instanz, Morgens und Abends, am Putztisch, bei Tafel, beim Kaffee, beim Spiel, im Theater, beim Abendessen, im Bette und, Gott verzeih mir! ich glaube, in den Armen seiner Geliebten. Diese letzten Entscheidungen zu vernehmen, hatte ich nicht Gelegenheit; aber die übrigen 5
bin ich verzeufelt müde. Traurig, dunkel, schneidend wie das Schicksal, so ist unser Patron.

Gegen ihm über ist eine Närrin, die wichtig tut, der man wohl sagen möchte, sie sei hübsch, weil sie es noch ist, ob sie gleich im Gesicht hie und da einige 10
Flecken hat und sich dem Umfang der Madame Bouillon nähert. Ich liebe hübsches Fleisch, aber zu viel ist zu viel, und die Bewegung ist der Materie so wesentlich. Item sie ist boshafter, eingebildeter, dümmer als eine Gans; item sie will Witiz haben; item man muß ihr ver- 15
sichern, daß man überzeugt ist, sie habe mehr als jemand; item das weiß nichts, und das entscheidet auch; item man muß diese Entscheidungen beklatschen, mit Händ' und Füßen Beifall geben, für Behagen aufspringen, für Bewunderung sich entzücken. Ach was ist das schön, zart, gut gesagt, fein 20
gesehen, vorzüglich empfunden! Wo nehmen die Weiber das her? ohne Studium, einzig durch die Gewalt des Naturtriebs, durch natürliche Gaben. Das grenzt ans Wunder, und dann sage man uns, Erfahrung, Studium, Nachdenken, Erziehung täten was dabei — und mehr 25
solche Albernheiten. Dann für Freuden geweint, zehnmal des Tags sich gebückt, ein Knie niedergebogen, den andern Fuß nachgeschleift, die Arme gegen die Göttin ausgestreckt, ihre Wünsche in ihren Augen suchend, abhängig von ihren Lippen, ihre Befehle erwartend und 30
wie ein Bliß gehorchend. Wer möchte sich nun einer solchen Rolle unterwerfen als der Glende, der zwei- oder dreimal die Woche die Tribulation seiner Eingeweide an einem solchen Orte besänftigen kann. Was soll man

aber von andern denken, von solchen wie Palissot, Fréron, Poinssinet, Vacularo, die nicht arm sind, deren Niederträchtigkeiten sich nicht durch die Borborygmen eines leidenden Magens entschuldigen lassen?

5 Ich. Ich hätte Euch nicht so schwierig geglaubt.

Er. Auch bin ich's nicht. Anfangs bemerkte ich, wie es die andern machten, und ich machte es wie sie, ja ein wenig besser; denn ich bin unverschämter, besserer Schauspieler, hungrier und mit bessern Zungen versehen. Wahrscheinlich stamm' ich in grader Linie vom berühmten Sten-
10 tor ab. (Und um mir einen völligen Begriff von der Gewalt dieses Eingeweides zu geben, fing er an, so gewaltig zu husten, daß die Gläser des Kaffeezimmers zitterten und die Schachspieler die Aufmerksamkeit auf ihr Spiel für einen Augenblick unterbrachen.)

15 Ich. Aber wozu soll das Talent?

Er. Ratet Ihr's nicht?

Ich. Nein! ich bin ein wenig beschränkt.

Er. Laßt einmal den Streit im Gang sein, den Sieg
20 ungewiß. Ich stehe auf, entfalte meinen Donner und sage: Die Sache verhält sich völlig, wie Mademoiselle behauptet. Das heißt urteilen! Hundert von unsern schönen Geistern sollen es besser machen. Der Ausdruck ist genialisch . . . Aber man muß nicht immer auf gleiche
25 Weise Beifall geben, man würde eintönig werden, man würde für einen Heuchler gelten, man würde abgeschmackt. Dies läßt sich nur durch Urteilstkraft und Fruchtbarkeit vermeiden. Man muß diese mächtigen und abschließenden Töne vorzubereiten und wohl anzubringen wissen, Ge-
30 legenheit und Augenblick ergreifen. Wenn zum Beispiel die Meinungen geteilt sind, wenn der Streit sich bis zum höchsten Grade der Heftigkeit erhoben hat, wenn man sich nicht mehr versteht, wenn alle zusammen reden, so muß man sich besonders halten im Winkel des Zimmers, ent-

fernt von dem Schlachtfeld. Den Ausbruch muß man durch ein langes Stillschweigen vorbereitet haben und dann schnell wie eine Bombe mitten unter die Streitenden hineinfallen. Niemand versteht diese Kunst besser als ich; aber wo ich überrasche, das ist im Gegentheil. Ich habe 5
 kleine Töne, die ich mit einem Lächeln begleite, eine unendliche Menge Beifallsmienen besitze ich. Bald bring' ich die Nase, den Mund, die Stirne, die Augen mit ins Spiel. Ich habe eine Gewandtheit der Hüften, eine Art, den Rückgrat zu drehen, die Achseln auf und ab zu zucken, die Finger 10
 auszurecken, den Kopf zu biegen, die Augen zu schließen und mich so verwundert zu zeigen, als hätte ich vom Himmel eine englische und göttliche Stimme vernommen. Das ist es, was schmeichelt. Ich weiß nicht, ob Ihr die ganze Kraft dieser letzten Stellung einseht; aber niemand hat 15
 mich in der Ausübung übertroffen. Seht nur, seht her!

Ich. Das ist wahr, es ist einzig.

Er. Glaubt Ihr, daß es ein Weiberhirn gibt mit einiger Eitelkeit, die das aushalte?

Ich. Nein! man muß gestehen, Ihr habt das Talent, 20
 Narren zu machen und sich zu erniedrigen, so weit als möglich getrieben.

Er. Sie mögen sich stellen, wie sie wollen, alle, so viel ihrer sind — dahin gelangen sie nicht. Der beste unter ihnen, zum Exempel Palissot, wird höchstens ein guter 25
 Schüler bleiben. Aber wenn eine solche Rolle uns anfangs unterhält, wenn man einiges Vergnügen findet, sich über die Dummheit derer aufzuhalten, die man trunken macht — am Ende reizt es nicht mehr, und dann nach einer gewissen Anzahl Entdeckungen ist man ge- 30
 nötigt, sich zu wiederholen. Geist und Kunst haben ihre Grenzen. Nur vor Gott und einigen seltenen Geistern erweitert sich die Laufbahn, indem sie vorwärts schreiten. Bouret gehört vielleicht darunter. Manchmal läßt er

einen Zug sehen, der mir, ja mir selbst, von ihm den höchsten Begriff gibt. Der kleine Hund, das Buch von der Glückseligkeit, die Fackeln auf dem Weg von Versailles sind Dinge, die mich bestürzen, erniedrigen; das
 5 könnte mir gar das Handwerk verleiden.

Jch. Was wollt Ihr mit Eurem kleinen Hund?

Er. Woher kommt Ihr denn? Wie, im Ernste, Euch ist nicht bekannt, wie es dieser außerordentliche Mann anfang, einen kleinen Hund von sich ab und an
 10 den Siegelbewahrer zu gewöhnen, dem er gefallen hatte?

Jch. Mir ist's nicht bekannt.

Er. Desto besser. Das ist eins der schönsten Dinge, die man erdenken kann. Ganz Europa war darüber erstaunt, und jeder Hofmann hat ihn beneidet. Ihr habt
 15 doch auch Scharfsinn; laßt sehen, was Ihr an seiner Stelle getan hättet. Bedenkt, daß Bouret von seinem Hunde geliebt war; bedenkt, daß das seltsame Kleid des Ministers das kleine Tier erschreckte; bedenkt, er hatte nur acht Tage, um diese Schwierigkeiten zu überwinden. Man
 20 muß die Bedingungen der Aufgabe gut kennen, um das Verdienst der Auflösung genugsam zu schätzen. Nun denn?

Jch. Nun denn! Ich bekenne gern, daß die leichtesten Dinge dieser Art mich in Verwirrung setzen würden.

Er. Hört (sagte er, indem er mir einen kleinen
 25 Schlag auf die Achsel gab, denn er ist zudringlich), hört und bewundert! Er läßt sich eine Maske machen, die dem Siegelbewahrer gleicht, er borgt vom Kammerdiener das faltenreiche Gewand, er bedeckt das Gesicht mit der Maske, er hängt das Kleid um. Nun ruft er seinen
 30 Hund, streichelt ihn, gibt ihm Kuchen. Dann auf einmal Veränderung der Dekoration. Es ist nicht mehr der Siegelbewahrer, Bouret ist's, der seinen Hund ruft und peitscht. Nach zwei, drei Tagen von Morgens bis Abends fortgesetzter Übung lernt der Hund vor Bouret dem

Generalpächter fliehen und sich zu Bouret dem Siegelbewahrer gesellen. Aber ich bin zu gut, Ihr seid ein Ungläubiger, der nicht verdient, die Wunder zu erfahren, die neben ihm vorgehen.

Jch. Dessen ungeachtet, ich bitte Euch, wie war's mit dem Buch und den Fackeln? 5

Er. Nein, nein, wendet Euch ans Straßenpflaster, das wird Euch solche Dinge erzählen; und benutzt den Umstand, der uns zusammenbrachte, um Dinge zu erfahren, die niemand weiß als ich. 10

Jch. Ihr habt Recht.

Er. Gewand und Perücke zu borgen! Ich hatte die Perücke des Siegelbewahrers vergessen. Sich eine Maske, die ihm gleicht, zu verschaffen! Die Maske besonders dreht mir den Kopf um. Auch steht dieser Mann in der größten Achtung, auch besitzt er Millionen. Es gibt Ludwigskreuze, die das Brot nicht haben; was laufen sie aber auch nach dem Kreuz mit Gefahr ihrer Glieder und wenden sich nicht zu einem Stand, der ohne Gefahr ist und niemals ohne Belohnung? Das heißt man, sich ums Große bemühen. Diese Muster nehmen einem den Mut, man bedauert sich selbst und hat Langeweile. Die Maske! die Maske! Einen meiner Finger gäbe ich drum, die Maske gefunden zu haben! 15 20

Jch. Aber mit diesem Enthusiasmus für die schönen Erfindungen, mit dieser Gewandtheit des Genies habt Ihr denn nichts erfunden? 25

Er. Verzeiht! Zum Beispiel die bewundernde Stellung des Rückens, von der ich Euch sprach, die seh' ich als mein eigen an, ob sie mir gleich durch Neider könnte streitig gemacht werden. Man mag sie wohl vor mir angewendet haben; aber wer hat wohl gefühlt, wie bequem sie sei, eigentlich über den Thoren zu lachen, den man bewundert? Ich habe mehr als hundert Kunstgriffe, 30

ein junges Mädchen an der Seite ihrer Mutter zu verführen, ohne daß es diese merkt, ja sogar mit dazu beiträgt. Kaum trat ich in die Laufbahn, als ich alle die gemeinen Manieren, Liebesbriefe zuzustecken, verachtete. Ich habe
 6 zehn Mittel, mir sie entreißen zu lassen, und unter diesen Mitteln gibt's manches neue, darf ich mir schmeicheln. Besonders besitze ich das Talent, junge schüchterne Männer aufzumuntern. Ich habe manchen angebracht, der weder Geist noch Gestalt hatte. Wäre das alles geschrieben,
 10 ich glaube, man würde mir wohl Genie zugestehn.

Ich. Für einen außerordentlichen Mann würdet Ihr gelten.

Er. Ich zweifle nicht.

Ich. An Eurer Stelle würf' ich das alles aufs
 15 Papier. Schade für die schönen Sachen, wenn sie verloren gehen sollten!

Er. Es ist wahr. Aber Ihr glaubt nicht, wie wenig mir Unterricht und Vorschriften gelten. Wer einer Anweisung bedarf, kommt nicht weit. Die Genies lesen
 20 wenig, treiben viel und bilden sich aus sich selbst. Bedenkt nur Cäsarn, Turenne, Bauban, die Marquise Tencin, ihren Bruder den Kardinal, und seinen Sekretär den Abbé Trublet — und Bouret? Wer hat Bouret Lektion gegeben? Niemand. Die Natur bildet diese seltenen
 25 Menschen. Glaubt Ihr denn, daß die Geschichte des Hunds und der Maske irgendwo gedruckt sei?

Ich. Aber in verlorren Stunden, wenn die krampfhaften Bewegungen Eures leeren Magens oder die Anstrengungen des überfüllten Magens den Schlaf abhalten.

Er. Ich will darauf denken. Besser ist's, große
 30 Sachen zu schreiben als kleine zu tun. Da erhebt sich die Seele, die Einbildungskraft erhitzt, entflammt, erweitert sich, anstatt daß sie sich zusammenzieht, wenn man sich in Gegenwart der kleinen Hus über die Albernheit

des Publikums verwundern soll, das sich nun einmal in den Kopf setzt, den Zieraffen, die Dangeville, mit Beifall zu überhäufen, die so platt spielt, gebückt auf dem Theater einhergeht, die immer dem in die Augen sieht, mit dem sie spricht, und ihre Grimassen für Feinheit hält, ihr Trippeln für Grazie; des Publikums, das die emphatische Clairon eben so begünstigt, die magrer, zugestuzter, studierter, schwerfälliger ist als möglich. Das unfähige Parterre beklatscht sie, daß alles brechen möchte, und merkt nicht, daß wir ein Anaul von Zierlichkeiten sind. Es ist wahr, der Anaul nimmt ein wenig zu, aber was tut's? haben wir nicht die schönste Haut, die schönsten Augen, den schönsten Schnabel? freilich wenig Gefühl, einen Gang, der nicht leicht ist, doch auch nicht so linkisch, wie man sagt. Aber was die Empfindung betrifft, da ist keine, der wir nachgeben.

Jch. Was soll das heißen? Ist es Ironie oder Wahrheit?

Er. Das Übel ist, daß die Teufelsempfindungen alle inwendig stecken und daß doch auch keine Dämmerung durchscheint. Aber ich, der mit Euch rede, ich weiß, und weiß gewiß, sie hat Gefühl. Und ist's nicht gerade das, so ist's etwas von der Art. Seht nur, wenn wir böser Laune sind, wie wir die Bedienten behandeln, wie die Kammermädchen Ohrseigen kriegen, wie wir mit heftigen Fußtritten die zufälligen Teile zu treffen wissen, die sich einigermassen vom schuldigen Respekt entfernen. Das ist ein kleiner Teufel, sage ich, ganz voll Gefühl und Würde . . . Nun! wie sieht's aus? Ihr wißt wohl nicht, woran Ihr seid. Nicht wahr?

Jch. Laßt mich bekennen: ich unterscheide nicht, ob Ihr redlicher oder boshafter Weise redet. Ich bin ein gerader Mann; seid so gut und geht aufrichtig mit mir zu Werke, laßt Eure Kunst beiseite!

Er. So sprechen wir vor der kleinen Hus von der

Dangeville und der Clairon, hie und da mit einigen Worten gemischt, die anreizen. Mögt Ihr mich doch für einen Taugenichts halten, aber nicht für dumm. Nur ein dummer Teufel oder ein äußerst verliebter Mensch
 5 könnte im Ernst so viel Albernheiten vorbringen.

Jch. Und wie entschließt man sich, sie zu sagen?

Er. Das macht sich nicht auf einmal; aber nach und nach kommt man dazu. Ingenii largitor venter.

Jch. Man muß aber grimmen Hunger haben.

10 Er. Das ist möglich. Indessen, so stark Euch das auch scheinen mag, jene sind mehr gewohnt, dergleichen zu hören, als wir, es zu sagen.

Jch. Ist denn einer, der sich untersteht, Eurer Meinung zu sein?

15 Er. Was heißt Ihr einer? Das ist die Gesinnung, die Sprache der ganzen Gesellschaft.

Jch. Die muß also aus Taugenichtsen und aus Dummköpfen bestehen.

Er. Dummköpfen? Ich schwöre Euch, es ist nur
 20 einer darunter, und zwar jener, der uns gastiert, damit wir ihn zum besten haben sollen.

Jch. Wie dürft Ihr es aber so grob machen? denn die Talente der Dangeville und Clairon sind entschieden.

Er. Man schlingt die Lüge, die uns schmeichelt, in
 25 vollen Zügen hinab und kostet Tropfen für Tropfen die Wahrheit, die uns bitter ist. Und dann haben wir auch so durchdrungene Mienen, ein so wahrhaftes Aussehen.

Jch. Und doch müßt Ihr einmal gegen die Grundsätze der Kunst gesündigt haben. Es müssen Euch einmal
 30 aus Versehen einige bittere Wahrheiten entwischt sein, von solchen, die verlegen. Denn ungeachtet Eurer Rolle, die so elend, verworfen, niederträchtig und abscheulich ist, habt Ihr im Grunde eine zarte Seele.

Er. Jch? Keinesweges. Der Teufel hole mich,

wenn ich im Grunde weiß, was ich bin. Im ganzen habe ich den Geist rund wie eine Kugel und den Charakter frisch wie eine Weide: niemals falsch, wenn es mein Vortheil ist, wahr zu sein; niemals wahr, wenn ich es einigermaßen nützlich finde, falsch zu sein. Ich sage die Sachen, wie sie mir ins Maul kommen: vernünftig, desto besser; ungehörig, man merkt nicht drauf. Ich spreche frei vor mich hin, ich habe niemals in meinem Leben gedacht, weder vor dem Reden, noch im Reden, noch nach dem Reden. Auch findet sich niemand beleidigt.

Ich. Aber das ist Euch doch mit den braven Leuten begegnet, mit denen Ihr lebtet und die für Euch so viel Güte hatten?

Er. Was wollt Ihr? Es ist ein Unglück, ein falscher Augenblick, wie es ihrer im Leben gibt. Kein Glück hält an. Mir ging es zu gut, das konnte nicht dauern. Wir haben, wie Ihr wißt, die zahlreichste, ausgesuchteste Gesellschaft; es ist eine Schule der Menschlichkeit, eine Erneuerung der alten Gastfreundschaft. Alle Poeten, die fallen, wir raffen sie auf. Wir hatten Palissot nach seiner Zares, Bret nach dem Faux généreux, alle verschrienen Musiker, alle Schriftsteller, die man nicht liest, alle ausgepiffenen Schauspielerinnen, alle ausgezischten Schauspieler, einen Haufen verschämter Armen, platte Schmaroger, an deren Spitze ich mich zu stellen die Ehre habe, als wahrer Anführer eines furchtsamen Haufens. Das erste Mal, wenn sie sich zeigen, muntre ich sie auf. Ich verlange zu trinken für sie. Nehmen sie doch gar so wenig Platz weg! Abgerißne junge Leute, die nicht wissen wohin, aber die eine Figur haben. Andre Schelme, die den Patron streicheln, um ihn einzuschläfern, um alsdann die Patronin zu umschweben. Wir scheinen munter; aber im Grunde haben wir alle bösen Humor und gewaltigen Appetit. Wölfe sind nicht heißhungriger, Tiger

nicht grausamer. Wir verzehren wie Wölfe, wenn die Erde lange mit Schnee bedeckt war; wir zerreißen wie Tiger alles, was Glück macht. Manchmal vereinigen sich Berlin, Montsaugne und Villemorien; dann gibt es erst einen schönen
 5 Lärm im Tiergarten. Niemals sah man so viel traurige, übelwollende, übeltätige und erzürnte Bestien. Da hört man nur die Namen Buffon, Duclos, Montesquieu, Rousseau, Voltaire, d'Alembert, Diderot, und Gott weiß mit welchen Beinamen begleitet. Niemand hat Geist,
 10 wenn er nicht so abgeschmackt ist wie wir. Und so ist der Plan des Schauspiels „Die Philosophen“ erfunden worden. Die Szene des Büchertrödlers habe ich selbst geliefert, nach Anlaß der „Kochentheologie“, und Ihr seid nicht mehr geschont als ein andrer.

15 Ich. Desto besser! Vielleicht erzeigt man mir mehr Ehre, als ich verdiene. Ich wäre gedemüthigt, wenn sie, die so viel Übels von geschickten und ehrlichen Leuten sprechen, sich einfallen ließen, von mir Gutes zu reden.

Er. Wir sind viele, und jeder muß seine Beche bezahlen. Wenn die großen Tiere geopfert sind, dann
 20 kommt es an die andern.

Ich. Wissenschaft und Tugend angreifen, um zu leben, das ist sehr theures Brot.

Er. Ich sagte es Euch schon: wir sind ohne Konsequenz. Wir lästern alle Menschen und betrüben niemand. Manchmal findet sich auch bei uns der schwerfällige Abbé
 25 d'Olivet, der dicke Abbé Le Blanc, der Heuchler Batteux. Der dicke Abbé ist nur boshaft vor Tafel, nach dem Kaffee wirft er sich in einen Sessel, die Füße gegen den
 30 Kaminsockel gestemmt; da schläft er ein wie ein alter Papagei auf der Stange. Wird aber der Lärm gewaltsam, dann gähnt er, dehnt sich, reibt die Augen und sagt: Nun, nun, was gibt's? — Es fragt sich, ob Piron mehr Geist habe als Voltaire? — Verstehn wir uns: Geist sagt Ihr,

von Geschmack ist nicht die Rede. Denn vom Geschmack ahnet Piron nicht das mindeste. — Nicht das mindeste? — Nein ... Und nun geht eine Abhandlung über den Geschmack los. Der Patron macht ein Zeichen mit der Hand, daß man ihn höre: denn auf Geschmack glaubt er sich besonders zu verstehen. Der Geschmack, sagt er ... der Geschmack ist ein Ding ... Fürwahr, ich weiß nicht, für
welch ein Ding er es ausgab; er wußt' es selbst nicht.

Manchmal haben wir Freund Robbé; der tiſcht uns seine cynischen Märchen auf von konvulsionären Wundern, wovon er Augenzeuge war. Manchmal auch einen Gesang seines Gedichtes über einen Gegenstand, den er gründlich kennt. Ich hasse seine Verse, aber ich höre ihn gerne lesen. Er hat das Ansehn eines Besessenen. Alle schreien um ihn her: das heißt doch ein Poet! Unter uns, diese Poesie ist nichts als ein Charivari von allerlei konfusen Klängen, ein barbarisches Tongemisch der Erbauer des babylonischen Turmes. Auch kommt manchmal ein Pinselgesicht von plattem und dummem Ansehn, der aber Verstand wie ein Teufel hat und böshafter ist als ein alter Affe. Es ist eine von den Figuren, die zu Spöttereien und Nasenstübern reizen, die aber Gott zur Züchtigung der Menschen geschaffen hat, die nach der Gesichtsbildung urteilen und die ihr Spiegel hätte belehren sollen, daß es eben so leicht ist, ein Mann von Geist zu sein und das Ansehn eines Dummkopfs zu haben, als den Dummkopf unter einer geistreichen Physiognomie zu verbergen. Es ist eine gemeine Niederträchtigkeit, andern zum Zeitvertreib einen Gutmütigen aufzuopfern, und gewöhnlich fällt man auf diesen. Dies ist eine Falle, die wir den Neuankommenden legen, und ich habe fast niemand gefunden, der nicht hineingetappt wäre.

Manchmal bewunderte ich die Richtigkeit der Bemerkungen dieses Narren über Menschen und Charaktere

und gab es ihm zu verstehen. Aus der schlechten Gesellschaft, antwortete er mir, läßt sich Vortheil ziehen wie aus der Niederlichkeit. Hier entschädigt uns der Verlust der Vorurtheile wegen des Verlustes der Unschuld; in der
 6 Gesellschaft der Bösen, wo das Laster sich ohne Maske zeigt, lernt man sie kennen. Er hat Recht; aber ich habe auch ein wenig gelesen.

Jch. Was habt Ihr gelesen?

Er. Gelesen habe ich und lese, und unaufhörlich
 10 lese ich wieder Theophrast, La Bruyère und Molière.

Jch. Das sind vortreffliche Bücher.

Er. Sie sind viel besser, als man denkt; aber wer versteht sie zu lesen?

Jch. Jedermann, nach dem Maß seines Geistes.

Er. Fast niemand. Könnt Ihr mir sagen, was
 15 man darin sucht?

Jch. Unterhaltung und Unterricht.

Er. Aber welchen Unterricht? denn darauf kommt
 es an.

Jch. Die Kenntniß seiner Pflichten, die Liebe der
 20 Tugend, den Haß des Lasters.

Er. Ich aber lerne daraus alles, was man tun soll, und alles, was man nicht sagen soll. Also wenn ich den Geizigen lese, so sage ich mir: Sei geizig, wenn du willst;
 25 nimm dich aber in Acht, wie ein Geiziger zu reden! Lese ich den Tartuffe, so sage ich mir: Sei ein Heuchler, wenn du willst; aber sprich nicht wie ein Heuchler. Behalte die Laster, die dir nützlich sind; aber bewahre dich vor dem Ton, vor den Äußerungen, die dich lächerlich machen
 30 würden. Und dich vor diesem Ton, diesen Äußerungen zu bewahren, mußt du sie kennen. Nun haben sie dir diese Autoren vortrefflich geschildert. Ich bleibe, was ich bin, aber ich handle und rede, wie sich's geziemt. Ich bin nicht von denen, die den Moralisten verachten. Es

ist viel zu lernen, besonders bei denen, die die Moral in Handlung gesetzt haben. Das Laster beleidigt die Menschen nur von Zeit zu Zeit, die lasterhaften Charaktere beleidigen sie von Morgens bis Abends. Vielleicht wäre es besser, insolent zu sein, als so auszusehn. Ein insolenter Charakter verlegt nur manchmal, ein insolentes Ansehn verlegt immer. 5
 Übrigens bildet Euch nicht ein, daß ich der einzige Leser meiner Art sei. Ich habe hier kein andres Verdienst, als systematisch, durch richtigen Blick, eine vernünftige und wahre Ansicht das geleistet zu haben, was andre aus Instinkt tun. 10
 Daher kommt, daß ihr vieles Lesen sie nicht besser macht als mich, und daß sie noch dazu lächerlich bleiben wider ihren Willen, anstatt daß ich's nur bin, wenn ich will, und sie alsdann weit hinter mir zurücklasse. Denn dieselbe Kunst, die mich lehrt bei gewissen Gelegenheiten das Lächerliche vermeiden, lehrt mich bei andern es glücklich erwischen. 15
 Dann erinnre ich mich an alles, was andre gesagt haben, an alles, was ich gelesen habe; und dann füg' ich noch alles hinzu, was auf meinem Grund und Boden wächst, der in dieser Art ganz erstaunliche Früchte trägt. 20

Jch. Ihr habt wohlgetan, mir diese Geheimnisse zu eröffnen, sonst hätte ich glauben müssen, Ihr widerspricht Euch selber.

Er. Ich widerspreche mir nicht: denn für einen Fall, wo man das Lächerliche zu vermeiden hat, gibt es glücklicherweise hundert, wo man sich's geben muß. 25
 Es gibt keine bessere Rolle bei den Großen als die Rolle der Narren. Lange gab es einen wirklich betitelten Narren des Königs; niemals hat jemand den Titel eines Weisen des Königs getragen. Ich bin der Narr Bertins und 30
 mehrerer andern, Eurer vielleicht in diesem Augenblick, vielleicht seid Ihr der meine. Wer weise wäre, hätte keine Narren; wer einen Narren hat, ist nicht weise, und ist er nicht weise, so ist er ein Narr, und vielleicht wäre

der König der Narr seines Narren. Übrigens bedenkt, daß in einer so veränderlichen Sache, wie die Sitten sind, nichts absolut, wesentlich und allgemein wahr oder falsch ist, außer daß man sei, was unser Vorteil gebietet, 6 gut oder böse, weise oder närrisch, anständig oder lächerlich, ehrbar oder lasterhaft. Wenn zufälligerweise die Tugend zum Glück geführt hätte, so wäre ich tugendhaft gewesen oder hätte die Tugend geheuchelt wie ein anderer. Man hat mich lächerlich haben wollen, und dazu habe 10 ich mich gebildet. Bin ich lasterhaft, so hat die Natur allein den Aufwand gemacht. Wenn ich lasterhaft sage, so rede ich nur Eure Sprache. Denn wenn wir uns erklären wollten, so wäre wohl möglich, Ihr hießet Laster, was ich Tugend nenne, und was ich Laster nenne, Tugend.

15 So kommen auch zu uns die Autoren der komischen Oper, ihre Schauspieler und Schauspielerinnen, öfter aber die Unternehmer, Corbie und Moette, alles Leute von Geschick und vorzüglichen Verdiensten.

Ach, ich vergaß die großen Kritiker der Literatur: 20 l'Avant-Coureur, les Petites Affiches, l'Année littéraire, l'Observateur littéraire, le Censeur hebdomadaire, das ganze Gezücht der Blättler.

Ich. Die Année littéraire, der Observateur littéraire? Das ist nicht möglich, die verabscheuen sich.

25 Er. Das ist wahr, aber alle Bettler versöhnen sich um den hölzernen Suppennapf. Der verfluchte Observateur littéraire, daß der Teufel ihn und seine Blätter geholt hätte! Das ist der Hund, der kleine geizige Priester, der stinkende Wucherer, der Ursache ist an meinem Un- 30 glück. Gestern erschien er zum erstenmal an unserm Horizont, zur Stunde, die uns alle aus unsern Löchern treibt, zur Stunde des Mittagessens. Glückliche, wenn es schlechtes Wetter ist, glücklich derjenige unter uns, der ein Bierundzwanzigsousstück in seiner Tasche hat, um den

Wagen zu bezahlen. Da spottet man wohl über seinen Mitbruder, der bis an den Rückgrat schmutzig und bis auf die Knochen genezt erscheint, und kommt Abends doch wohl selbst eben so zugerichtet in seine Wohnung zurück. Ja es war einmal einer, der vor einigen Monaten einen heftigen Streit mit dem Savoyarden unserer Türe hatte. Sie standen auf Rechnung mit einander; der Gläubiger wollte bezahlt sein, der Schuldner war nicht bei Gelde und konnte doch nicht hinaus, ohne durch jenes Hände gegangen zu sein.

Es wird aufgetragen, man erzeigt dem Abbé die Ehre, ihn obenan zu setzen. Ich trete hinein und werde ihn gewahr. Wie, sagte ich, Abbé, Ihr präsidirt? Das ist gut für heute; aber morgen, wenn's Euch beliebt, rückt Ihr um einen Teller herunter, und so immer von Teller zu Teller, bis Ihr von dem Platz, den ich auch einmal eingenommen, Fréron einmal nach mir, Dorat einmal nach Fréron, Palissot einmal nach Dorat, bis Ihr endlich stationär werdet neben mir armen platten Schuft Curesgleichen, che siedo sempre come un maestro c—o fra duoi c—i.

Der Abbé, ein guter Teufel, der alles leicht nimmt, lachte dazu; auch Mademoiselle, von der Wahrheit meiner Bemerkung und der Richtigkeit meiner Vergleichen durchdrungen, lachte gleichfalls. Alle, die neben ihm zur Rechten und Linken saßen, oder die er um einen Kerbschnitt heruntergedrängt hatte, fingen an, zu lachen. Alle Welt lacht, ausgenommen der Herr, der böse wird und mir Reden hält, die nichts bedeutet hätten, wenn wir allein gewesen wären. Rameau, Ihr seid ein unpertinenter Bursche! — Ich weiß es: denn auf diese Bedingung habt Ihr mich aufgenommen. — Ein Schuft — Wie ein andrer. — Ein Bettler! — Wäre ich sonst hier? — Ich werde Euch hinauswerfen lassen. — Nach Tische

werde ich von selbst gehen. — Das rat' ich Euch . . . Man speiste, und ich verlor keinen Bissen. Nachdem ich gut gegessen und reichlich getrunken hatte — denn im ganzen wäre es nicht mehr noch weniger gewesen, Messer
6 Gaster ist eine Person, mit der ich niemals getruzt habe — jetzt entschloß ich mich und schickte mich an zum Weggehen: denn ich hatte doch in Gegenwart von so vielen mein Wort verpfändet, daß ich's wohl halten mußte. Ich brauchte viel Zeit, um in dem Zimmer herum nach Gut
10 und Stock zu suchen, wo sie nicht waren. Immer dacht' ich, der Patron würde sich abermals in Schimpfwörtern auslassen, jemand würde als Mittelperson auftreten, und wir würden uns zuletzt vor lauter Banken wieder versöhnen. Ich drehte mich und drückte mich: denn ich hatte
15 nichts auf dem Herzen. Aber der Patron, düsterr und schwärzer als Apollo beim Homer, da er seine Pfeile unter das Heer der Griechen schießt, die Mütze noch einmal so tief als gewöhnlich eingedrückt, ging im Zimmer hin und wider, die Faust unter dem Kinn. Mademoiselle
20 nahte sich mir: Aber, Mademoiselle, was gib't's denn Besonders? War ich denn heute von mir selbst verschieden? — Ihr sollt fort! — Ich will fort; aber ich habe den Patron nicht beleidigt. — Verzeiht mir, man lädt den Herrn Abbé und . . . — Der Patron hat gefehlt,
25 daß er den Abbé einlud, daß er mich aufnahm und mit mir so viele schöne Wesen, als ich bin. — Frisch, Kleiner Rameau, Ihr müßt mir den Herrn Abbé um Verzeihung bitten! — Was brauch' ich die? — Fort, fort! das wird sich alles geben! . . . Sie nimmt mich bei der Hand, sie
30 zieht mich gegen den Sessel des Abbé: Abbé, sage ich, das ist alles doch sehr lächerlich, nicht wahr? Und dann sang' ich an, zu lachen, und er auch. Da war ich nun von einer Seite entschuldigt; nun mußte ich aber zur andern, und was ich da zu sagen hatte, war von anderer

Sorte. Ich weiß nicht recht mehr, wie ich meine Entschuldigung wendete. Mein Herr, hier ist der Narr . . . — Schon zu lange ist er mir beschwerlich, ich will nichts mehr von ihm wissen! — Man ist erzürnt . . . — Ja, sehr erzürnt! — Das soll nicht mehr begegnen! — Beim ersten Schuß . . . — Ich weiß nicht, war er gerade diesen Tag von solcher Laune, wo Mademoiselle ihn nur mit Samthandschuhen anzurühren traut, oder verstand er nicht recht, was ich sagte, oder sprach ich nicht recht? genug, es war schlimmer als vorher. Was Teufel, kennt er mich denn nicht, weiß er denn nicht, daß ich wie die Kinder bin und daß es Umstände gibt, wo ich alles unter mich gehen lasse? Und, Gott verzeih' mir! soll ich mir's denn nicht auch einmal bequem machen? Eine Gliederpuppe von Stahl könnte man abnutzen, wenn man von Morgen bis in die Nacht am Faden zöge. Ich muß ihnen die Zeit vertreiben, das ist meine Bedingung; aber ich muß mir manchmal doch auch einen Spaß machen. Mitten in dieser Verworrenheit ging mir ein unglücklicher Gedanke durch den Kopf, ein Gedanke, der mir Trutz einflößte, ein Gedanke, der mich zur Kühnheit, zur Insolenz erhob, nämlich, daß man mich nicht missen könne, daß ich ein wesentlicher Mann sei.

Ich. Ja, ich glaube, daß Ihr ihnen sehr nützlich seid, aber daß sie es Euch noch mehr sind. Ihr findet nicht, wenn Ihr wollt, ein so gutes Haus wieder; aber sie, für einen Narren, der ihnen abgeht, finden sie hundert.

Er. Hundert Narren wie mich, Herr Philosoph, die sind nicht so gemein! Ja, platte Narren. Aber in Betreff der Narrheit nimmt man's genauer als bei Talent und Tugend. Ich bin selten in meiner Art, ja sehr selten. Jetzt, da sie mich nicht mehr haben, was machen sie? Sie haben Langeweile wie die Hunde. Ich bin ein uner schöpflicher Sack von Albernheiten. Alle Augenblick

tat ich einen Ausfall, der sie bis zu Tränen lachen machte. Ich war für sie ein ganzes Tollhaus.

Ich. Auch hattet Ihr Tisch, Bett, Kleid, Weste und Hosen, Schuhe und eine Pistole monatlich.

6 Er. Das ist die schöne Seite, das ist der Gewinn. Aber von den Lasten sagt Ihr nichts. Erhob sich ein Gerücht, ein neues Theaterstück sei im Werke, was für Wetter auch war, mußte ich in allen Pariser Dachstuben herumstöbern, bis ich den Verfasser gefunden hatte. Ich
10 mußte mir das Stück zum Lesen verschaffen und ganz künstlich merken lassen, darin sei eine Rolle, die eine meiner Bekanntschaft vortrefflich spielen würde. — Und wer denn, wenn's beliebt? — Wer denn? schöne Frage! Es sind die Grazien, die Zierlichkeit, die Feinheit . . . —
15 Mademoiselle Dangeville, wollt Ihr sagen. Solltet Ihr sie vielleicht kennen? — Ja, ein wenig; aber sie ist es nicht. — Und wer denn? — Ganz leise sprach ich den Namen. — Sie! — Ja, sie, versezt' ich ein wenig beschämt: denn manchmal hab' ich auch Schamhaftigkeit,
20 und bei dem Namen hätte man sehen sollen, wie das Gesicht des Poeten sich verlängerte, und manchmal, wie man mir ins Gesicht lachte. Indessen, er mochte wollen oder nicht, sollte ich meinen Mann zum Mittagessen herbeischaffen, und er, der sich vor Verbindlichkeiten fürchtete, zog sich zurück, dankte. Und dann mußte man sehen,
25 wie ich behandelt ward, wenn ich das Geschäft nicht glücklich durchsetzte. Da war ich ein Tropf, ein dummer schwerfälliger Bursche, zu nichts nütze, das Glas Wasser nicht wert, das mir gereicht ward. Schlimmer ging's noch,
30 wenn's zur Aufführung kam und ich unerschrocken mitten unter dem Hohneschrei des Publikums, das richtig urteilt, man mag sagen was man will, mein einzelnes Klatschen mußte vernehmen lassen. Alle Blicke fielen dann auf mich, und ich leitete manchmal das Pfeifen von der Schauspie-

lerin ab und auf mich herunter. Da hört' ich neben mir lispeln: Das ist einer von den verkleideten Bedienten ihres Diebhabers. Der Schuft! wird er schweigen? . . . Niemand weiß, was dazu bestimmen kann; man glaubt, es sei Albernheit, indessen es ein Beweggrund ist, der alles entschuldigt. 5

Jch. Und selbst die Übertretung der bürgerlichen Gesetze.

Er. Am Ende lernte man mich kennen und sagte: O, es ist Rameau! . . . Mein Rettungsmittel war, einige ironische Worte drein zu werfen, die mein einzelnes 10
Natschen vom Lächerlichen retteten. Man legte es im Gegensinn aus.

Jch. Warum wendetet Ihr Euch nicht an die Wache?

Er. Das kam auch vor, doch nicht gern. Ehe es zum Nichtplatz ging, mußte man sich das Gedächtnis mit 15
glänzenden Stellen anfüllen, wo es Zeit war, den Ton zu geben. Begegnete es mir, sie zu vergessen oder mich zu vergreifen, so hatte ich das Unglück bei meiner Rückkehr. Das war ein Lärm, wovon Ihr keinen Begriff habt. Und dann immer eine Ruppel Hunde zu füttern! 20
Es ist wahr, ich hatte mir albernere Weise dieses Geschäft selbst aufgelegt. Nicht weniger die Katzen, über die ich die Oberaufsicht hatte. Ich war nur zu glücklich, wenn Micou mich mit der Tazze begünstigte und mir die Manschette oder die Hand zerriß. 25
Criquette hat oft Koliß, und da reiß' ich ihr den Bauch. Sonst hatte Mademoiselle Vapeurs, jetzt sind's die Nerven. Ich rede nicht von andern leichten Indispositionen, derenthalben man sich vor mir nicht Zwang antut. Das mag hingehen. Meine Sache war's 30
niemals, jemand lästig zu sein. Ich las, ich weiß nicht wo, daß ein Fürst mit dem Namen der Große manchmal über die Rücklehne des Nachtstuhls seiner Maitresse gebeugt stand. Man macht sich's bequem mit seinen Hausgenossen, und das war ich damals mehr als jemand. Ich bin der

Apostel der Familiärität, der Bequemlichkeit: ich predigte sie durch Beispiel, ohne daß man es hoch aufnahm; ich konnte mich nur gehen lassen. Nun hab' ich Euch den Patron zum besten gegeben. Mademoiselle fängt an, ein wenig
 5 schwer zu werden, man erzählt die lustigsten Märchen.

Jch. Ich hoffe doch nicht Ihr?

Er. Warum nicht?

Jch. Es ist wenigstens unanständig, seine Wohltäter lächerlich machen.

10 Er. Aber ist es nicht noch schlimmer, sich durch Wohltaten berechtigt glauben, den Begünstigten zu erniedrigen?

Jch. Aber wenn der Begünstigte nicht schon von selbst niedrig wäre, nichts würde dem Gönner diese
 15 Macht verleihen.

Er. Aber wenn die Personen nicht lächerlich von selbst wären, so gäb' es keine hübschen Märchen. Und ist es denn mein Fehler, daß sie sich mit Lumpen bepacken, und wenn sie mit Lumpen bepackt sind, daß man
 20 sie verrät, sie in den Not schleift? Entschließt man sich, mit Leuten zu leben, wie wir sind, und man hat nur Menschenverstand, so muß man sich auf den schwärzesten Undank gefaßt machen. Wenn man uns aufnimmt, kennt man uns nicht als das, was wir sind, als eigennützige,
 25 niederträchtige, treulose Seelen? Kennt man uns, so ist alles getan. Es besteht nun eine stillschweigende Übereinkunft, daß man uns Gutes tun wird und daß wir, früher oder später, das Gute mit Bösem vergelten werden. Diese Übereinkunft, besteht sie nicht zwischen dem Menschen
 30 und seinem Affen und seinem Papagei?

Was erhebt Lebrun für ein Geschrei, daß Palissot, sein Tischgenos, sein Freund, gegen ihn Spottreime gemacht hat. Palissot hat Spottreime machen müssen, und Lebrun hat Unrecht. Poinfinet erhebt ein lautes Geschrei,

daß Palissot ihm die Reime gegen Lebrun aufbürdet. Palissot hat Poinfineten die Reime aufbürden müssen, die er gegen Lebrun gemacht hat, und Poinfinet hat Unrecht. Der kleine Abbé Rey erhebt ein lautes Geschrei, daß sein Freund Palissot ihm seine Maitresse weggeschnappt hat, zu der er ihn einführte. Er hätte Palissot nicht bei seiner Maitresse einführen sollen, oder er mußte sich gleich entschließen, sie zu verlieren. Palissot hat seine Schuldigkeit getan, und der Abbé Rey hat Unrecht. Mag Helvetius ein lautes Geschrei erheben, daß Palissot ihn als einen schlechten Mann aufs Theater bringe, ihn, dem Palissot noch Geld schuldig ist, das er ihm borgte, um sich kurieren zu lassen, sich zu nähren, sich zu kleiden. Sollte sich der Wohlthäter eine andre Behandlung erwarten von seiten des Mannes, der mit allen Arten von Schändlichkeit besetzt ist, der zum Zeitvertreib seinen Freund die Religion abschwören läßt, der sich der Güter seiner Gesellen bemächtigt, der weder Treue noch Gesetz noch Gefühl kennt, der nach dem Glück läuft per fas et nefas, der seine Tage nach seinen Verbrechen zählt, der sich selbst auf dem Theater als einen der gefährlichsten Schelmen dargestellt hat — eine Unverschämtheit, wovon schwerlich ein Beispiel vorhanden ist, noch sich künftig finden wird. Nein, es ist also nicht Palissot, es ist Helvetius, der Unrecht hat. Wenn man einen jungen Burschen aus der Provinz in den Tiergarten von Versailles bringt und er aus Dummheit die Hand durchs Gitter, zum Tiger oder Panther, hineinstreckt und der Bursche seinen Arm in dem Rachen des wilden Thieres läßt, wer hat dann Unrecht? Das alles ist im stillschweigenden Vertrag enthalten. Desto schlimmer für den, der ihn nicht kennt oder vergift!

Wie viele Menschen lassen sich nicht durch diesen allgemeinen und heiligen Vertrag entschuldigen, die man der Bosheit anklagt, indessen daß man nur sich der Dumm-

heit anklagen sollte! Ja, dicke Gräfin, Ihr habt Schuld, wenn Ihr um Euch her solches Volk versammelt, das man in Eurer Sprache Espèces nennt. Wenn diese Espèces Euch Schlechtigkeiten begehen und Euch zu Schlech-
6 tigkeiten verleiten und ehrliche Leute gegen Euch aufbringen, so tun die Rechtlichen, was sie sollen, und die Espèces auch. Ihr aber habt Unrecht, sie aufzunehmen. Lebte Bertinus ruhig und still mit seiner Geliebten, hätten sie sich durch die Rechtlichkeit ihres Charakters
10 rechtliche Bekanntschaften erworben, hätten sie um sich her talentvolle Männer berufen, durch ihre Tugenden bekannte Männer, hätten sie einer kleinen erlesenen und erleuchteten Gesellschaft die Stunden aufbewahrt, die sie der Süßigkeit, zusammen zu sein, sich zu lieben und sich's
15 im stillen zu sagen, entziehen mochten, glaubt Ihr, daß man gute oder schlimme Märchen auf sie gemacht hätte? Aber was ist ihnen begegnet? Was sie verdienten. Sie sind wegen ihrer Unklugheit gestraft. Uns hatte die Vor-
20 seshung von Ewigkeit her bestimmt, Gerechtigkeit zu üben am jedesmaligen Bertin, und wer uns unter unsern Enkeln gleicht, ist bestimmt, Gerechtigkeit zu üben an den Montsauges und Bertins der Zukunft. Aber indessen wir ihre gerechten Beschlüsse an der Albernheit vollstrecken, was würdet Ihr sagen, die Ihr uns darstellt, wie wir
25 sind, und jene gerechten Ratschlüsse an uns vollstreckt, wenn wir verlangten, daß wir mit schändlichen Sitten der allgemeinen Achtung genießen sollten? Nicht wahr, daß wir toll sind? Aber jene, die ein rechtliches Be-
tragen von seiten lasterhafter Menschen, weggeworfner
30 und niedriger Charaktere erwarten, sind denn die klug? Alles erhält seinen wahren Lohn in dieser Welt. Es gibt zwei Generalprokuratoren: einer, der Euch auspaßt und die Verbrechen gegen die Gesellschaft bestraft; die Natur ist der andre. Diese kennt alle Laster, welche den Ge-

setzen entwischen. Überlaßt Euch der Niederlichkeit, Ihr werdet wassersüchtig. Seid Ihr ein Trunkenbold, so werdet Ihr lungensüchtig. Öffnet Eure Thüre dem Lumpengefindel und lebt mit ihnen, Ihr werdet verraten, ausgepiffen und verachtet sein. Das Kürzeste ist, sich diesen billigen Urteilen unterwerfen und sich sagen, man schüttle seine Ohren, man verbeßre sich oder man bleibe, was man ist; aber auf obige Bedingungen.

Jch. Ihr habt Recht.

Er. Übrigens, was die bösen Märchen betrifft, ich erfinde keins. Ich halte mich an die Rolle des Umträgers. Sie sagen, vor einiger Zeit — — — (Hier erzählt Rameau von seinen Wohltätern ein skandalöses Märchen, das zugleich lächerlich und infamierend ist, und seine Mißreden erreichen ihren Gipfel.)

Jch. Ihr seid ein Polisson. Laßt uns von was anderm reden. Seitdem wir schwätzen, habe ich eine Frage auf den Lippen.

Er. Warum haltet Ihr sie so lange zurück?

Jch. Weil ich fürchtete, zudringlich zu sein.

Er. Nach dem, was ich Euch offenbart habe, wüß' ich nicht, was ich noch geheim vor Euch haben könnte.

Jch. Ihr zweifelt nicht, was ich von Eurem Charakter halte?

Er. Keinesweges. Ich bin in Euern Augen ein sehr verworfnes Wesen, ich bin es auch in den meinigen; aber selten, und ich wünsche mir öfter zu meinen Lastern Glück, als daß ich mich deshalb tadle. Ihr seid beständiger in Eurer Verachtung.

Jch. Es ist wahr. Mir Eure ganze Schändlichkeit zu zeigen!

Er. Kanntet Ihr doch schon einen guten Teil, und ich glaubte mehr zu gewinnen als zu verlieren, wenn ich Euch den Überrest bekannte.

Jch. Und wie das, wenn's beliebt?

Er. Wenn es bedeutend ist, sublim in irgend einer Art zu sein, so ist es besonders im Bösen. Man spuckt auf einen kleinen Schelm, aber man kann einem großen
 5 Verbrecher eine Art Achtung nicht verweigern. Sein Mut setzt Euch in Erstaunen, seine Grausamkeit macht Euch zittern, man ehrt überall die Einheit des Charakters.

Jch. Aber diese schätzbare Einheit des Charakters habt Ihr noch nicht. Ich finde Euch von Zeit zu Zeit
 10 wankend in Euern Grundsätzen. Es ist ungewiß, ob Ihr bössartig von Natur oder durch Bemühung seid und ob Euch die Bemühung so weit geführt hat als möglich.

Er. Ihr mögt Recht haben; aber ich habe mein Bestes getan. Bin ich nicht bescheiden genug, vollkommnere Wesen
 15 über mir zu erkennen? Habe ich Euch nicht von Bouret mit der tiefsten Bewunderung gesprochen? Bouret ist der erste Mensch in der Welt nach meiner Meinung.

Jch. Aber unmittelbar nach Bouret kommt Ihr?
 Er. Nein!

20 Jch. Also Palissot?

Er. Freilich Palissot, aber nicht Palissot allein.

Jch. Und wer kann wohl wert sein, die zweite Stelle mit ihm zu teilen?

Er. Der Renegat von Avignon.

25 Jch. Vom Renegaten von Avignon habe ich niemals reden hören; aber es muß ein erstaunlicher Mann sein.

Er. Das ist er auch.

Jch. Die Geschichte großer Personen hat mich immer interessiert.

30 Er. Ich glaube es wohl. Dieser lebte bei einem guten redlichen Abkömmling Abrahams, deren dem Vater der Gläubigen eine den Sternen gleiche Anzahl versprochen ward.

Jch. Bei einem Juden?

Er. Bei einem heimlichen Juden. Erst hatte er das Mitleiden, dann das Wohlwollen, dann ein völliges Zutrauen zu gewinnen verstanden. Wir zählen dergestalt auf unsre Wohltaten, daß wir selten unser Geheimnis dem verschweigen, den wir mit Güte überfüllten. Wie soll's nun da keine Undankbaren geben, wenn wir den Menschen der Versuchung aussetzen, es ungestraft sein zu können? Das ist eine richtige Betrachtung, die unser Jude nicht anstellte. Er vertraute deshalb dem Renegaten, daß er mit gutem Gewissen kein Schweinefleisch essen könne. Hört nun, was ein fruchtbarer Geist aus diesem Bekenntnis zu bilden vermochte. Einige Monate gingen vorbei, und unser Renegat verdoppelte seine Aufmerksamkeit. Als er nun seinen Juden durch so viel Mühe genugsam gerührt, eingenommen, überzeugt hatte, daß kein besserer Freund in allen Stämmen Israels zu suchen sei . . . Bewundert mir die Vorsichtigkeit des Menschen! Er eilt nicht, er läßt den Apfel reif werden, ehe er den Ast schüttelt. Zu viel Lebhaftigkeit konnte das Projekt zerstören: denn gewöhnlich entsteht die Größe des Charakters aus einem natürlichen Gleichgewicht mehrerer entgegengesetzten Eigenschaften.

Jch. Ich erlasse Euch Eure Betrachtungen; fahrt in der Geschichte fort.

Er. Das geht nicht. Es sind Tage, wo ich Betrachtungen anstellen muß. Das ist eine Krankheit, die man ihrem Lauf zu überlassen hat. Wo war ich denn?

Jch. Bei der genauen Verbindung des Juden und des Renegaten.

Er. Nun war der Apfel reif . . . Aber Ihr hört mir nicht zu; auf was sinnt Ihr?

Jch. Ich sinne über die Ungleichheit Eures Tons. Ihr spricht bald hoch, bald tief.

Er. Kann die Stimme eines Lasterhaften eine Einheit haben? . . . Endlich Abends kommt er zu seinem

guten Freund mit zerstörter Miene, gebrochener Stimme, totenbleichem Gesicht, an allen Gliedern zitternd. — Was habt Ihr? — Wir sind verloren! — Verloren, und wie? — Verloren, sage ich, verloren ohne Rettung! — Erklärt

6 Euch. — Geduld einen Augenblick, daß ich mich von meinem Schrecken erhole! — So erholt Euch! sagte der Jude, anstatt ihm zu sagen: Du bist ein abgeseimter Spitzbube. Ich weiß nicht, was du für Nachricht bringst; aber du bist ein Spitzbube. Du spielst den Erschrockenen.

10 Ich. Und warum sollte der Jude so sagen?

Er. Weil der Renegat in seiner Verstellung das Maß überschritten hatte. Das ist klar für mich. Unterbrecht mich nicht weiter! Wir sind verloren, verloren ohne Rettung! . . . Fühlt Ihr nicht die Affektation dieses
15 wiederholten verloren? . . . Ein Verräter hat uns bei der Inquisition angegeben, Euch als Juden, mich als Renegaten, als infamen Renegaten. Seht, wie der Spitzbube nicht errötet, sich der verhaßtesten Ausdrücke zu bedienen. Es braucht mehr Mut, als man denkt, um sich
20 seinen wahren Titel zu geben. Ihr wißt nicht, was es kostet, um dahin zu gelangen.

Ich. Freilich nicht. Aber der infame Renegat?

Er. Ist falsch; aber seine Falschheit scheint sehr künstlich. Der Jude erschrickt, reißt sich den Bart aus,
25 wälzt sich an der Erde. Er sieht die Häfcher an seiner Türe, er sieht sich mit dem San Benito geziert, er sieht sein Autodafé bereitet. — Mein Freund, mein zärtlicher, mein einziger Freund, was zu tun? — Betragt Euch mit der größten Ruhe und Sicherheit, betragt Euch wie
30 gewöhnlich. Die Prozedur des Tribunals ist heimlich, aber langsam; benutzt die Frist, um alles zu verkaufen. Ich miete oder lasse durch einen Dritten ein Schiff mieten; ja durch einen Dritten, das wird das Beste sein. Wir bringen Euer Vermögen dahin: denn auf Euer Vermögen

ist es vorzüglich angesehen. Und so wollen wir beide unter einem andern Himmel die Freiheit suchen, unserm Gott zu dienen, und in Sicherheit dem Gesetz Abrahams und unsres Gewissens gehorchen. Das Wichtigste in der gefährlichen Lage, in der wir uns befinden, ist, ja nichts Unkluges zu begehen. . . . Gesagt, getan. Das Schiff ist gemietet, mit Lebensmitteln und Matrosen versehen, das Vermögen des Juden ist an Bord. Morgen mit Anbruch des Tages fahren sie ab und können nun munter zu Nacht essen und sicher schlafen. In der Nacht steht der Renegat auf, nimmt des Juden Briestafche, seinen Beutel, seine Juwelen, begibt sich an Bord, und weg ist er. Und Ihr denkt wohl, das ist alles. Denkt Ihr? Ich sehe, Ihr seid der Sache nicht gewachsen. Ich, als man mir dieses Geschichtchen erzählte, riet ich gleich, was ich Euch verschwieg, um Guern Scharfsinn auf die Probe zu stellen. Ihr habt wohlgetan, ein ehrlicher Mann zu sein: denn Ihr wäret nur ein Schelmchen geblieben. Bis jetzt ist der Renegat nichts weiter; es ist ein verächtlicher Schuft, dem niemand gleichen möchte. Aber das Erhabene seiner Bosheit zeigt sich erst darin, daß er selbst seinen Freund, den Israeliten, angegeben hatte, daß die Inquisition diesen bei seinem Erwachen in Empfang nahm und nach einigen Tagen ein Lustfeuerchen mit ihm anstellte; und so war der Renegat ruhiger Besitzer des Vermögens dieses verfluchten Abkömmlings derer, die unsern Herrn gekreuzigt haben.

Ich. Ich weiß nicht, wovor ich mich mehr entsetzen soll: vor der Berruchtheit des Renegaten oder vor dem Ton, mit dem Ihr davon sprecht.

Er. Das ist, was ich Euch sagte. Die Schrecklichkeit der Handlung hebt Euch über die Verachtung weg. Das ist die Ursache meiner Aufrichtigkeit. Ihr solltet einsehen, wie hoch ich in meiner Kunst stehe, Ihr solltet bekennen, daß ich wenigstens original in meiner Ernied-

rigung sei, und solltet mich in Eurem Pops in die Reihe der großen Taugenichtse setzen — dann wollt' ich rufen: Vivat Mascarillus, furbum Imperator! Nun lustig, Herr Philosoph, Chorus! Vivat Mascarillus, furbum Imperator! (Und nun führte er einen ganz sonderbaren fugierten Gesang auf. Bald war die Melodie ernst und majestätisch, bald leicht und flatterhaft, bald ahmte er den Bass nach, bald eine Oberstimme, bezeichnete mit Armen und verlängertem Hals die gehaltenen Stellen, komponierte, führte sich selbst ein Triumphlied auf, wobei man wohl sah, daß er sich besser auf gute Musik als auf gute Sitten verstand. Ich wußte nicht, sollte ich bleiben oder fliehen, lachen oder mich entriüsten. Ich blieb, in der Absicht, die Unterhaltung auf irgend einen Gegenstand zu lenken, der aus meiner Seele den Abscheu, wovon sie erfüllt war, vertreiben könnte. Die Gegenwart eines Menschen fing mir an, unerträglich zu werden, der eine erschreckliche Tat, ein abscheuliches Verbrechen eben behandelte wie ein Kenner der Malerei oder Poesie die Schönheiten irgend eines vortrefflichen Werkes oder ein Moralist, ein Historiker die Umstände einer heroischen Handlung erhebt und lebhaft darstellt. Wider meinen Willen ward ich finster. Er bemerkte es und sagte:) Was habt Ihr? befindet Ihr Euch übel?

Ich. Ein wenig; aber das geht vorüber.

Er. Ihr habt das grämliche Ansehn eines Menschen, der von beschwerlichen Gedanken gepeinigt wird.

Ich. So ist's auch. (Nachdem wir beide einen Augenblick geschwiegen hatten, indem er pfeifend und singend auf und nieder ging, sagte ich, um ihn auf sein Talent zurückzuführen:) Was macht Ihr jetzt?

Er. Nichts!

Ich. Das ist sehr ermüdend.

Er. Ich war schon dumm genug; nun habe ich diese

Musik von Duni und andern jungen Komponisten gehört, die mich ganz närrisch macht.

Jch. Billigt Ihr denn diese Art?

Er. Ganz gewiß.

Jch. Und Ihr findet Schönheit in diesen neuen 5
Gesängen?

Er. Ob ich Schönes drin finde? Bei Gott! dafür stehe ich Euch. Wie ist das deklamiert! welche Wahrheit, welcher Ausdruck!

Jch. Alles Nachgeahmte hat sein Muster in der 10
Natur. Was ist das Muster des Tonkünstlers, wenn er einen Gesang hervorbringt?

Er. Warum nehmt Ihr die Sache nicht höher? Was ist denn ein Gesang?

Jch. Gesteh' ich Euch, diese Frage geht über meine 15
Kräfte. So sind wir alle. Wir haben im Gedächtnis nur Worte, die wir zu verstehen glauben, weil wir uns ihrer oft bedienen und sie sogar richtig anwenden. So haben wir auch im Verstand nur unbestimmte Begriffe. Sprech' ich das Wort „Gesang“ aus, so habe ich davon kei- 20
nen bestimmtern Begriff als Ihr und die meisten Eures- gleichen, wenn sie aussprechen: Reputation, Schande, Ehre, Laster, Tugend, Scham, Anstand, Beschämung, Lächerliches.

Er. Der Gesang ist eine Nachahmung durch Töne einer, durch Kunst erfundenen oder, wenn es Euch be- 25
liebt, durch Natur eingegebenen Tonleiter, sie werde nun durch Stimmen oder Instrumente dargestellt, eine Nachahmung physischer Laute oder leidenschaftlicher Töne; und Ihr seht, daß mit gehöriger Veränderung sich die Definition der Malerei, der Redekunst, der Skulptur und 30
Poesie wohl anpassen ließe. Nun, auf Eure Frage zu kommen: was ist das Muster des Musikers oder des Gesanges? Es ist die Deklamation, wenn das Muster lebendig und empfindend ist; es ist der Klang, wenn das

Muster unbelebt ist. Man muß die Deklamation wie eine Linie ansehen und den Gesang wie eine andre Linie, die sich um die erste herschlingelt. Je mehr diese Deklamation, Muster des Gesangs, stark und wahr ist, an je mehr Punkten der Gesang, der sich ihr gleichstellt, sie durchschneidet, desto wahrer, desto schöner wird er sein. Und das haben unsre jungen Musiker gar wohl gefühlt. Wenn man hört: *Je suis un pauvre diable*, so glaubt man die Klage eines Geizigen zu vernehmen. Sänge er nicht, so würde er in denselbigen Tönen zur Erde sprechen, wenn er ihr sein Gold vertraut und zu ihr sagt: *O terre, reçois mon trésor*. Und nun das kleine Mädchen, das sein Herz klopfen fühlt, das rot wird, sich verwirrt und den gnädigen Herrn bittet, sie loszulassen, würde sie sich anders ausdrücken? In diesen Werken gibt es die verschiedensten Charaktere, eine unendliche Mannigfaltigkeit von Deklamation; das ist vorzüglich. Ich sag' es Euch. Geht! geht, die Arie zu hören, wo der junge Mann, der sich sterben fühlt, ausruft: *Mon coeur s'en va!* Hört den Gesang, hört die Begleitung und sagt mir nachher, welcher Unterschied sei zwischen den wahren Tönen eines Sterbenden und der Wendung dieses Gesangs. Ihr werdet sehen, daß die Linie der Melodie ganz mit der Linie der Deklamation zusammenfällt. Ich rede nicht von dem Takt, der auch eine Bedingung des Gesangs ist, ich halte mich an den Ausdruck, und es ist nichts Wahreres als folgende Stelle, die ich irgendwo gelesen habe: *Musices seminarium accentus*, der Accent ist die Pflanzschule der Melodie. Und darum überlegt nur, wie schwer und bedeutend es ist, ein gutes Recitativ schreiben zu können. Es gibt keine schöne Arie, woraus man nicht ein schönes Recitativ machen könnte, kein schönes Recitativ, daraus ein geschickter Mann nicht eine schöne Arie ziehen sollte. Ich möchte nicht behaupten,

daß einer, der gut recitirt, auch gut fingen werde; aber ich wäre sehr verwundert, wenn der, der gut fingt, nicht gut recitieren sollte. Und glaubt nur alles, was ich Euch da sage: denn es ist wahr.

Jch. Von Herzen gern, wenn ich nur nicht durch ⁵
eine kleine Bedenklichkeit abgehalten würde.

Er. Und diese Bedenklichkeit?

Jch. Wenn eine solche Musik sublim ist, so muß die
des göttlichen Vulli, des Campra, des Destouches, des
Mouret und, unter uns gesagt, des lieben Onkels ein ¹⁰
wenig platt sein.

Er (sich meinem Ohre nähernd). Ich wollte nicht,
daß man mich hörte — denn hier sind viele Leute, die
mich kennen. Sie ist's auch. Ich rede leise, nicht weil
ich mich um den lieben Onkel bekümmere, den Ihr immer ¹⁵
lieb heißen mögt! Aber von Stein ist er, und wenn mir
die Zunge ellenlang aus dem Halse hänge, so gäbe er
mir kein Glas Wasser. Nun mag er's auch mit der
Oktave und Septime probieren: Hon, hon; hin, hin;
tu, tu, tu turlututu, und dem sämtlichen Teufelslärm. ²⁰
Alle, die anfangen, sich darauf zu verstehen, und die das
Getöse nicht mehr für Musik nehmen, werden sich nie-
mals mehr daran befriedigen. Ja, wenn man durch eine
Polizeiverordnung den Personen aller Art und Standes
verbieten könnte, das Stabat von Pergolese singen zu ²⁵
lassen! Das Stabat sollte man durch die Hand des Hen-
kers verbrennen. Wahrhaftig, diese verfluchten Schalks-
narren mit ihrer Servante maîtresse, mit ihrem Tracollo
haben uns einen gewaltigen Rippenstoß gegeben. Ehmal
gingen Tancrede, Issé, Europe galante, les Indes, Castor, ³⁰
les Talents lyriques vier, fünf, sechs Monate, die Vor-
stellungen Armidens wollten gar nicht endigen. Jetzt
fällt das alles über einander wie Kartenmänner. Auch
speien Nebel und Francoeur deshalb Feuer und Flammen.

Sie fagen, alles gehe verloren, sie feien zu Grunde gerichtet, und wenn man länger diese Jahrmarktsfänger dulde, so sei die Nationalmusik zum Teufel und die königliche Akademie im Sackgäßchen könne nur ihren
6 Laden zumachen. Es ist wohl was Wahres dran. Die alten Perücken, die seit dreißig, vierzig Jahren alle Freitage zusammenkommen, anstatt sich wie sonst unterhalten zu sehen, haben lange Weile und gähnen, ohne zu wissen warum. Sie fragen sich und wissen nicht warum. Warum
10 wenden sie sich nicht an mich? Dunis Weissagung wird erfüllt werden, und den Weg, den das nimmt, will ich sterben, wenn in vier oder fünf Jahren, vom Peintre amoureux de son modele an gerechnet, die Herren im berühmten Sackgäßchen nicht völlig auf den Hesen sind.
15 Die guten Leute haben ihre Symphonien aufgegeben, um italienische Symphonien zu spielen. Sie haben geglaubt, ihre Ohren sollten sich an diese gewöhnen, ohne daß der bisherigen Vokalmusik Eintrag geschähe, eben als wenn die Symphonie sich nicht zum Gesang ver-
20 hielt — abgezogen ein wenig Leichtfertigkeit, wozu der Umfang des Instruments, die Beweglichkeit der Finger einen wohl verleiten kann — wie sich der Gesang zur natürlichen Deklamation verhält. Ist der Violinist nicht der Affe des Sängers, der, wenn künftig das Schwere
25 an die Stelle des Schönen treten wird, sich gewiß zum Affen des Violinisten macht? Der erste, der etwas von Vocatelli spielte, war der Apostel der neuen Musik. Man heftet uns nichts mehr auf. Man wird uns an die Nachahmung der leidenschaftlichen Accente, der Natur-
30 accente durch Gesang und Stimme und durchs Instrument gewöhnen: denn das ist der ganze Umfang musikalischer Gegenstände. Und wir sollten unsern Geschmack für Aufflüge, Sanzen, Glorien, Triumphe, Victorien be-
halten? Va-t'en voir s'ils viennent, Jean. Sie haben

sich eingebildet, sie wollten weinen oder lachen, in musikalischen Tragödien oder Komödien, man könnte vor ihre Ohren die Accente der Wut, des Hasses, der Eifersucht, die wahren Klagen der Liebe, die Schalkheiten und Scherze des italienischen oder französischen Theaters bringen, und sie könnten fortfahren, Ragonde und Platée zu bewundern. Die Herren schneiden sich gewaltig. Sie bilden sich ein, sie könnten erfahren und empfinden, mit welcher Leichtigkeit, welcher Biegbarkeit, welcher Weichheit die Harmonie, die Prosodie, die Ellipsen, die Inversionen der italienischen Sprache sich der Kunst anbieten, der Bewegung, dem Ausdruck, den Wendungen des Gesangs, dem gemessenen Wert der Töne, und könnten dabei fernerhin ignorieren, wie ihre Sprache schroff, dumpf, schwerfällig, schwer, pedantisch und eintönig ist. Eh! ja ja! Warum nicht gar! Sie haben sich überredet, daß, nachdem sie Tränen mit den Tränen einer Mutter über den Tod eines Sohns vergossen, nachdem sie beim Befehl eines mordgebietenden Tyrannen gezittert, daß sie nicht lange Weile haben würden bei ihrer Feerei, bei ihrer abgeschmackten Mythologie, bei ihren kleinen süßlichen Madrigalen, welche nicht weniger den bösen Geschmack des Poeten als den Jammer der Kunst bezeichnen, die sich so etwas gefallen läßt. Gute Leute! So ist's nicht und kann's nicht sein. Das Wahre, das Gute, das Schöne haben ihre Gerechtsame. Man bestreitet sie, aber man endigt mit Bewunderung. Was nicht mit diesem Stempel bezeichnet ist, man bewundert's eine Zeitlang, aber man endigt mit Gähnen. So gähnt denn, liebe Herren, gähnt nach Bequemlichkeit und laßt euch nicht stören. Das Reich der Natur setzt sich ganz sachte fest, das Reich meiner Dreieinigkeit, gegen welche die Pforten der Hölle nichts vermögen. Das Wahre, das der Vater ist, der das Gute zeugt, das der Sohn ist, aus dem das Schöne

hervorgeht, daß der heilige Geist ist. Dieser fremde Gott setzt sich bescheiden auf den Altar an die Seite des Landesgötzen. Nach und nach gewinnt er Platz, und an einem hübschen Morgen gibt er mit dem Ellbogen seinem Rameraden einen Schub — und Bauz! Baradauz! der Götze liegt am Boden. So sollen die Jesuiten das Christentum in China und in Indien gepflanzt haben, und eure Jansenisten mögen sagen, was sie wollen, diese politische Methode, die zum Zweck führt, ohne Lärm, ohne Blutvergießen, ohne Märtyrer, ohne einen ausgerauten Schopf, dünkt mich die beste.

Jch. Es ist etwas Vernunft in allem, was Ihr da sagt.

Er. Vernunft? desto besser. Der Teufel hole mich, wenn ich darauf ausgehe. Das kommt gelegentlich. Bin ich doch wie die Musiker in der Sackgasse, als mein Onkel erschien. Treff' ich's, meinetswegen. Ein Köhlerjunge wird immer besser von seinem Handwerk sprechen als eine Akademie und alle Duhamels der Welt.

(Und dann spaziert er auf und ab und murmelt einige Arien aus der *Ne des fous*, dem *Peintre amoureux de son modèle*, dem *Maréchal ferrant*, der *Plaideuse*, und von Zeit zu Zeit ruft er mit aufgehobenen Augen und Händen aus: Ob das schön ist? bei Gott! ob das schön ist? Ob man ein paar Ohren am Kopf haben und eine solche Frage tun kann? Nun ward er wieder leidenschaftlich und sang ganz leise, dann erhob er den Ton, nach Maßgabe, wie er sich mehr passionierte, dann kamen die Gebärden, das Berziehen des Gesichts und das Verzerrn des Körpers. Nun sagte ich: Gut! er verliert den Kopf, und eine neue Szene ist zu erwarten. Wirklich bricht er auf einmal singend los: *Je suis un pauvre misérable . . . Monseigneur, Monseigneur, laissez-moi partir! . . . O terre, reçois mon or, conserve bien mon*

trésor, mon âme, mon âme, ma vie! O terre! . . . Le
 voilà, le petit ami! Aspettar e non venire . . . A Zer-
 bina penserete . . . Sempre in contrasti con te si sta . . .
 Er häufte und verwirrte dreißig Arien, italienische, fran- 5
 zösische, tragische, komische, von aller Art Charakter. Bald
 mit einem tiefen Bass stieg er bis in die Hölle, dann
 zog er die Kehle zusammen, und mit einem Fistelton
 zerriß er die Höhe der Lüste, und mit Gang, Haltung,
 Gebärde ahmte er die verschiedenen singenden Personen
 nach, wechselsweise rasend, besänftigt, gebieterisch und 10
 spöttisch. Da ist ein kleines Mädchen, das weint, und
 er stellt die ganze kleine Ziererei vor. Nun ist er Priester,
 König, Tyrann; er droht, befiehlt, erzürnt sich; nun ist
 er Sklave und gehorcht. Er besänftigt sich, er verzweifelt,
 beklagt sich und lacht, immer im Ton, im Takt, im Sinn 15
 der Worte, des Charakters, des Betragens. Alle die
 Schachspieler hatten ihre Bretter verlassen und sich um
 ihn versammelt; die Fenster des Kaffeezimmers waren
 von außen durch Vorbeigehende besetzt, welche der Lärm
 angehalten hatte. Es war ein Gelächter, daß die Decke 20
 hätte bersten mögen. Er ward nichts gewahr, er fuhr
 fort, ergriffen von einer solchen Entfremdung des Geistes,
 einem Enthusiasmus so nahe an der Tollheit, daß es
 ungewiß ist, ob er sich erholen wird, ob man ihn nicht
 in einen Mietwagen werfen und gerade ins Tollhaus 25
 führen muß, indem er ein Stück der Lamentationen des
 Jomelli singt. Hier wiederholte er mit einer Präzision,
 einer Wahrheit, einer unglaublichen Wärme die schönste
 Stelle jeder Abteilung; das schöne obligate Recitativ,
 wo der Prophet die Zerstörung Jerusalems malt, brachte 30
 er unter einem Strom von Tränen vor, und kein Auge
 blieb trocken. Mehr war nicht zu verlangen an Zartheit
 des Gesangs, an Stärke des Ausdrucks und des Schmerzes.
 Er verweilte besonders bei den Stellen, wo sich der Ton=

künstler vorzüglich als großen Meister bewiesen hatte. Verließ er den Theil des Gesangs, so ergriff er die Instrumente, und die verließ er wieder schnell, um zur Stimme zurückzukehren, eins ins andre verschlingend, daß die Verbindung, die Einheit des Ganzen erhalten wurde. So bemächtigte er sich unsrer Seelen und hielt sie in der wunderbarsten Lage schwebend, die ich jemals empfunden habe. Bewunderte ich ihn? Ja, ich bewunderte. War ich gerührt und mitleidig? Ich war gerührt und mitleidig, doch ein lächerlicher Zug war in diese Gefühle verschmolzen und nahm ihnen ihre Natur. Aber ihr wärt in Lachen ausgebrochen über die Art, wie er die verschiedenen Instrumente nachmachte. Mit aufgeblasenen strotzenden Wangen und einem rauhen dunkeln Ton stellte er Hörner und Fagott vor, einen schreienden näselnden Ton ergriff er für das Hautbois; mit unglaublicher Geschwindigkeit übereilte er seine Stimme, die Saiteninstrumente darzustellen, deren Tönen er sich aufs genaueste anzunähern suchte; er pffif die kleinen Flöten, er kollerte die Querflöte, schrie, sang mit Gebärden eines Nasenden und machte ganz allein die Tänzer, die Tänzerinnen, die Sänger, die Sängerinnen, ein ganzes Orchester, ein ganzes Operntheater, sich in zwanzig verschiedene Rollen teilend, laufend, innehaltend, mit der Gebärde eines Entzückten, mit blinkenden Augen und schäumendem Munde. Es war eine Hitze zum Umkommen, und der Schweiß, der den Runzeln seiner Stirne, der Länge seiner Wange folgte, vermischte sich mit dem Puder seiner Haare, rieselte und befurchte den Oberteil seines Kleides. Was begann er nicht alles! Er weinte, er lachte, er seufzte, blickte zärtlich, ruhig oder wütend. Es war eine Frau, die in Schmerz versinkt, ein Unglücklicher, seiner ganzen Verzweiflung hingegeben, ein Tempel, der sich erhebt, Vögel, die beim

Untergang der Sonne sich in Schweigen verlieren. Bald
 Wasser, die an einem einsamen und kühlen Orte rieseln
 oder als Gießbäche von Bergen herabstürzen, ein Ge-
 witter, ein Sturm, die Klage der Untkommenden, ver-
 mischt mit dem Geziß der Winde, dem Lärm des Donners, 5
 es war die Nacht mit ihren Finsternissen, es war der
 Schatten und das Schweigen; denn selbst das Schweigen
 bezeichnet sich durch Töne. Er war ganz außer sich. Er-
 schöpft von Anstrengung, wie ein Mann, der aus einem
 tiefen Schlaf oder aus einer langen Zerstreung hervor- 10
 tritt, blieb er unbeweglich, stumpf, erstaunt. Nun kehrt
 er seine Blicke um sich her, wie ein verwirrter Mensch,
 der den Ort, wo er sich befindet, wieder zu erkennen
 sucht. Er erwartet die Rückkehr seiner Kräfte, seines
 Bewußtseins, er trocknet maschinenmäßig sein Gesicht. 15
 Gleich einem, der beim Erwachen sein Bett von einer
 großen Menge Personen umgeben fände, so in einem
 völligen Vergessen, in einem tiefen Unbewußtsein dessen,
 was er getan hat, ruft er im ersten Augenblick:) Nun,
 meine Herren, was gibt's, was lacht ihr, was erstaunt 20
 ihr, was gibt's denn? (Dann setzte er hinzu:) Das heißt
 man eine Musik, einen Musiker. Indessen verachte man
 nicht gewisse Gesänge des Lulli. Die Szene: J'attendrai
 l'aurora mache man besser, ohne die Worte zu verändern.
 Ich fordre jedermann auf. Verachte man nicht einige 25
 Stellen von Campra, die Violinstücke meines Onkels,
 seine Gavotten, seine kriegerischen Märsche, seine Priester-
 und Opferzüge! Pâles flambeaux, Nuit plus affreuse que
 les ténèbres! . . . Dieux du Tartare, Dieux de l'oubli . . .
 (Da verstärkte er seine Stimme und hielt die Töne ge- 30
 waltfam aus. Die Nachbarn steckten die Köpfe durch die
 Fenster, wir steckten unsre Finger in die Ohren. Er sagte:)
 Hier muß man Zungen haben, ein großes Organ, Lust ge-
 nug. Aber Himmelfahrt ist da, Fasten und Dreikönige sind

vorbei, und sie wissen noch nicht, was sie in Musik setzen sollen, und daher auch nicht, was dem Tonkünstler frommt. Die lyrische Poesie soll noch geboren werden, aber sie kommen schon noch dazu, hören sie nur genug den Pergo-
 5 lese, den Sachsen, Terradeglias, Traetta und andre, lesen sie nur Metastasio wiederholt, so kommen sie schon dazu.

Jch. Und wie? Hätten Quinault, la Motte, Fontenelle nichts davon verstanden?

Er. Nichts, was wir brauchen könnten. Es sind
 10 nicht sechs Verse hinter einander in allen ihren allerliebsten Gedichten, die man in Musik setzen könnte. Es sind geistreiche Sprüche, zärtliche, zarte Madrigale. Aber nun zu wissen, wie leer das von Hilfsmitteln für unsre Kunst ist, für die gewaltsamste der Künste, selbst die Kunst
 15 des Demosthenes nicht ausgenommen, laßt Euch solche Stücke vorlesen, und sie erscheinen Euch kalt, ohnmächtig, eintönig: denn nichts ist drin, was dem Gesang zur Unterlage dienen könnte. Eben so gern komponierte ich die Maximen des Rochefoucault und die Gedanken des
 20 Pascal. Der tierische Schrei der Leidenschaft hat die Reihe zu bezeichnen, die uns frommt. Diese Ausdrücke müssen über einander gedrängt sein, die Phrase muß kurz sein, der Sinn abgesehritten, schwebend, damit der Musiker über das Ganze sowohl wie über die Teile herrsche, ein
 25 Wort auslasse oder wiederhole, eins hinzufüge, das ihm fehlt, das Gedicht wenden und umwenden könne wie einen Polypen, ohne das Gedicht zu zerstören. Das macht die französische lyrische Poesie viel schwerer als in Sprachen, welche Umwendungen zulassen und von
 30 selbst diese Bequemlichkeiten darbieten. . . *Barbare, cruel, plonge ton poignard dans mon sein; me voilà prête à recevoir le coup fatal; frappe, ose . . . Ah! je languis, je meurs . . . Un feu secret s'allume dans mes sens . . . Cruel amour, que veux-tu de moi? . . . Laisse-moi la*

douce paix dont j'ai joui . . . Rends-moi la raison! . . . Die Leidenschaften müssen stark sein. Die Zärtlichkeit des lyrischen Poeten und des Musikus muß extrem sein. Die Arie ist fast immer am Schluß einer Szene. Wir brauchen Ausrufungen, Interjektionen, Suspensionen, 5 Unterbrechungen, Bejahungen, Verneinungen, wir rufen, wir flehen, wir schreien, wir seufzen, wir weinen, wir lachen von Herzen. Keinen Witz, keine Sinngedichte, keine hübschen Gedanken, das ist zu weit von der einfachen Natur. Und glaubt nur ja nicht, daß das Spiel 10 der Theaterkünstler und ihre Deklamation uns zum Muster dienen könne. Pfui doch! Wir müssen es kräftiger haben, weniger maniert, wahrer. Einfache Gespräche, die gemeine Stimme der Leidenschaft sind uns um so nötiger, als unsre Sprache monotoner ist und weniger Accent hat. 15 Der tierische Schrei, der Schrei des leidenschaftlichen Menschen bringt ihn hervor. (Indessen er so zu mir sprach, hatte sich die Menge verlaufen, die uns erst umgab, entweder weil sie nichts verstand oder wenig teil an seiner Rede nahm — denn gewöhnlich mag das Kind 20 sich lieber unterhalten als sich unterrichten — und so waren sie denn wieder an ihrem Spiel und wir in unserm Winkel allein. Auf einer Bank sitzend, den Kopf wider die Mauer gelehnt, die Arme hängend, die Augen halb geschlossen, sagte er zu mir:) Ich weiß nicht, wie mir 25 ist; als ich hierher kam, war ich frisch und froh, und nun bin ich zerbrochen und zerschlagen, als wenn ich zehn Meilen gemacht hätte. Das hat mich schnell angepackt.

Jch. Wollt Ihr etwas Erfrischungen?

Er. Recht gern. Ich bin heiser, die Kraft entgeht 30 mir, und ich fühle einige Brustschmerzen. Das begegnet mir fast alle Tage so, ohne daß ich weiß warum.

Jch. Was beliebt Euch?

Er. Was Euch gefällt. Ich bin nicht lecker. Der

Mangel hat mich gelehrt, mir alles gefallen zu lassen. (Man brachte uns Bier und Limonade. Er füllte ein großes Glas, leerte es zwei- oder dreimal. Dann wie ein erquickter Mensch hustet er stark, rückt sich zusammen und fährt fort:) Aber meint Ihr nicht auch, Herr Philosoph, ist es nicht ein recht sonderbarer Fall, daß ein Fremder, ein Italiener, ein Duni kommen muß, uns erst zu lehren, wie unsrer Musik ein Ausdruck zu geben sei, wie unser Gesang sich allen Bewegungen, allen Taktarten, allen Pausen, allen Deklamationen fügen könne, und das, ohne die Prosodie zu verletzen? Und es war doch kein Meer auszutrinken. Wer von einem Bettler auf der Straße um Almosen angesprochen wurde, wer einen Mann vom Zorn hingerissen, ein eifersüchtiges rasendes Weib gehört hatte, einen verzweifelten Liebhaber, einen Schmeichler, ja einen Schmeichler, der seinen Ton sanft macht, seine Silben zieht mit einer Honigstimme, genug, jede Leidenschaft, es sei welche es wolle, wenn sie nur durch ihre Kraft verdiente, ein Vorbild des Musikus zu sein — ein solcher hätte zwei Dinge gewahr werden sollen: einmal, daß die langen und kurzen Silben keine bestimmte Dauer haben, nicht einmal einen bestimmten Bezug unter ihrer wechselseitigen Dauer, daß die Leidenschaft mit der Prosodie verfäehrt fast wie es ihr gefällt, daß sie die größten Intervalle trifft, daß der, welcher im höchsten Schmerze ausruft „Wehe mir Unglücklichen!“ die ausrufende Silbe auf den höchsten und schärfsten Ton trägt und alsdann in tieferen und schwächeren Tönen herabsteigt in die Oktave oder ein größeres Intervall und einem jeden Ton die Quantität gibt, die der Wendung der Melodie zuspricht, ohne daß das Ohr beleidigt werde, ohne daß die lange oder kurze Silbe die Länge oder Kürze des ruhigen Gesprächs behalten habe. Welchen Weg haben wir nicht gemacht, seitdem

wir die Parenthese Armidens *Le vainqueur de Renaud* (si quelqu'un le peut être), daß Obéissons sans balancer! aus den „galanten Indien“ als Wunder musikalischer Deklamation anführten? Jetzt zuck' ich bei diesen Wundern die Achseln. Bei dem Schwunge, wie die Kunst vorwärts geht, weiß ich nicht, wohin sie gelangen kann. 5
Indessen trinken wir eins!

(Er trank zwei-, dreimal, ohne zu wissen, was er tat, und war auf dem Wege, sich zu ersäufen, wie er sich erschöpft hatte, ohne es zu bemerken, hätte ich nicht die Flasche weggesetzt, die er zerstreut am vorigen Orte suchte. Da sagte ich zu ihm:) Wie kommt's, daß, mit einem so feinen Gefühl, einer so großen Reizbarkeit für die Schönheiten musikalischer Kunst, Ihr so blind gegen sittliche Schönheit sein könnt, so gefühllos für den Reiz der Tugend? 10 15

Er. Wahrscheinlich, weil es für diese einen Sinn gibt, den ich nicht habe, eine Faser, die mir nicht gegeben ist, eine erschlaffte Faser, die man immer kneipen mag und die nicht schwirrt. Oder habe ich vielleicht immer mit guten Musikern und schlechten Menschen gelebt, und mein Ohr ist dadurch fein, mein Herz aber taub geworden? und sollte nicht auch etwas in der Familie liegen? Das Blut meines Vaters und meines Onkels ist dasselbe Blut, und das meine dasselbe Blut wie meines Vaters. Die väterliche Erbfaser war hart und stumpf, und diese verfluchte erste Grundfaser hat sich alles übrige angeglichen. 20 25

Jch. Liebt Ihr Euer Kind?

Er. Ob ich's liebe? Den kleinen Wilden bis zur Narrheit. 30

Jch. Und bemüht Ihr Euch nicht ernstlich, bei ihm die Wirkung der verfluchten väterlichen Faser zu hemmen?

Er. Das würde, deucht mir, eine sehr unnütze Arbeit sein. Ist er bestimmt, ein rechtlicher Mann zu

werden, so würde ich nicht schaden; aber wollte die Ur-
 faser, daß er ein Taugenichts würde wie der Vater, so
 wäre die sämtliche Mühe, ihn zu einem ehrlichen Manne
 zu machen, ihm sehr schädlich. Zudem die Erziehung immer
 5 den Gang der Erbfaser durchkreuzt, so würde er, wie
 durch zwei entgegengesetzte Kräfte gezogen, den Weg des
 Lebens nur schwankend gehen, wie man deren so viele
 sieht, die sich gleich links im Guten wie im Bösen be-
 nehmen. Das heißen wir Especen; von allen Spitz-
 10 namen ist dies der fürchterlichste, denn er bezeichnet die
 Mittelmäßigkeit und drückt die höchste Stufe der Ver-
 achtung aus. Ein großer Taugenichts ist ein großer
 Taugenichts, aber er ist keine Espece. Nämlich ich nun
 meinem Sohn durch Erziehung die Quere, so verlör' er
 15 seine schönsten Jahre, ehe die väterliche Faser sich wieder
 in ihre Rechte gesetzt und ihn zu der vollkommenen Ver-
 worfenheit gebracht hätte, zu der ich gekommen bin.
 Aber ich tue jetzt nichts, ich lasse ihn gehen, ich betrachte
 ihn: er ist schon gefräßig, zudringlich, schelmisch, faul, ver-
 20 logen — ich fürchte, er wird nicht aus der Art schlagen.

Jch. Und Ihr werdet einen Musikus aus ihm
 machen, damit ja nichts an der Ähnlichkeit fehle?

Er. Einen Musikus, einen Musikus! Manchmal
 betracht' ich ihn und knirsche mit den Zähnen und sage:
 25 Solltest du jemals eine Note kennen, ich glaube, ich
 drehte dir den Hals um.

Jch. Und warum das, wenn's beliebt?

Er. Das führt zu nichts.

Jch. Das führt zu allem.

Er. Ja, wenn man vortrefflich ist; aber wer kann
 sich von seinem Kinde versprechen, daß es vortrefflich
 sein wird? Zehntausend gegen eins, er wird nur ein
 elender Saitenträger werden wie ich. Wißt Ihr, daß
 30 vielleicht eher ein Kind zu finden wäre, ein Königreich

zu regieren, einen großen König daraus zu machen, als einen großen Violinspieler?

Jch. Mir scheint, daß angenehme Talente, selbst mittelmäßig ausgeübt, bei einem sittenlosen, in Niedrigkeit und Aufwand verlorren Volke einen Menschen sehr geschwind auf dem Wege des Glückes fördern. Ich selbst habe einer Unterredung beigewohnt zwischen einer Espece von Beschützer und einer Espece von Beschütztem. Dieser war an jenen als einen gefälligen Mann empfohlen, der ihm wohl dienen könne. — Mein Herr, was versteht Ihr? — Ich verstehe Mathematik so ziemlich. — So unterrichtet in der Mathematik! und wenn Ihr Euch zehn bis zwölf Jahre auf dem Pflaster von Paris werdet beschmußt haben, so habt Ihr drei- bis vierhundert Livres Renten erworben. — Ich habe das Recht studiert und bin ziemlich darin bewandert. — Nämlich Pufendorf und Grotius auf die Welt zurück, sie stürben vor Hunger an einem Prallstein. — Ich weiß recht gut die Geschichte und Geographie. — Gäbe es Eltern, denen die Erziehung ihrer Kinder am Herzen läge, so wäre Euer Glück gemacht; aber es gibt keine. — Ich bin ein guter Musikus. — Und warum sagtet Ihr das nicht gleich? Und um Euch zu zeigen, was man aus diesem Talente für Vorteil ziehen kann: ich habe eine Tochter; kommt alle Abende von halb Sieben bis Neun, gebt ihr Unterricht, und ich gebe Euch fünfundzwanzig Louisdor des Jahrs. Ihr frühstückt, speist, nehmt das Vesper- und Abendbrot mit uns. Der Überrest Eures Tags gehört Euch, und Ihr verwendet ihn zu Eurem Vorteil.

Er. Und der Mann, was ist aus ihm geworden?

Jch. Wäre er klug gewesen, so hätte er sein Glück gemacht, das einzige, was Ihr im Auge zu haben scheint.

Er. Freilich! Nur Gold, nur Gold! Gold ist alles, und das übrige ohne Gold ist nichts. Auch hüte ich mich,

meinem Knaben den Kopf mit schönen Grundfägen voll-
 zupstropfen, die er vergessen müßte, wenn er nicht ein
 Bettler bleiben wollte; dagegen sobald ich einen Louisdor
 besitze, das mir nicht oft begegnet, stelle ich mich vor ihn
 5 hin, ziehe das Goldstück aus meiner Tasche, zeige es ihm
 mit Verwunderung, hebe die Augen gen Himmel und
 küsse das Geld; und ihm noch besser begreiflich zu machen,
 wie wichtig das heilige Stück sei, so lalle ich ihm, so
 zeige ich mit dem Finger alles, was man sich anschaffen
 10 kann, ein hübsches Röckchen, ein hübsches Mützchen, einen
 guten Biskuit. Dann steck' ich den Louisdor in die Tasche,
 ich spaziere mit Übermut, ich hebe den Schoß meiner
 Weste auf, ich schlage mit der Hand auf die Tasche, und
 so mache ich ihm begreiflich, daß diese Sicherheit, die er
 15 an mir bemerkt, von dem Louisdor sich herschreibt.

Jch. Man kann's nicht besser. Aber wenn es be-
 gegnete, daß er, tief durchdrungen von dem Wert der
 Goldstücke, gelegentlich eines Tags . . .

Er. Ich verstehe Euch. Darüber muß man die
 20 Augen zudrücken. Es gibt ja auch keinen moralischen
 Grundsatz, der nicht seine Unbequemlichkeit hätte, und
 wenn das Schlimmste zum Schlimmen kommt, so ist es
 eine böse Viertelstunde, und dann ist alles vorbei.

Jch. Auch nach so mutigen und weisen Ansichten
 25 bestehe ich noch auf meinem Glauben, daß es gut wäre,
 ihn zum Musiker zu machen. Ich weiß kein Mittel, sich
 geschwinder den Großen zu nähern, ihren Lastern zu
 dienen und aus den feinigern Vorteil zu ziehen.

Er. Es ist wahr. Aber ich habe Projekte, die noch
 30 schneller und sicherer guten Erfolg versprechen. Ach,
 wenn's nur eben so wohl ein Mädchen wäre! Aber da
 man nicht tun kann, was man will, so muß man nehmen,
 was kommt, den besten Vorteil daraus ziehen und nicht
 deshalb auf dumme Weise, wie die meisten Väter, die

nichts Schlimmers tun könnten, wenn sie auß Unglück ihrer Kinder studiert hätten, einem Kinde, das in Paris zu leben bestimmt ist, die lacedämonische Erziehung geben. Ist unsre Erziehung schlimm, so sind die Sitten meiner Nation schuld dran, nicht ich. Verantwort' es, wer kann. 5
 Mein Sohn soll glücklich sein oder, was auf eins hinauskommt, geehrt, reich und mächtig. Ich kenne ein wenig die leichtesten Wege, zu diesem Zweck zu gelangen, und ich will ihn früh genug damit bekannt machen. Tadeln 10
 ihr mich, ihr andern Weisen, so wird die Menge und der Erfolg mich losprechen. Er wird Gold besitzen, ich sag's Euch, und wenn er genug besitzt, so wird ihm nichts ermangeln, selbst Eure Achtung nicht und Eure Ehrfurcht.

Ich. Ihr könntet Euch irren.

Er. Oder er bekümmert sich nichts drum, wie andre 15
 mehr . . .

(Hierin war nun freilich gar viel von dem, was man denkt, wonach man sich trägt, aber was man nicht ausspricht; und das ist denn der auffallendste Unterschied 20
 zwischen meinem Manne und den meisten Menschen, die uns umgeben. Er bekannte die Laster, die ihm anhängen, die auch andern anhängen; aber er war kein Heuchler, er war nicht abscheulicher als jene, er war nur offener und folgerechter, manchmal profunder in seiner Verderbnis. Ich zitterte, wozu sein Knabe unter einem solchen 25
 Lehrer werden könnte; denn gewiß, bei einer Erziehung, die so genau nach unsern Sitten gebildet war, mußte er weit gehn, wenn ihm nicht frühzeitig Einhalt geschah.)

Er. D fürchtet nichts. Der bedeutende, der schwere Punkt, bei dem ein guter Vater besonders verweilen soll, 30
 ist nicht etwa, daß er seinem Knaben die sämtlichen Laster überliefre, die ihn reich machen, die Lächerlichkeiten, wodurch er den Großen unschätzbar wird; das weiß die ganze Welt, wenn nicht systematisch wie ich, doch nach

Beispiel und einzelнем Unterrichts. Nein, der Hauptpunkt ist, ihm das rechte Maß zu bezeichnen, die Kunst, sich der Schande, der Entehrung, den Gesetzen zu entziehen; das sind Dissonanzen in der gesellschaftlichen Harmonie, diese muß man wissen anzubringen, vorzubereiten, zu retten. Nichts ist so platt als eine Reihe vollkommener Akkorde. Es muß etwas geben, das anrege, das den Strahlenbündel trenne und ihn in Farben zerstreue.

Jch. Sehr gut! Durch diesen Vergleich führt Ihr mich von den Sitten abermals zur Musik, von der ich mich wider meinen Willen entfernt hatte. Ich danke Euch; denn um nichts zu verbergen: ich liebe Euch mehr als Musiker denn als Moralist.

Er. Und doch stehe ich in der Musik sehr untergeordnet und sehr hoch in der Moral.

Jch. Daran zweifle ich; aber wenn es wäre, so bin ich ein einfacher Mann, und Eure Grundsätze sind nicht die meinigen.

Er. Desto schlimmer für Euch. Ach besäß' ich nur Eure Talente!

Jch. Laßt meine Talente, und gedenken wir der Euren.

Er. Ja, wenn ich mich nur ausdrücken könnte wie Ihr. Aber ich spreche einen verteuſelten Miſchmaſch, halb wie Weltleute und Gelehrte und halb wie die Marktweweiber.

Jch. Ich rede übel. Ich weiß nur die Wahrheit zu sagen; und das greift nicht immer, wie Ihr wißt.

Er. Es ist auch nicht, um die Wahrheit zu sagen, aber um die Lüge gut zu sagen, daß ich mir Euer Talent wünsche. Wißt' ich nur zu schreiben, ein Buch zu schnüren, eine Dedikation zu wenden, einen Narren recht von seinem Verdienste trunken zu machen, mich bei den Weibern einzuschmeicheln!

Jch. Das alles wißt Ihr tausendmal besser als ich. Ich wäre nicht einmal wert, Euer Schüler zu sein.

Er. Wie viel große Eigenschaften, deren Preis Ihr nicht erkennt!

Jch. Den Preis, den ich drauf lege, erwerbe ich auch. 6

Er. Wäre das wahr, so trägt Ihr nicht diesen groben Rock, diese Zeugweste, diese baumwollenen Strümpfe, diese schweren Schuhe und diese alte Perücke.

Jch. Ihr habt Recht. Man muß sehr ungeschickt sein, wenn man nicht reich ist und sich doch alles erlaubt, 10 um es zu werden. Aber es gibt Leute, wie ich, die den Reichtum nicht als das Kostbarste auf der Welt betrachten. Wunderliche Leute!

Er. Sehr wunderliche Leute! Mit dieser Ansicht wird man nicht geboren, man gibt sie sich: denn sie ist 15 nicht in der Natur.

Jch. Des Menschen?

Er. Des Menschen. Alles, was lebt, und so auch der Mensch, sucht sein Wohlsein auf Kosten dessen, der was hergeben kann; und ich bin sicher, daß, wenn ich 20 meinen kleinen Wilden gehn ließe, ohne daß ich ihm irgend etwas sagte, würde er reiche Kleider verlangen, reichliche Nahrung, Wertschätzung der Männer, Liebe der Frauen, alles Glück des Lebens auf sich vereinigt.

Jch. Wäre der kleine Wilde sich selbst überlassen 25 und bewahrte seine ganze Schwäche, vereinigte mit der geringen Vernunft des Kindes in der Wiege die Gewalt der Leidenschaften des Mannes von dreißig Jahren, so bräch' er seinem Vater den Hals und entehrte seine Mutter. 30

Er. Das zeigt die Notwendigkeit einer guten Erziehung, und wer bestreitet sie? Was ist denn aber eine gute Erziehung, als die zu allen Arten Genuß führt ohne Gefahr und Angelegenheit?

Jch. Beinahe könnt' ich Euch beispflichten; aber wir wollen uns vor einer Erklärung hüten.

Er. Warum?

Jch. Weil ich fürchte, die Übereinstimmung ist nur
 6 scheinbar, und wollten wir bestimmen, was denn für Gefahren und Ungelegenheiten zu vermeiden sind, so verstehen wir uns nicht mehr.

Er. Und was tut's denn?

Jch. Lassen wir das! was ich davon weiß, werde
 10 ich Euch nicht lehren, und leichter unterrichtet Ihr mich in dem, was Ihr von der Musik versteht und ich nicht weiß. Lieber Rameau, laßt uns von Musik reden und sagt mir: wie kommt's, daß Ihr mit der Leichtigkeit, die
 15 schönsten Stellen der großen Meister zu fühlen, im Gedächtnis zu behalten, sie mit dem Enthusiasmus, den sie Euch einflößen, wiederzugeben und andere wieder zu entzücken — wie kommt's, daß Ihr nichts gemacht habt, das etwas wert sei?

Er. (Anstatt mir zu antworten, zuckte er mit dem
 20 Kopf, hob den Finger gen Himmel und rief:) Und das Gestirn, das Gestirn! Als die Natur Leo, Binci, Pergolese, Duni bildete, da lächelte sie; ein ernsthaftes und gebietrisches Gesicht machte sie, als sie den lieben Onkel Rameau hervorbrachte, den man während zehn
 25 Jahren den großen Rameau wird genannt haben und von dem man bald nicht mehr sprechen wird. Als sie aber seinen Better zusammenraffte, da schnitt sie eine Frage und wieder eine Frage und noch eine Frage. (Als er das sagte, schnitt er verschiedene Gesichter; es
 30 war Verachtung, Geringschätzung, Ironie. Er schien ein Stück Teig zwischen seinen Fingern zu kneten und lächelte über die lächerlichen Formen, die er ihm gab. Hierauf warf er die seltsame Pagode weg und sagte:) So machte sie mich und warf mich neben andre Pagoden, einige

mit dicken, wohlgesättigten Bäuchen, kurzen Hälften, glänzenden, vorliegenden Augen von apoplektischem Ansehen. Auch krumme Hälse gab's und dann trockne Figuren mit lebhaftem Auge und einer Habichtsnase. Alle wollten sich zu Tode lachen, indem sie mich sahen, und ich setzte meine Fäuste in die Seiten und wollte mich zu Tode lachen, als ich sie sahe. Denn die Toren und Narren haben Freude an einander, sie suchen sich, sie ziehen sich an. Hätte ich da bei meiner Ankunft nicht das Sprüchwort schon fertig gefunden: „das Geld der Narren ist das Erbteil der Gescheiten“ — mir wäre man's schuldig geworden. Ich fühlte, die Natur hatte mein Erbteil in den Beutel der Pagoden gelegt, und ich versuchte tausend Mittel, um es wieder zu erhaschen.

Ich. Ich kenne diese Mittel. Ihr habt mir davon gesprochen. Ich habe sie sehr bewundert; aber bei so viel Fähigkeiten, warum versuchtet Ihr nicht ein schönes Werk?

Er. Das ist gerade, wie ein Weltmann zum Abbé De Blanc sagte. Der Abbé sagte: Die Marquise von Pompadour nimmt mich auf die Hand und trägt mich bis an die Schwelle der Akademie; da zieht sie ihre Hand weg, ich falle und breche beide Beine. — Der Weltmann antwortete: Ihr solltet Euch zusammennehmen, Abbé, und die Türe mit dem Kopf einstoßen. — Der Abbé versetzte: Das habe ich eben versucht, und wißt Ihr, was ich davontrug? eine Beule an der Stirn. (Nach diesem Geschichtchen ging mein Mann mit hängendem Kopf einher, nachdenklich und niedergeschlagen. Er seufzte, weinte, jammerte, erhob Hände und Augen, schlug den Kopf mit der Faust, daß ich dachte, er würde Stirn oder Finger beschädigen. Dann setzt' er hinzu:) Mir scheint, es ist doch was da drinnen. Aber ich mag schlagen und schütteln, wie ich will, nichts kommt heraus.

(Dann begann er wieder, den Kopf zu schütteln, die Stirn gewaltig zu schlagen, und sagte:) Entweder ist niemand drinnen, oder man will mir nicht antworten. (Nach einem Augenblick zeigte er ein mutiges Ansehn, erhob den Kopf, 5 legte die rechte Hand aufs Herz, ging und sagte:) Ich fühle, ja ich fühle . . . (Er stellte einen Menschen vor, der böse wird, der sich ärgert, zärtlich wird, befiehlt, bittet, und ohne Vorbereitung sprach er Reden des Zorns, des Mitleidens, des Hasses, der Liebe. Er entwarf die 10 Charaktere der Leidenschaft mit einer Feinheit, einer erstaunenden Wahrheit. Dann setzt' er hinzu:) So ist's recht, glaub' ich. Nun kommt's. Da sieht man, was ein Geburtshelfer tut, der die Schmerzen reizt und beschleunigt und eilig das Kind bringt. Bin ich allein und 15 nehm' ich die Feder, will ich schreiben, so zerbeiß' ich mir die Nägel, nütze die Stirn ab. Gehorsamer Diener, guten Abend! der Gott ist abwesend. Ich glaubte Genie zu haben; am Ende der Zeile lese ich, daß ich dumm bin, dumm, dumm. Aber wie will man auch fühlen, 20 sich erheben, denken, mit Stärke malen, wenn man mit Leuten umgeht, wie die sind, denen man aufwarten muß, um zu leben? Wie will man das mitten unter solchen Reden, die man führt und hört, und diesem Gevattergeklatsch: Heute war der Boulevard allerliebste. Habt 25 Ihr den kleinen Murmeltierjungen gehört? er spielt charmant. Herr so und so hat das schönste graueapfelte Gespann, das man sich nur denken mag. Die schöne Madam N. N. ist auch auf dem Rückweg. Trägt man denn mit fünfundvierzig Jahren noch einen solchen Auf- 30 satz? Die junge so und so ist mit Diamanten bedeckt, die ihr wenig kosten. — Ihr wollt sagen, die ihr viel kosten. — Nicht doch! — Wo habt Ihr sie gesehen? — Beim verlorenen und wiedergefundenen Arlequin. Die Szene der Verzweiflung ist gespielt worden

wie noch niemals. Der Polichinelle der Foire hat Kehle, aber keine Feinheit, keine Seele. Madam die und die hat auf einmal zwei Kinder gekriegt. So kann doch jeder Vater zu dem seinigen greifen . . . Und das nun alle Tage zu sagen, wieder zu sagen und zu hören — 6 sollte das erwärmen und zu großen Dingen führen?

Jch. Nein! Man schlösse sich lieber auf sein Dachstübchen, tränke Wasser, speiste trocknes Brot und suchte sich selbst.

Er. Vielleicht. Aber dazu habe ich den Mut nicht. 10 Und sein ganzes Dasein an etwas Ungewisses wagen? Und der Name, den ich führe — Rameau! Rameau zu heißen, das ist unbequem. Es ist nicht mit Talenten wie mit dem Adel, der sich fortpflanzt und dessen Herrlichkeit wächst, indem er vom Großvater zum Vater, 15 vom Vater zum Sohn, vom Sohn zum Enkel übergeht, ohne daß der Ahnherr eine Forderung von Verdienst an seinen Abkömmling mache. Der alte Stamm ästet sich zu einem ungeheuren Narrenbaume; aber was schadet das? Mit dem Talent ist's ganz anders. Um nur den 20 Ruf seines Vaters zu erhalten, muß man geschickter sein als er; man muß von seiner Faser geerbt haben. Die Faser ist mir ausgeblieben, aber das Handgelenk ist geübt, der Bogen rührt sich und der Topf siedet; ist's nicht Ruhm, so ist's Bouillon. 25

Jch. An Eurer Stelle ließe ich mir's nicht nur gesagt sein, ich versuchte.

Er. Und glaubt Ihr, daß ich nicht versucht habe? Jch war noch nicht vierzehn Jahr alt, als ich mir zum erstenmal sagte: Was hast du, Rameau? Du sinnst? 30 Auf was sinnst du? Du möchtest gern etwas gemacht haben oder machen, woran sich die Welt entzückte . . . Nun denn! so blase und rühre die Finger; schneide das Rohr zu, so gibt es eine Flöte. Jch ward älter und

wiederholte die Reden meiner Kindheit, und noch immer wiederhole ich sie. Aber die Statue Memnons bleibt mein Nachbar.

Ich. Was wollt Ihr mit Eurer Statue Memnons?

Er. Das ist klar, dünkt mich. In der Nachbar-
 schaft von Memnons Bildsäule standen viele andre,
 gleichfalls von der Sonne beschienen, aber nur die eine
 gab einen Klang. Voltaire ist ein Poet und wer noch?
 Voltaire. Und der dritte? Voltaire. Und der vierte?
 10 Voltaire. Musiker sind Rinaldo von Capua, Fasse, Per-
 golese, Alberti, Tartini, Vocatelli, Terradeglias, mein
 Onkel, der kleine Duni, der weder Gesichtsausdruck noch
 Figur hat, aber der fühlt, bei Gott! der Gesang hat und
 Ausdruck. Das ist nun wohl eine kleine Zahl Memnons.

16 Das übrige will nicht mehr heißen als ein paar Ohren,
 an einen Stock genagelt. Auch sind wir übrigen bettel-
 haft, so bettelhaft, daß es eine Lust ist. Ach, Herr
 Philosoph, das Elend ist eine schreckliche Sache! Ich
 sehe es kauern, mit lechzendem Munde, um einige Tropfen
 20 Wasser aufzufangen, die sich aus dem Gefäß der Danaiden
 verlieren. Ich weiß nicht, ob es den Geist der Philo-
 sophen schärft, aber es verkältet teuflisch den Kopf des
 Poeten. Man singt nicht gut unter dem Fasse, und doch
 ist der glücklich zu preisen, der einen Platz findet. Ich
 25 war so glücklich und habe mich nicht halten können. Ach, ich
 war schon einmal so ungeschickt! Ich reiste durch Böhmen,
 Deutschland, die Schweiz, Holland, zum Teufel, in alle Welt.

Ich. Unter dem löchrigen Faß?

Er. Unter dem löchrigen Faß. Es war ein reicher
 30 verschwenderischer Jude, der die Musik und meine Tor-
 heiten liebte. Ich musizierte, wie es Gott gefiel, und
 spielte den Narren dabei. Mir ging nichts ab. Mein Jude
 war ein Mann, der das Gesetz kannte, der es streng und
 schroff beobachtete, manchmal in Gegenwart des Freundes,

immer in Gegenwart des Fremden. Er zog sich einen bösen Handel zu, den ich Euch erzählen muß.

In Utrecht fand sich eine allerliebste Dirne; die Christin gefiel ihm. Er schickte ihr einen Kuppler mit einem starken Wechsel. Die wunderliche Kreatur ver- 5
warf das Anerbieten, der Jude war in Verzweiflung. Der Mittelsmann sagte: Warum betrübt Ihr Euch so? Wollt Ihr eine hübsche Frau? Nichts ist leichter, und zwar eine noch hübschere als die, nach der Ihr trachtet. Es ist meine Frau, ich trete sie Euch ab für denselbigen 10
Preis. Gesagt, getan. Der Mittelsmann behält den Wechsel und führt meinen Juden zur Frau. Der Wechsel wird fällig, der Jude läßt ihn protestieren und weigert die Zahlung. Denn der Jude sagte zu sich selbst: Nie- 15
mals wird dieser Mann sich zu sagen unterstehen, um welchen Preis er meinen Wechsel besitzt; und ich werde ihn nicht bezahlen. Vor Gericht fragte er den Kuppler: Diesen Wechsel, von wem habt Ihr ihn? — Von Euch. — Habt Ihr mir Geld geborgt? — Nein! — Habt Ihr mir Waren geliefert? — Nein! — Habt Ihr mir Dienste 20
geleistet? — Nein! aber davon ist die Rede nicht. Ihr habt den Wechsel unterzeichnet und werdet bezahlen. — Ich habe ihn nicht unterzeichnet. — So wäre ich also ein Verfälscher? — Ihr oder ein anderer, dessen Werkzeug Ihr seid. — Ich bin ein Schuft, aber Ihr seid ein 25
Spitzbube. Glaubt mir und treibt mich nicht aufs Äußerste. Ich gestehe sonst alles. Ich entehre mich, aber Euch richte ich zu Grunde . . . Der Jude verachtete die Drohung, und der Kuppler entdeckte die ganze Geschichte bei der nächsten Sitzung. Sie wurden beide beschimpft und der 30
Jude zu Zahlung des Wechsels verdammt, dessen Summe man zum Besten der Armen verwendete. Da trennte ich mich von ihm und kam hieher.

Was sollte ich tun? denn ich mußte vor Elend um-

kommen oder etwas vornehmen. Allerlei Vorschläge gingen mir durch den Kopf. Bald wollt' ich mich in eine Landtruppe werfen, und taugte weder fürs Theater noch fürs Orchester. Bald wollt' ich mir ein Bild malen lassen, wie man's an der Stange herumträgt und auf einer Kreuzstraße hinpflanzt. Dabei hätt' ich mit lauter Stimme meine Geschichte erzählt: Hier ist die Stadt, wo er geboren ist. Hier nimmt er Abschied von seinem Vater, dem Apotheker, hier kommt er in die Hauptstadt und sucht die Wohnung seines Onkels. Hier liegt er seinem Onkel zu Füßen, der ihn fortjagt. Hier zieht er mit einem Juden herum u. s. w. Den andern Tag stand ich auf, wohl entschlossen, mich mit den Gassensängern zu verbinden; und das würd' ich nicht am schlimmsten gemacht haben. Unfre Übungen hätten wir unter den Fenstern meines lieben Onkels angestellt, der vor Bosheit zerplatzt wäre. Ich ergriff ein anderes Mittel. (Da hielt er inne und ging nach und nach von der Stellung eines Mannes, der eine Violine hält, auf der er die Töne greift, bis zur Gestalt eines armen Teufels über, dem die Kräfte mangeln, dem die Kniee schlottern und der verschneiden würde, wenn man ihm nicht ein Stückchen Brot zuwürfe. Er bezeichnete sein äußerstes Bedürfnis durch die Bewegung des Fingers gegen seinen halb offenen Mund.) Das versteht man. Man wirft mir eine Kleinigkeit zu, um die wir uns streiten, drei oder vier Hungrige, wie wir sind. Und nun denkt einmal groß, macht schöne Sachen in einem solchen Zustande!

Ich. Das ist schwer.

Er. Von Stufe zu Stufe fiel ich endlich in ein gutes Haus und befand mich köstlich. Nun bin ich verstoßen und muß von neuem die Darmsaiten sägen und auf die Gebärde des Fingers gegen den lechzenden Mund zurückkehren. Nichts ist beständig auf der Welt. Am

Glücksrade heute oben, morgen unten. Verfluchte Zufälle führen uns und führen uns sehr schlecht. (Dann trank er einen Schluck, der noch in der Flasche übrig geblieben war. Dann wendete er sich zu seinem Nachbar:) Mein Herr, ich bitte Euch um eine kleine Prise. 5
Ihr habt da eine schöne Dose. Ihr seid kein Musikus? — Nein! — Desto besser für Euch. Das sind arme, beklagenswerte Schufte. Das Schicksal hat mich dazu gemacht, mich, indessen zu Montmartre vielleicht in einer Mühle ein Müller, ein Mühlknecht sich befindet, der nichts 10
anders als das Klappern der Mühle hören wird, und der vielleicht die schönsten Gesänge gefunden hätte. Rameau, zur Mühle, zur Mühle — dort gehörst du hin!

Ich. Die Natur bestimmte jeden dazu, wozu er sich Mühe geben mag. 15

Er. Doch vergreift sie sich oft. Was mich betrifft, ich betrachte die irdischen Dinge nicht von solcher Höhe, wo alles einerlei aussieht. Der Mann, der einen Baum mit der Schere reinigt, und die Raupe, die daran das Blatt nagt, können für zwei gleiche Insekten gelten. 20
Jeder hat seine Pflicht. Stellt Euch auf eine Planetenbahn und theilet von dorthier, wenn es Euch gefällt, nach Art des Réaumur, das Geschlecht der Fliegen in Nähende, Ackernde, Sichelnde, oder die Menschengattung in Tischler, Zimmerleute, Dachdecker, Tänzer, Sänger — das ist Eure 25
Sache, ich mische mich nicht drein. Ich bin in dieser Welt und bleibe drin; aber wenn es natürlich ist, Appetit zu haben — denn ich komme immer zum Appetit zurück, zu der Empfindung, die mir immer gegenwärtig ist — so finde ich, daß es keine gute Ordnung sei, nicht immer 30
etwas zu essen zu haben. Welche Teufelseinrichtung! Menschen, die alles übervoll haben, indessen andre, eben auch wie sie mit ungestümen Mägen, wie sie mit einem wiederkehrenden Hunger, nichts für ihren Zahn finden.

Und dann iſt die gezwungene Stellung, in der uns das Bedürfnis hält, das Allerschlimmſte. Der bedürftige Menſch geht nicht wie ein anderer: er ſpringt, er kriecht, er krümmt ſich, er ſchleppt ſich und bringt ſein Leben zu,
 6 indem er Poſitionen erdenkt und ausführt.

Ich. Was ſind denn Poſitionen?

Er. Fragt Roverre! und doch bringt die Welt viel mehr Poſitionen hervor, als ſeine Kunſt nachahmen kann.

Ich. So verſteigt Ihr Euch doch auch in höhere
 10 Regionen und betrachtet von da herab die verſchiednen Pantomimen der Menſchengattung?

Er. Nein, nein! Ich ſehe nur um mich her und ſetze mich in meine Poſition, oder ich erluſtige mich an den Poſitionen, die ich andere nehmen ſehe. Ich verſtehe
 15 mich trefflich auf Pantomimen; Ihr ſollt urtheilen. (Nun lächelt er, ſpielt den Bewundernden, den Bittenden, den Gefälligen; er ſetzt den rechten Fuß vor, den linken zurück, den Rücken gebogen, den Kopf in die Höhe, den Blick wie auf anderer Blicke gerichtet, den Mund halb
 20 offen, die Arme nach einem Gegenſtande ausgeſtreckt. Er erwartet einen Befehl, er empfängt ihn; fort iſt er wie ein Pfeil, er iſt wieder da, es iſt getan, er gibt Rechenschaft; er iſt aufmerkſam auf alles; was fällt, hebt er auf; ein Kiſſen legt er zurecht; einen Schemel ſchiebt
 25 er unter; er hält einen Präſentierteller, er nähert einen Stuhl, er öffnet eine Thüre, zieht die Vorhänge zu, bemerkt den Herrn und die Frau, iſt unbeweglich mit hängenden Armen, ſteifen Beinen; er hört, er horcht, er ſucht auf den Geſichtern zu leſen, und dann ſagt er:)
 30 Das iſt nun meine Pantomime ungeſähr, wie aller Schmeichler, Schmaruzer und Dürſtigen.

(Die Torheiten dieſes Menſchen, die Märchen des Abts Galiani, die Ausſchweifungen Rabelais' haben mich manchmal zu tiefem Nachdenken veranlaßt. Das ſind

drei Kramläden, wo ich mich mit lächerlichen Masken versehen, die ich den ernsthaftesten Personen aufs Gesicht setze. Ich sehe einen Pantalon in einem Prälaten, einen Satyr in einem Präsidenten, ein Schwein in einem Mönche, einen Strauß in einem Minister, eine Gans in seinem 5
ersten Sekretär.)

Aber nach Eurer Rechnung (sagte ich zu meinem Manne) gibt es auf dieser Welt viel Dürstige, und ich kenne niemand, der sich nicht zu einigen Schritten Eures 10
Tanzes bequeme.

Er. Ihr habt Recht. In einem ganzen Königreiche gibt es nur einen Menschen, der grad vor sich 15
hingehet, den Souverän; das übrige alles nimmt Positionen.

Ich. Der Souverän? und dabei ließe sich doch auch noch etwas erinnern. Glaubt Ihr denn nicht, daß sich 20
von Zeit zu Zeit neben ihm ein kleiner Fuß, ein kleiner Chignon, eine kleine Nase befinde, die ihn gleichfalls zu einiger Pantomime veranlassen? Wer einen andern braucht, ist bedürftig und nimmt eine Position an. Vor seiner Geliebten nimmt der König eine Position an, und 25
vor Gott macht er seinen Pantomimenschritt. Der Minister macht den Schritt des Hofmanns, des Schmeichlers, des Bedienten, des Bettlers vor seinem König. Die Menge der Ehrgeizigen tanzt Eure Positionen auf hundert Manieren, eine verworfener als die andern, vor dem 30
Minister. Der vornehme Abbé mit Überschlag und langem Mantel macht wenigstens einmal die Woche vor dem, der die Benefizien auszuteilen hat, seine Männchen. Wahrlich, was Ihr die Pantomime der Bettler nennt, ist der große Hebel der Erde. Jeder hat seine kleine Hus und seinen Bertin.

Er. Das tröstet mich. (Aber indessen ich sprach, stellte er die genannten Leute vor; es war zum Totlachen. Zum Beispiel als kleiner Abbé hielt er den Hut

unterm Arm, das Brevier in der linken Hand, mit der rechten trug er den Schweif seines Mantels; den Kopf ein wenig auf die Schulter geneigt, giug er einher, mit niedergeschlagenen Augen, und ahmte so völlig den
 5 Heuchler nach, daß ich glaubte, den Autor der Réfutations vor dem Bischof von Orleans zu sehen. Hinter den Schmeichlern, den Ehrfüchtigen war er gewaltig drein. Es war der leibhaftige Bouret bei der General-

10 Ich. Das heißt vortrefflich ausführen. Aber doch gibt es ein Wesen, das von der Pantomime freigesprochen ist: der Philosoph, der nichts hat und nichts verlangt.

Er. Und wo ist denn das Tier? Hat er nichts, so leidet er; bemüht er sich um nichts, so erhält er nichts
 15 und wird immer leiden.

Ich. Nein. Diogenes, der über die Bedürfnisse spottete.

Er. Aber man will gekleidet sein!

Ich. Nein. Er ging nackt.

20 Er. Manchmal war es kalt in Athen.

Ich. Weniger als hier.

Er. Man speiste.

Ich. Ganz gewiß.

Er. Auf wessen Kosten?

25 Ich. Der Natur. Zu wem wendet sich der Wilde? zur Erde, zu den Tieren, den Fischen, den Bäumen, den Kräutern, den Wurzeln, den Bächen.

Er. Schlechte Tafel.

Ich. Sie ist groß.

30 Er. Aber übel bedient.

Ich. Und doch deckt man sie ab, um die unsrigen zu besetzen.

Er. Aber bekennet nur, daß die Industrie unsrer Köche, Pastetenbäcker und Zuckerbäcker ein wenig von

dem ihrigen hinzutut. Mit einer so strengen Diät mußte Euer Diogenes wohl keine störrischen Organe besitzen?

Jch. Ihr irrt Euch. Des Cynikers Kleid war ehemals, was jetzt unsre Mönchskleidung, und mit derselben Kraft. Die Cyniker waren die Karmeliten und Kapuziner von Athen. 5

Er. Da hab' ich Euch! Diogenes hat also auch seine Pantomime getanzt, wenn auch nicht vor Perikles, wenigstens vor Laïs oder Phryne.

Jch. Da betrügt Ihr Euch wieder. Andre bezahlten sehr teuer die Schönheit, die sich ihm aus Vergnügen überließ. 10

Er. Begab sich's aber, daß die Schönheit sonst beschäftigt war und der Cyniker nicht warten konnte —

Jch. So ging er in sein Faß und suchte sie entbehrllich zu finden. 15

Er. Und Ihr rietet mir, ihn nachzuahmen?

Jch. Ich will sterben, wenn es nicht besser wäre, als zu kriechen, sich wegzuworfen, sich zu beschimpfen.

Er. Aber ich brauche ein gutes Bett, eine gute Tafel, ein warmes Kleid im Winter, ein kühles Kleid im Sommer und mehr andre Dinge, die ich lieber dem Wohlwollen schuldig sein, als durch Arbeit erwerben mag. 20

Jch. Weil Ihr ein Nichtswürdiger, ein Vielkraß, ein Niederträchtiger seid, eine Rotseele. 25

Er. Das hab' ich Euch, glaub' ich, schon alles gestanden.

Jch. Ohne Zweifel haben die Dinge des Lebens einen Wert; aber Ihr kennt nicht den Wert des Opfers, das Ihr bringt, um sie zu erlangen. So tanzt Ihr die schlechte Pantomime, Ihr habt sie getanzt und werdet sie tanzen. 30

Er. Es ist wahr, aber es hat mich wenig gekostet, und deswegen wird mich's künftig nichts kosten; und des-

halb tät' ich übel, einen andern Gang anzunehmen, der mir beschwerlich wäre und in dem ich nicht verharren könnte. Aber aus dem, was Ihr mir da sagt, begreif' ich erst, daß meine arme kleine Frau eine Art Philosoph
5 war; sie hatte Mut wie ein Löwe. Manchmal fehlte es uns an Brot, wir hatten keinen Pfennig, und manchmal waren fast alle unsre Kleinigkeiten von Wert verkauft. Ich hatte mich aufs Bett geworfen, da zerbrach ich mir den Kopf, den Mann zu finden, der mir einen Taler
10 liehe, den ich ihm nicht wiedergäbe. Sie, munter wie ein Zeisig, setzte sich ans Klavier, sang und begleitete sich. Das war eine Nachtigallenkehle. Hättet Ihr sie doch nur auch gehört! Wenn ich in einem Konzert spielte, nahm ich sie mit. Unterwegs sagte ich: Frisch, Madam!
15 macht, daß man Euch bewundre! Entwickelt Euer Talent, Eure Reize, entführt, überwindet! Wir kamen an; sie sang, sie entführte, sie überwand. Ach, ich habe die arme kleine verloren! Außer ihrem Talent hatte sie ein Mäulchen — kaum ging der kleine Finger hinein; Zähne —
20 eine Reihe Perlen; Augen, eine Haut, Wangen, Brust, Rehfüßchen und Schenkel und alles zum Modellieren. Früh oder später hätte sie einen Generalpächter gewonnen. Das war ein Gang, Hüften, ach Gott was für Hüften! — (Und nun machte er den Gang seiner Frau
25 nach, kleine Schritte, den Kopf in der Luft, er spielte mit dem Fächer, er schwänzelte; es war die Karikatur unsrer kleinen Koketten, so neckisch und lächerlich als möglich. Dann fuhr er in seinem Gespräche fort:) Überall führte ich sie hin, in die Tuilerien, ins Palais Royal,
30 auf die Boulevards. Es war unmöglich, daß sie mir bleiben konnte. Morgens, wenn sie über die Straße ging, mit freien Haaren und niedlichem Fäächchen, Ihr wäret stehn geblieben, sie zu besehen, Ihr hättet sie mit vier Fingern umspannt, ohne sie zu zwingen. Kam je-

mand hinter ihr drein und sah sie mit ihren kleinen Füßchen hintrippeln und betrachtete die breiten Hüftchen, deren Form das leichte Röckchen zeichnete — gewiß, er verdoppelte den Schritt. Sie ließ ihn ankommen, und dann wendete sie schnell ihre großen schwarzen Augen auf ihn los, und jeder blieb betroffen stehn. Denn die Vorderseite der Medaille war wohl die Rückseite wert. Aber ach! ich habe sie verloren, und alle unsre Hoffnungen auf Glück sind mit ihr verschwunden. Ich hatte sie nur darum geheiratet. Ich hatte ihr meine Pläne mitgeteilt, und sie hatte zu viel Einsicht, um nicht ihre Sicherheit zu begreifen, und zu viel Verstand, um sie nicht zu billigen. (Nun schluchzt' er, nun weint' er, nun ruft' er aus:) Nein, nein! darüber tröst' ich mich niemals. Und darauf hab' ich Umschlag und Käppchen genommen.

Ich. Für Schmerz?

Er. Eigentlich, um meinen Napf immer auf dem Kopfe zu haben. Aber seht doch ein wenig, wie viel Uhr es ist. Ich muß in die Oper.

Ich. Was gibt man?

Er. Von d'Nuvergne. Es sind schöne Sachen in seiner Musik. Schade, daß er sie nicht zuerst gesagt hat. Unter den Toten gibt's immer einige, die den Lebendigen im Wege sind. Was hilft's! Quisque suos patimur manes. Aber es ist halb Sechse. Ich höre die Glocke, die zu der Vesper des Abbé de Canaye läutet. Die ruft mich auch ab. Lebt wohl. Ist's nicht wahr, Herr Philosoph, ich bin immer derselbe?

Ich. Ja wohl, unglücklicherweise.

Er. Laßt mich das Unglück noch vierzig Jahre genießen. Der lacht wohl, der zuletzt lacht.

Anmerkungen

über Personen und Gegenstände, deren in dem Dialog „Rameaus Nefte“ erwähnt wird.

Vorerinnerung.

Der Übersetzer hatte sich vorgenommen, die Personen und Gegenstände, welche in vorliegendem Dialog genannt und abgehandelt werden, ihre Verhältnisse und Beziehungen in diesen alphabetisch geordneten Anmerkungen zur Bequemlichkeit des Lesers mehr ins Klare zu stellen. Manche Hindernisse setzten sich diesem Unternehmen entgegen, das nur zum Theil ausgeführt werden konnte. Da aber auch schon hierdurch der Zweck einigermaßen erreicht wird, so hat man in Hoffnung einer künftigen weitem Ausführung das Gegenwärtige nicht zurückhalten wollen.

Alberti.

Ein außerordentliches musikalisches Talent, mit einer vortrefflichen Stimme begünstigt, die sogar Farinellis Eifersucht erregte; zugleich ein guter Klavierspieler, der aber seine großen Gaben nur als Dilettant zum Vergnügen seiner Zeitgenossen und zu eigenem Behagen anwendete, auch sehr frühzeitig starb.

d'Alembert.

Geb. 1717. Gest. 1783.

Ihm ist sein Ruhm als Mathematiker niemals streitig gemacht worden; als er sich aber um des Lebens und der

Gesellschaft willen vielseitig literarisch ausbildete, so nahmen die Mißgünstigen daher Anlaß, schwächere Seiten aufzusuchen und zu zeigen.

Solche feindselige Naturen, die nur wider Willen entschiedene Vorzüge anerkennen, möchten gern jeden 5 trefflichen Mann in sein Verdienst ganz eigentlich einsperren und ihm eine vielseitige Bildung, die allein Genuß gewährt, verkümmern. Sie sagen gewöhnlich, zu seinem Ruhme habe er dieses oder jenes nicht unternehmen sollen. Als wenn man alles um des Ruhms 10 willen täte, als wenn die Lebensvereinigung mit ähnlich Gesinnten, durch ernste Teilnahme an dem, was sie treiben und leisten, nicht den höchsten Wert hätte! Und nicht allein Franzosen, welche alles nach außen tun, sondern auch Deutsche, welche die Wirkung nach innen recht 15 gut zu schätzen wissen, geben solche Gesinnungen zu erkennen, wodurch der Schriftsteller vom Schriftsteller, der Gelehrte vom Gelehrten gildemäßig abgetrennt würde.

So viel bei Gelegenheit der Stelle: „d'Alembert verweisen wir in die Mathematik.“ 20

d'Auvergne.

Der erste unter den Franzosen, der in seiner Oper *Les Troqueurs* sich dem italienischen Geschmack zu nähern suchte und zu jener Epoche dadurch viel beitrug. (Siehe „Musik“.)

Baculard, sonst Arnaud.

Geb. 1718.

Verfasser kleiner galanter Gedichte, bei uns mehr 25 bekannt durch seine Trauerspiele, den „Grafen von Cominges“ und „Euphemien“, worin der fürchterliche Apparat von Gewölben, Gräbern, Särgen und Mönchskutten den Mangel des großen furchtbaren Tragischen ersetzen soll.

Vagge (Baron von).

Ein deutscher oder brabantischer Edelmann, der sich lange Zeit in Paris aufhielt und wegen seiner Leidenschaft zur Musik merkwürdig war. Er wollte sie nicht allein durch andre genießen, sondern er suchte sie auch selbst, wiewohl ohne sonderlichen Erfolg, auszuüben. Ja, seine Bemühungen und seine Konzerte, allgemein gekannt und gesucht, konnten sich eines in Paris so leicht erregten Lächerlichen nicht erwehren, in welchem Sinne denn auch Diderot hier auf dieselben anzuspitzen scheint.

Battenx.

Geb. 1713. Gest. 1780.

10 Apostel des halbahren Evangeliums der Nachahmung der Natur, das allen so willkommen ist, die bloß ihren Sinnen vertrauen und dessen, was dahinter liegt, sich nicht bewußt sind. Warum er hier als Heuchler gescholten wird, davon wissen wir keine Rechenschaft zu
15 geben.

Le Blanc (Abbé).

Geb. zu Dijon 1707. Gest. 1781.

Wenn durch die Gunst der Menge oder der Großen ein mittelmäßiges Talent zu Glück und Ehren gelangt, so entsteht eine wunderbare Bewegung unter feinesgleichen. Alles, was sich ihm ähnlich fühlt, wird durch die
20 Hoffnung belebt, daß nun gleichfalls die Reihe an andre ehrliche Leute, die doch eben auch nicht für ganz verdienstlos zu halten, endlich kommen müsse und solle.

Doch auch hier wie überall behauptet das Glück sein Majestätsrecht und nimmt sich der Mittelmäßigen so wenig
25 als der Trefflichen an, als wenn es ihm nun gerade einmal beliebt.

Der Abbé Le Blanc, ein freilich sehr mittelmäßiger Mann, mußte so manchen feinesgleichen in der Akademie

sehen, die, ungeachtet einer freilich nur vorübergehenden Gunst des Hofes, für ihn unerbittlich blieb.

Die im Dialog erzählte Anekdote drückt das Verhältnis sehr geistreich aus.

Bouret.

Ein reicher Finanzmann, der zugleich Oberdirektor der Posten war und ein ungeheures Vermögen durch die Gunst des Hofes und der Großen, denen er also wohl ein Hündchen abtreten konnte, zusammenbrachte.

Aber weder sein Glück noch seine Erniedrigungen, die ihm Diderot sehr hart aufrechnet, konnten ihn vor dem Untergang schützen, da er in sich selbst kein Maß hatte und sein Geist im Ausgeben noch gewandter und unternehmender war als im Erwerben.

Er baute königlich einen Pavillon, nur um den König, der alle Jahre mit seinem Hofstaat auf der Jagd jene Gegend besuchte, bewirten zu können, und errichtete als Nebensache, bei einer durchaus kostspieligen Lebensweise, sehr ansehnliche Gebäude, wodurch er die Kräfte seiner eigenen Finanzen dergestalt schwächte, daß er, als Ludwig der XV. unvermuthet starb und er seinen königlichen Gönner sowie durch die Regierungsveränderung manche andre Unterstützung verlor, gerade da er ihrer am nötigsten bedurft hätte, um sich im Gleichgewicht zu erhalten, in die größte Verwirrung, ja Verzweiflung geriet und seinem Leben selbst ein Ende machte.

Bret.

Geb. 1717. Gest. 1792.

Fruchtbarer gefälliger Autor, aber schwach und nachlässig. Herausgeber von Molière, zu welchem Geschäft seine Kräfte nicht hinreichten.

Sein Stück *Le faux généreux* fällt in das Jahr 1758.

Carmontelle.

Verfasser der dramatischen Sprüchwörter und anderer angenehmer kleiner theatralischer Stücke.

Destouches.

Geb. 1680. Gest. 1754.

Literator und Geschäftsmann.

Mehrere seiner Stücke erwarben sich Beifall. Zuletzt verliert er die Gunst des Publikums und zieht sich vom Theater zurück. (Siehe „Dorat“.)

Dorat.

Geb. 1734. Gest. 1780.

Fruchtbarer angenehmer Dichter, besonders in kleinen Stücken, nicht so glücklich in größern, ernsteren, besonders dramatischen.

Der große Reiz, den das Theater für jeden Zuschauer hat, zeigt sich auch darin, daß es so manchen produktiv zu machen scheint, der eigentlich dafür gar kein Talent hat. In jeder Nation strebt eine unverhältnismäßige Anzahl Menschen nach dem Glück, sich selbst von dem Theater herunter wiederzuhören, und es ist niemanden zu verargen, wenn man zu dieser innern Be-
 10
 15
 20
 25

haglichkeit noch die äußeren Vorteile eines schnellen, allgemeinen, günstigen Bekanntwerdens hinzurechnet. Ist diese Begierde, fürs Theater zu arbeiten, bei dem stillen, mehr in sich gekehrten Deutschen fast zur Seuche geworden, so begreift man leicht, wie der Franzose, der sich es selbst gar nicht zum Vorwurf rechnet, unmäßig eitel zu scheinen, unwiderstehlich genötigt sein muß, sich auf ein Theater zu drängen, das bei einem hundertjährigen Glanze so große Namen zählt, die den lebhaftesten Wunsch erregen müssen, wengleich auch hinter ihnen, doch mit und neben ihnen an derselben Stelle genannt zu werden.

Dorat konnte diesen Lockungen nicht entgehen, um so mehr, da er anfangs sehr beliebt und vorgeschoben ward; allein sein Glück war nicht von Dauer: er ward herabgesetzt und befand sich in dem traurigen Zustand des Mißbehagens mit so vielen andern, mit deren Zahl man, wo nicht einen Platz in Dantes Hölle, doch wenigstens in seinem Fegfeuer besetzen könnte. (Siehe „Marivaux“.)

Duni.

Geb. im Neapolitanischen den 9. Februar 1709. Gest. den 11. Juni 1775.

Die Franzosen scheinen, bei aller ihrer Lebhaftigkeit, mehr als andre Nationen an hergebrachten Formen zu hangen und selbst in ihren Vergnügungen eine gewisse Eintönigkeit nicht gewahr zu werden. So hatten sie sich an die Musik Lullis und Rameaus gewöhnt, die sie, wenn man es recht genau untersuchte, vielleicht noch nicht ganz losgeworden sind.

Zur Zeit nun, als diese Musik noch herrschend war, in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts, mußte es eine große Bewegung geben, als eine andere, gerade entgegengesetzte Art, das Publikum zu unterhalten, sich darneben stellte. Indessen die große französische Oper mit einem ungeheuern Apparat ihre Gäste kaum zu befriedigen im stande war, hatten die Italiener die glückliche Entdeckung gemacht, daß wenige Personen, fast ohne irgend eine Art von Umgebung, durch melodischen Gesang, heitern und bequemen Vortrag eine viel lebhaftere Wirkung hervorzubringen im stande seien. Diese eigentlichen Intermezzisten machten, unter dem Namen der Bouffons, in Paris ein großes Aufsehen und erregten Parteien für und wider sich.

Duni, der sich in Italien an der Buona figliola schon geübt hatte, schrieb für Paris den Peintre amoureux de son modèle und später „Das Milchmädchen“, das auch

auf dem deutschen Theater die komische Oper beinahe zuerst einführte. Jene ersten Stücke des Duni waren in Paris völlig im Gange, zur Zeit als Diderot den gegenwärtigen Dialog schrieb. Er hatte sich, nebst seinen Freunden, schon früher zur Partei der heitern Produktionen geschlagen, und so weisfagte er auch Rameaus Unter-
 gang durch den gefälligen Duni.

Fréron (Vater).

Geb. zu Quimper 1719. Gest. zu Paris 1776.

Ein Mann von Kopf und Geist, von schönen Studien und mancherlei Kenntnissen, der aber, weil er manches
 10 einsah, alles zu übersehen glaubte und als Journalist sich zu einem allgemeinen Richter aufwarf. Er suchte sich besonders durch seine Opposition gegen Voltaire bedeutend zu machen, und seine Kühnheit, sich diesem außerordentlichen, hochberühmten Manne zu widersetzen, be-
 15 hagte einem Publikum, das einer heimlichen Schadenfreude sich nicht erwehren kann, wenn vorzügliche Männer, denen es gar manches Gute schuldig ist, herabgesetzt werden, da es sich, von der andern Seite, einer strengen be-
 handelten Mittelmäßigkeit gar zu gern liebreich und mit-
 20 leidsvoll annimmt.

Frérons Blätter hatten Glück und Gunst und verdienten sie zum Teil. Unglücklicherweise hielt er sich nun für den ganz wichtigen und bedeutenden Mann und fing an, aus eigener Macht und Gewalt geringe Talente zu
 25 erheben und als Nebenbuhler der größeren aufzustellen. Denn derjenige, der aus Mangel von Sinn oder Gewissen das Vortreffliche herunterzieht, ist nur allzugeneigt, das Gemeine, das ihm selbst am nächsten liegt, herauszuheben und sich dadurch ein schönes mittleres Element
 30 zu bereiten, auf welchem er als Herrscher behaglich walten könne. Dergleichen Nivelleurs finden sich beson-

ders in Literaturen, die in Gärung sind; und bei gutmütigen, auf Mäßigkeit und Billigkeit durchaus mehr als auf das Vortreffliche in Künsten und Wissenschaften gerichteten Nationen haben sie starken Einfluß.

Die geistreiche französische Nation war dagegen dem Fréron bald auf der Spur, wozu Voltaire selbst nicht wenig beitrug, der seinen Widersacher mit gerechten und ungerechten, aber immer geistreichen Waffen unausgesetzt bekämpfte. Keine Schwäche des Journalisten blieb unbemerkt, keine Form der Rede- und Dichtkunst unbenutzt, so daß er ihn sogar als Frélon in der „Schottländerin“ aufs Theater brachte und erhielt.

Wie Voltaire in so manchem, was er leistete, die Erwartung der Welt übertraf, so unterhielt er auch in diesem Falle das Publikum mit immer neuen und überraschenden Späßen, griff den Journalisten zugleich und alle dessen Günstlinge an und warf ihr Lächerliches gehäuft auf den Gönner zurück.

So ward jene Anmaßung aller Welt klar: Fréron verlor seinen Kredit, auch den verdienten, weil sich denn doch das Publikum, wie die Götter, zuletzt auf die Seite der Sieger zu schlagen behaglich findet.

Und so ist das Bild Frérons dergestalt verschoben und verdunkelt worden, daß der spätre Nachkömmling Mühe hat, sich von dem, was der Mann leistete und was ihm ermangelte, einen richtigen Begriff zu machen.

Geschmack.

„Der Geschmack, sagt er . . . der Geschmack ist ein Ding . . . bei Gott, ich weiß nicht, zu was für einem Ding er den Geschmack machte, wußte er es doch selbst nicht.“

In dieser Stelle will Diderot seine Landsleute lächerlich darstellen, die, mit und ohne Begriff, das Wort Geschmack immer im Munde führen und manche bedeutende

Produktion, indem sie ihr den Mangel an Geschmack vorwerfen, heruntersetzen.

Die Franzosen gebrauchten zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts das Wort „Geschmack“ noch nicht allein, sie bezeichneten vielmehr durch das Beiwort die besondre Bestimmung. Sie sagten „ein böser, ein guter Geschmack“, und verstanden recht gut, was sie dadurch bezeichneten. Doch findet man schon in einer Anekdoten- und Spruchsammlung jener Zeit das gewagte Wort: „Die französischen Schriftsteller besitzen alles, nur keinen Geschmack.“

Wenn man die französische Literatur von Anfang an betrachtet, so findet sich, daß das Genie schon bald sehr viel für sie getan. Marot war ein trefflicher Mann, und wer darf den hohen Wert Montaignes und Rabelais' verkennen?

Das Genie sowohl als der recht gute Kopf sucht sein Gebiet ins Unendliche auszudehnen. Sie nehmen gar mannigfaltige Elemente in ihren Schöpfungskreis auf und sind oft glücklich genug, sie vollkommen zu beherrschen und zu verarbeiten. Gelingt aber ein solches Unternehmen nicht ganz, fühlt sich der Verstand nicht durchaus genötigt, die Segel zu streichen, erlangen die Arbeiten nur eine solche Stufe, wo er ihnen noch etwas anhaben kann, so entsteht sogleich ein Loben und Tadeln des Einzelnen, und man glaubt vollkommene Werke dadurch vorzubereiten, wenn man die Elemente, woraus sie bestehn sollen, recht säuberlich sondert.

Die Franzosen haben einen Poeten du Bartas, den sie gar nicht mehr oder nur mit Verachtung nennen. Er lebte von 1544 bis 1590, war Soldat und Weltmann und schrieb zahllose Alexandriner. Wir Deutschen, die wir die Zustände jener Nation aus einem andern Gesichtspunkte ansehen, fühlen uns zum Lächeln bewegt, wenn wir in seinen Werken, deren Titel ihn als den

Fürsten der französischen Dichter preist, die sämtlichen Elemente der französischen Poesie, freilich in wunderlicher Mischung, beisammenfinden. Er behandelte wichtige, bedeutende, breite Gegenstände, wie zum Exempel die sieben Schöpfungstage, wobei er Gelegenheit fand, eine naive Anschauung der Welt und mannigfaltige Kenntnisse, die er sich in einem tätigen Leben erworben, auf eine darstellende, erzählende, beschreibende, didaktische Weise zu Markte zu bringen. Diese sehr ernsthaft gemeinten Gedichte gleichen daher sämtlich gutmütigen Parodien und sind wegen ihres bunten Ansehens dem Franzosen auf der jetzigen Höhe seiner eingebildeten Kultur äußerst verhaßt, anstatt daß, wie der Kurfürst von Mainz das Rad, ein französischer Autor die sieben Tagwerke des du Bartas, irgend symbolisiert, im Wappen führen sollte.

Damit wir aber, bei einer aphoristischen Behandlung unsrer Aufsätze, nicht unbestimmt und dabei paradox erscheinen, so fragen wir, ob nicht die ersten vierzig Verse des siebenten Schöpfungstages von du Bartas vortrefflich sind, ob sie nicht in jeder französischen Mustersammlung zu stehen verdienen, ob sie nicht die Vergleichung mit manchem schätzenswerten neuern Produkt aushalten? Deutsche Kenner werden uns beistimmen und uns für die Aufmerksamkeit danken, die wir auf dieses Werk erregen. Die Franzosen aber werden wohl fortfahren, wegen der darin vorkommenden Wunderlichkeiten auch das Gute und Treffliche daran zu verkennen.

Denn die immer anstrebende und zu Ludwig des XIV. Zeiten zur Reife gedeihende Verstandeskultur hat sich immerfort bemüht, alle Dicht- und Sprecharten genau zu sondern, und zwar so, daß man nicht etwa von der Form, sondern vom Stoff ausging und gewisse Vorstellungen, Gedanken, Ausdrucksweisen, Worte aus der Tragödie, der Komödie, der Ode, mit welcher letztern

Dichtart sie deshalb auch nie fertig werden konnten, hinauswies und andre dafür, als besonders geeignet, in jeden besondern Kreis aufnahm und für ihn bestimmte.

Man behandelte die verschiedenen Dichtungsarten
 5 wie verschiedene Sozietäten, in denen auch ein besonderes Betragen schicklich ist. Anders benehmen sich Männer, wenn sie allein unter sich, anders, wenn sie mit Frauen zusammen sind; und wieder anders wird sich dieselbe Gesellschaft betragen, wenn ein Vornehmerer unter sie tritt,
 10 dem sie Ehrfurcht zu bezeigen Ursache haben. Der Franzose scheut sich auch keinesweges, bei Urteilen über Produkte des Geistes von Convenancen zu sprechen, ein Wort, das eigentlich nur für die Schicklichkeiten der Sozietät gelten kann. Man sollte darüber nicht mit ihm rechten, sondern einzu-
 15 sehen trachten, inwiefern er Recht hat. Man kann sich freuen, daß eine so geistreiche und weltkluge Nation dieses Experiment zu machen genötigt war, es fortzusetzen genötigt ist.

Aber im höhern Sinne kommt doch alles darauf an, welchen Kreis das Genie sich bezeichnet, in welchem es
 20 wirken, was es für Elemente zusammenfaßt, aus denen es bilden will. Hierzu wird es theils durch innern Trieb und eigne Überzeugung bestimmt, theils auch durch die Nation, durch das Jahrhundert, für welche gearbeitet werden soll. Hier trifft das Genie freilich nur allein
 25 den rechten Punkt, sobald es Werke hervorbringt, die ihm Ehre machen, seine Mitwelt erfreuen und zugleich weiter fördern. Denn indem es seinen weiteren Licht-
 30 kreis in den Brennpunkt seiner Nation zusammendrängen möchte, so weiß es alle innern und äußern Vorteile zu benutzen und zugleich die genießende Menge zu befriedigen, ja zu überfüllen. Man gedenke Shakespeares und Calderons! Vor dem höchsten ästhetischen Richter-
 stuhle bestehn sie untadelig, und wenn irgend ein ver-
 ständiger Sonderer, wegen gewisser Stellen, hartnäckig

gegen sie klagen sollte, so würden sie ein Bild jener Nation, jener Zeit, für welche sie gearbeitet, lächelnd vorweisen und nicht etwa dadurch bloß Nachsicht erwerben, sondern deshalb, weil sie sich so glücklich bequemen konnten, neue Lorbeern verdienen.

Die Absonderung der Dicht- und Redarten liegt in der Natur der Dicht- und Redekunst selbst; aber nur der Künstler darf und kann die Scheidung unternehmen, die er auch unternimmt: denn er ist meist glücklich genug, zu fühlen, was in diesen oder jenen Kreis gehört. Der Geschmack ist dem Genie angeboren, wenn er gleich nicht bei jedem zur vollkommenen Ausbildung gelangt.

Daher wäre freilich zu wünschen, daß die Nation Geschmack hätte, damit sich nicht jeder einzeln notdürftig auszubilden brauchte. Doch leider ist der Geschmack der nicht hervorbringenden Naturen verneinend, beengend, ausschließend und nimmt zuletzt der hervorbringenden Klasse Kraft und Leben.

Wohl findet sich bei den Griechen so wie bei manchen Römern eine sehr geschmackvolle Sonderung und Läuterung der verschiedenen Dichtarten, aber uns Nordländer kann man auf jene Muster nicht ausschließlich hinweisen. Wir haben uns andrer Voreltern zu rühmen und haben manch anderes Vorbild im Auge. Wäre nicht durch die romantische Wendung ungebildeter Jahrhunderte das Ungeheure mit dem Abgeschmackten in Verührung gekommen, woher hätten wir einen Hamlet, einen Lear, eine Anbetung des Kreuzes, einen standhaften Prinzen?

Uns auf der Höhe dieser barbarischen Avantagen, da wir die antiken Vorteile wohl niemals erreichen werden, mit Mut zu erhalten, ist unsre Pflicht, zugleich aber auch Pflicht, dasjenige, was andre denken, urteilen und glauben, was sie hervorbringen und leisten, wohl zu kennen und treulich zu schätzen.

Lulli.

Geb. zu Florenz 1633. Gest. zu Paris 1687.

Die große Oper war in Italien zu einer Zeit erfunden worden, als Perspektivmalerei und Maschinerie sich in einem hohen Grade ausgebildet hatten, die Musik aber noch weit zurückstand. An einem solchen Ursprung
 5 hat diese Schauspielart immer gelitten und leidet noch daran. Was aus dem Prunk entstanden ist, kann nicht zur Kunst zurückkehren; was sich vom Scheine herschreibt, kann keine höhern Forderungen befriedigen.

In der Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts kam
 10 die italienische Oper nach Frankreich; französische Dichter und Komponisten machten bald darauf den Versuch, sie zu nationalisieren, welcher mit abwechselndem Glück eine Zeitlang fortgesetzt wurde, bis endlich Lulli die Privilegien der französischen Oper, die unter dem Namen Académie
 15 Royale de musique 1669 errichtet wurde, an sich brachte, die Erweiterung ihrer Privilegien zu erlangen wußte und ihr erst ihre eigentliche Konsistenz gab.

„Von diesem Zeitpunkt fing die französische theatra-
 lische Musik an, durch mannigfaltige Verschiedenheiten
 20 sowohl in der poetischen Einrichtung der Dramen und der musikalischen Beschaffenheit ihrer Bestandteile, der Arien, Chöre, des mehr singenden oder eigentlich psal-
 modischen Recitativs, der Ballette, der eigentümlichen Gänge und Schlußfälle der Melodie, der einförmigern
 25 Modulationen, der Liebe zu den weichern Tonarten, als auch in Absicht vieler Fehler der Exekution, sich zu trennen und zu einer Nationalmusik zu werden. Die auf Lulli
 folgenden Komponisten nahmen ihn ganz zu ihrem Muster,
 und so konnte es geschehen, daß seine Musik eine Art
 30 Epoche von so langer Dauer in den Annalen der französischen Kunstgeschichte bildete.“

An dem schönen Talente Quinaults fand Lulli eine

große Unterstützung. Er war für diese Dichtungsart geboren, deklamirte selbst vortrefflich und arbeitete so dem Komponisten in doppeltem Sinne vor. Sie lebten beide zusammen und starben nicht lange nach einander, und man kann wohl den Succes der französischen Oper und die lange dauernde Gunst für dieselbe der Vereinigung zweier so glücklichen Talente zuschreiben. 5

Marivaux.

Geb. zu Paris 1688. Gest. 1763.

Die Geschichte seines erworbenen und wiederverlorenen Rufes ist die Geschichte so vieler andern, besonders bei dem französischen Theater. 10

Es gibt so viele Stücke, die zu ihrer Zeit sehr gut aufgenommen worden, bei denen die französischen Kritiker selbst nicht begreifen, wie es zugegangen, und doch ist die Sache leicht erklärlich.

Das Neue hat als solches schon eine besondere Gunst. Nehme man dazu, daß ein junger Mann auftritt, der als ein Neuer das Neue liefert, der sich durch Bescheidenheit Gunst zu erwerben weiß, um so leichter, als er nicht den höchsten Kranz davonzutragen, sondern nur Hoffnungen zu erregen verspricht. Man nehme das Publikum, das jederzeit nur von augenblicklichen Eindrücken abhängt, das einen neuen Namen wie ein weißes Blatt ansieht, worauf man Gunst oder Ungunst nach Befinden schreiben kann, und man denke sich ein Stück, mit einigem Talent geschrieben, von vorzüglichen Schauspielern aufgeführt, warum sollte es nicht günstig aufgenommen werden? warum sollte es nicht sich und seinen Autor durch Gewohnheit empfehlen? 20 25

Selbst ein erster Mißgriff ist in der Folge zu verbessern, und wem es zuerst nicht ganz geglückt, kann sich durch fortdauerndes Bestreben in Gunst setzen und er- 30

halten. Von jenem sowohl als diesem Fall kommen in der französischen Theatergeſchichte mannigfaltige Beiſpiele vor.

Aber, was unmöglich iſt, zeigt ſich auch. Unmöglich iſt es, die Gunft der Menge bis ans Ende zu erhalten. Das Genie erſchöpft ſich, um ſo mehr das Talent. Was der Autor nicht merkt, merkt das Publikum. Er befriedigt ſelbſt ſeine Gönner nicht mehr lebhaft. Neue Anforderungen an Kunſt werden gemacht, die Zeit ſchreitet vor, eine friſche Jugend wirkt, und man findet die Richtung, die Wendung eines frühern Talentes veraltet.

Der Schriftſteller, der nicht ſelbſt bei Zeiten zurückgetreten, der noch immer eine ähnliche Aufnahme erwartet, ſieht einem unglücklichen Alter entgegen, wie eine Frau, die von den ſcheidenden Reizen nicht Abſchied nehmen will.

In dieſe traurige Lage kam Marivaux; er mochte ſich mit der Allgemeinheit ſeines Geſchicks nicht tröſten, zeigte ſich übellauinig und wird hier um deßwillen von Diderot verſpottet.

Monteſquieu.

Geb. 1689. Geſt. 1755.

„Daß Monteſquieu nur ein schöner Geiſt ſei.“ Eine ähnliche Redensart iſt oben ſchon bei d'Alembert angeführt worden.

Durch ſeine Lettres Perſanes machte ſich Monteſquieu zuerſt bekannt. Die große Wirkung, welche ſie hervorbrachten, war ihrem Gehalt und der glücklichen Behandlung deſſelben gleich. Unter dem Behikel einer reizenden Sinnlichkeit weiß der Verfaſſer ſeine Nation auf die bedeutendſten, ja die gefährlichſten Materien aufmerkſam zu machen, und ſchon ganz deutlich kündigt ſich der Geiſt an, welcher den Eſprit des lois hervorbringen ſollte. Weil er ſich nun aber bei dieſem ſeinen erſten Eintritt einer leichten Hülle bedient, ſo will man ihn denn auch

nur, da er sie schon abgeworfen, nach ihr schätzen und ihm das weitre größere Verdienst halbkennnerisch ableugnen.

Musik.

Ein großer Teil des vorliegenden Gespräches handelt von Musik, und es ist nötig, hier einiges Allgemeine über diese Kunst zu sagen, damit jeder Lesende in den 5 Stand gesetzt werde, die oft wunderbarlich genug geäußerten Meinungen einigermaßen zu beurteilen.

Alle neuere Musik wird auf zweierlei Weise behandelt, entweder daß man sie als eine selbständige Kunst betrachtet, sie in sich selbst ausbildet, ausübt und durch den 10 verfeinerten äußeren Sinn genießt, wie es der Italiener zu tun pflegt, oder daß man sie in Bezug auf Verstand, Empfindung, Leidenschaft setzt und sie dergestalt bearbeitet, daß sie mehrere menschliche Geistes- und Seelenkräfte in Anspruch nehmen könne, wie es die Weise der Franzosen, 15 der Deutschen und aller Nordländer ist und bleiben wird.

Nur durch diese Betrachtung, als durch einen doppelten Ariadneischen Faden, kann man sich aus der Geschichte der neuern Musik und aus dem Gewirr parteiischer 20 Kämpfer heraus helfen, wenn man die beiden Arten da, wo sie getrennt erscheinen, wohl bemerkt und ferner untersucht, wie sie sich an gewissen Orten, zu gewissen Zeiten, in den Werken gewisser Individuen zu vereinigen gestrebt und sich auch wohl für einen Augenblick zusammengefunden, dann aber wieder auseinandergegangen, 25 nicht ohne sich ihre Eigenschaften einander mehr oder weniger mitgeteilt zu haben, da sie sich denn in wunderbaren, ihren Hauptästen mehr oder weniger annähernden Ramifikationen über die Erde verbreiteten.

Seit einer sorgfältigen Ausbildung der Musik in 30 mehreren Ländern mußte sich diese Trennung zeigen, und sie besteht bis auf den heutigen Tag. Der Italiener

wird sich der lieblichsten Harmonie, der gefälligsten Melodie befeßigen, er wird sich an dem Zusammenklang, an der Bewegung als solchen ergözen, er wird des Sängers Kehle zu Rate ziehn und das, was dieser an gehaltenen
 5 oder schnell auf einander folgenden Tönen und deren mannigfaltigstem Vortrag leisten kann, auf die glücklichste Weise hervorheben und so das gebildete Ohr seiner Land-
 lente entzücken. Er wird aber auch dem Vorwurf nicht entgehen, seinem Text, da er zum Gesang doch einmal
 10 Text haben muß, keinesweges genug getan zu haben.

Die andre Partei hingegen hat mehr oder weniger den Sinn, die Empfindung, die Leidenschaft, welche der Dichter ausdrückt, vor Augen; mit ihm zu wetteifern, hält sie für Pflicht. Seltsame Harmonien, unterbrochene
 15 Melodien, gewaltsame Abweichungen und Übergänge sucht man auf, um den Schrei des Entzückens, der Angst und der Verzweiflung auszudrücken. Solche Komponisten werden bei Empfindenden, bei Verständigen ihr Glück
 machen, aber dem Vorwurf des beleidigten Ohrs, in-
 20 sofern es für sich genießen will, ohne an seinem Genuß Kopf und Herz teilnehmen zu lassen, schwerlich entgehen.

Vielleicht läßt sich kein Komponist nennen, dem in seinen Werken durchaus die Vereinigung beider Eigen-
 schaften gelungen wäre; doch ist es keine Frage, daß sie
 25 sich in den besten Arbeiten der besten Meister finde und notwendig finden müsse.

Übrigens was diesen Zwiespalt betrifft, so ist er wohl nie gewaltsamer erschienen als in dem Streit der Glückisten und Piccinisten, da denn auch der Bedeutende vor dem
 30 Gefälligen die Palme erhielt. Ja, haben wir nicht noch in unsern Tagen den lieblichen Paesiello durch einen ausdrucksvollern Komponisten verdrängt gesehen — eine Begebenheit, die sich in Paris immerfort wiederholen wird.

Wie der Italiener mit dem Gesang, so verfuhr der

Deutsche mit der Instrumentalmusik. Er betrachtete sie auch eine Zeitlang als eine besondere, für sich bestehende Kunst, vervollkommnete ihr Technisches und übte sie, fast ohne weitem Bezug auf Gemütskräfte, lebhaft aus, da sie denn bei einer, dem Deutschen wohl gemäßen, tiefem 5
Behandlung der Harmonie zu einem hohen, für alle Völker musterhaften Grade gelangt ist.

Da alles dasjenige, was wir allgemein und flüchtig über Musik geäußert, nur die Absicht haben kann, einiges 10
Licht über vorliegenden Dialog zu verbreiten, so müssen wir bemerken, daß sich nicht ohne Schwierigkeit der Standpunkt, auf welchem sich Diderot befindet, einsehen läßt.

In der Hälfte des vorigen Jahrhunderts waren die sämtlichen Künste in Frankreich auf eine sonderbare, ja für uns fast unglaubliche Weise maniert und von aller 15
eigentlichen Kunstwahrheit und Einfalt getrennt. Nicht allein das abenteuerliche Gebäude der Oper war durch das Herkommen nur starrer und steifer geworden, auch die Tragödie ward in Reifröcken gespielt, und eine hohle, affektierte Deklamation trug ihre Meisterwerke vor. Dieses 20
ging so weit, daß der außerordentliche Voltaire bei Vorlesung seiner eigenen Stücke in einen ausdruckslosen, eintönigen, gleichfalls psalmodierenden Bombast verfiel und sich überzeugt hielt, daß auf diese Weise die Würde seiner Stücke, die eine weit bessere Behandlung ver- 25
dienten, ausgedrückt werde.

Eben so verhielt sich's mit der Malerei. Durchaus war das Fragenhafte eines gewissen Herkömmlichen so hoch gestiegen, daß es den aus innerer Naturkraft sich entwickelnden trefflichen Geistern der damaligen Zeit höchst 30
auffallend und unerträglich scheinen mußte.

Sie fielen daher sämtlich drauf, das, was sie Natur nannten, der Kultur und der Kunst entgegenzusetzen. Wie hierin Diderot sich geirrt, haben wir anderswo, mit

Achtung und Neigung gegen diesen vortrefflichen Mann, dargetan.

Auch gegen die Musik befand er sich in einer besondern Lage. Die Compositionen des Lulli und Rameau gehören mehr zur bedeutenden als zur gefälligen Musik. Das, was die Bouffons aus Italien brachten, hatte mehr Angenehmes und Einschmeichelndes als Bedeutendes, und doch schlägt sich Diderot, der so lebhaft auf die Bedeutung dringt, zu dieser letzten Partei und glaubt seine Wünsche durch sie befriedigt zu sehen. Aber es war wohl mehr, weil dieses Neue, Bewegliche jenes alte, verhaßte, starre Zimmerwerk zu zerstören und eine frische Fläche für neue Bemühungen zu ebnen schien, daß er das letzte so hoch in Gunst nahm. Auch benutzten französische Componisten sogleich den gegebenen Raum und brachten ihre alte bedeutende Weise melodischer und mit mehrerer Kunstwahrheit, zu Befriedigung der neuen Generation, in den Gang.

d'Olivet (Abbe).

Geb. 1682. Gest. 1768.

Bei den Jesuiten erzogen, beschäftigte er sich zuerst mit dem Cicero, den er auch übersetzte. Ausgenommen in die französische Akademie, gedachte er auch für die vaterländische Sprache etwas zu leisten und hat ihr auf mehr denn eine Weise genutzt; doch ward er nun als Grammatiker, Prosodist, Neuerungsfeind, Purist und Rigorist den Dichtern und Schriftstellern höchlich verhaßt, denen er — man muß es freilich gestehen — öfters Unrecht tat, indem er ihnen die rechten Wege wies.

Palissot.

Geb. zu Nancy 1730.

Eine von den mittlern Naturen, die nach dem Höhern streben, das sie nicht erreichen, und sich vom Gemeinen abziehen, das sie nicht los werden. Will man billig sein,

so darf man ihn unter die guten Köpfe rechnen. Es fehlt ihm nicht an Verstandesklarheit, an Lebhaftigkeit, an einem gewissen Talent; aber gerade diese Menschen sind es, die sich mancher Anmaßung schuldig machen. Denn indem sie alles nach einem gewissen, kleineren Maß-
 stabe messen, so fehlt ihnen der Sinn fürs Außerordent-
 liche, und indem sie sich gegen das Gewöhnliche gerecht halten, werden sie ungerecht gegen das vorzügliche Ver-
 dienst, besonders anfangs, wenn es sich ankündigt. So vergriff sich Palissot an Rousseau, und es dient zu unserm
 Zwecke, dieser Handel, von ihrem ersten Ursprunge an,
 zu gedenken. König Stanislaus errichtete zu Nancy Ludwig dem XV. eine Statue. Am Feste der Weihung,
 den 26. November 1755, sollte auch ein analoges Theater-
 stück gegeben werden. Palissot, dessen Talent in seiner
 Vaterstadt Zutrauen erregt haben mochte, erhielt hiezu
 den Auftrag. Anstatt nun, daß ein wahrer Dichter diese
 Gelegenheit zu einer edlen und würdigen Darstellung
 nicht unbenutzt gelassen hätte, suchte der gute Kopf durch
 ein kurzes allegorisches Vorspiel den glücklichen Stoff
 nur geschwinde loszuwerden, worauf er hingegen ein
 Schubladenstück, „Der Zirkel“, folgen ließ, worin er das,
 was seiner literarischen Kleinheit am nächsten lag, mit
 Selbstgefälligkeit behandelte.

Es erschienen nämlich in diesem Stücke übertriebene
 Poeten, anmaßliche Gönner und Gönnerinnen, gelehrte
 Frauen und dergleichen Personen, deren Urbilder nicht
 selten sind, sobald Kunst und Wissenschaft in das Leben
 einwirkt. Was sie nun lächerliches haben mögen, wird
 hier bis ins Abgeschmackte übertrieben dargestellt, anstatt
 daß es immer schon dankenswerth ist, wenn jemand Be-
 deutendes aus der Menge, eine Schöne, ein Reicher, ein
 Vornehmer, am Rechten und Guten teilnimmt, wenn es
 auch nicht auf die rechte Weise geschieht.

Überhaupt gehört nichts weniger aufs Theater als Literatur und ihre Verhältnisse. Alles, was in diesem Kreise webt, ist so zart und wichtig, daß keine Streitfrage aus demselben vor den Richterstuhl der gaffenden und staunenden Menge gebracht werden sollte. Man berufe sich nicht auf Molière, wie Palissot und nach ihm andre getan haben. Dem Genie ist nichts vorzuschreiben, es läuft glücklich wie ein Nachtwandler über die scharfen Gipfelrücken weg, von denen die wache Mittelmäßigkeit beim ersten Versuche herunterplumpt. Mit wie leichter Hand Molière dergleichen Gegenstände berührt, wird nächstens anderswo zu entwickeln sein.

Nicht genug, daß Palissot seine literarischen Zunftverwandten vor Hof und Stadt durchzog, ließ er auch ein Fragenbild Rousseaus auftreten, der sich zu jener Zeit zwar paradox, aber doch würdig genug angekündigt hatte. Was von den Sonderbarkeiten dieses außerordentlichen Mannes den Weltmenschen auffallen konnte, ward hier, keinesweges geistreich und heiter, sondern täppisch und mit bösem Willen vorgestellt und das Fest zweier Könige pasquillantisch herabgewürdigt.

Auch blieb diese unschickliche Kühnheit für den Verfasser nicht ohne Folgen, ja sie hatte Einfluß auf sein ganzes Leben. Die Gesellschaft genie- und talentreicher Menschen, die man unter dem Namen der Philosophen oder Encyclopädisten bezeichnete, hatte sich schon gebildet, und d'Alembert war ein bedeutendes Glied derselben. Er fühlte, was ein solcher Ausfall, an einem solchen Tage, bei einer solchen Gelegenheit, für Folgen haben könne. Er lehnte sich mit aller Gewalt dagegen auf; und ob man gleich Palissoten nicht weiter beikommen konnte, so ward er doch als ein entschiedener Gegner jener großen Sozietät behandelt, und man wußte ihm auf mancherlei Weise das Leben sauer zu machen. Dagegen blieb er von seiner Seite nicht müßig.

Nichts ist natürlicher, als daß jene verbündete Anzahl außerordentlicher Männer wegen dessen, was sie waren und was sie wollten, viele Widersacher finden mußten. Zu diesen schlug sich Palissot und schrieb das Lustspiel „Die Philosophen“, worüber der folgende Artikel nachzusehen. 5

Die Philosophen.

Ein Lustspiel von Palissot, zum erstenmal den 2. Mai 1760 zu Paris aufgeführt.

Wie ein Schriftsteller sich ankündigt, fährt er meistens fort, und bei mittleren Talenten sind oft im ersten Werke alle die übrigen enthalten. Denn der Mensch, der in sich selbst eins und rund ist, kann auch in seinen Werken nur einen gewissen Kreis durchlaufen. 10

So waren auch Palissots Philosophen nur eine Amplifikation jenes Feststückes zu Nancy. Er geht weiter, aber er sieht nicht weiter. Als ein beschränkter Widersacher eines gewissen Zustandes erblickt er aber keinesweges, worauf es im allgemeinen ankommt, und bringt auf ein beschränktes, leidenschaftliches Publikum eine augenblickliche Wirkung hervor. 15

Erheben wir uns höher, so bleibt uns nicht verborgen, daß ein falscher Schein gewöhnlich Kunst und Wissenschaft begleitet, wenn sie in den Gang der Welt eintreten: denn sie wirken auf alle vorhandenen Menschen, und nicht etwa allein auf die vorzüglichsten des Jahrhunderts. Oft ist die Teilnahme halbfähiger, anmaßlicher Naturen fruchtlos, ja schädlich. Der gemeine Sinn erschrickt über die falsche Anwendung höherer Maximen, wenn man sie mit der rohen Wirklichkeit unmittelbar in Verhältnis bringt. 20

Sodann haben alle zurückgezogenen, nur für ein gewisses Geschäft wirksamen Menschen vor der Welt ein fremdes Ansehen, das man gern lächerlich findet. Sie 30

verbergen nicht leicht, daß sie auf das, worauf sie ihr Leben verwenden, einen großen Wert legen, und erscheinen dem, der die Bemühung nicht zu schätzen oder gegen das Verdienst, das sich vielleicht zu sehr fühlt, keine Rücksicht zu haben weiß, als übermütig, grillenhaft und eingebildet.

Alles dieses entspringt aus der Sache, und nur der wäre zu loben, der solchen unvermeidlichen Übeln dergestalt zu begegnen wüßte, daß der Hauptzweck nicht verfehlt würde und die höhern Wirkungen für die Welt nicht verloren gingen. Palissot aber will das Übel ärger machen, er gedenkt eine Satire zu schreiben und gewissen bestimmten Individuen, deren Bild sich allenfalls verzerren läßt, in der öffentlichen Meinung zu schaden. Und wie benimmt er sich?

Sein Stück ist in drei Akte kurz zusammengefaßt. Die Ökonomie desselben ist geschickt genug und zeugt von einem geübten Talente; allein die Erfindung ist mager, man sieht sich in dem ganz bekannten Raume der französischen Komödie. Nichts ist neu als die Kühnheit, ganz deutlich ausgesprochene Personalitäten auszubringen.

Ein wahrer Bürger hatte seine Tochter vor seinem Tode einem jungen Soldaten zugesagt, die Mutter aber ist nunmehr als Witwe von der Philosophie eingenommen und will das Mädchen nur einem aus dieser Gilde zugestehen. Die Philosophen selbst erscheinen abscheulich, und doch in der Hauptsache so wenig charakteristisch, daß man an ihre Stelle die Nichtswürdigen einer jeden Klasse setzen könnte.

Keiner von ihnen ist etwa durch Neigung, Gewohnheit oder sonst an die Frau und das Haus gebunden, keiner betrügt sich etwa über sie oder hat sonst irgend ein menschliches Gefühl gegen dieselbe: das alles war dem Autor zu fein, ob er gleich genugsame Muster hierzu

in dem sogenannten Bureau d'esprit vor sich fand; verhaft wollte er die Gesellschaft der Philosophen machen. Diese verachtet und verwünscht ihre Gönnerin auf das plumpste. Die Herren kommen sämtlich nur ins Haus, um ihrem Freund Valère das Mädchen zu verschaffen. Sie versichern, daß keiner, sobald dieser Anschlag gelungen, die Schwelle je wieder betreten werde. Unter solchen Zügen soll man Männer wie d'Alembert und Helvetius wieder erkennen! Denken läßt sich, daß die von dem letztern aufgestellte Maxime des Eigennutzes wacker durchgezogen und als unmittelbar zum Taschendiebstahl führend vorgestellt werde. Zuletzt erscheint ein Hanswurst von Bedienten auf Händen und Füßen, mit einer Salatstaude, um den von Rousseau wünschenswert geschilderten Naturzustand lächerlich zu machen. Ein aufgefangener Brief entdeckt die Gesinnungen der Philosophen gegen die Hausdame, und sie werden mit Beschämung fortgejagt.

Das Stück konnte sich, seinem technischen Verdienst nach, recht wohl in Paris sehen lassen. Die Versifikation ist nicht ungelent, hie und da findet man eine geistreiche Wendung, durchaus aber ist der Appell an die Gemeinheit, jener Hauptkunstgriff derer, die sich dem Vorzüglichen widersetzen, unerträglich und verächtlich.

Wie Voltaire über diese Sachen nicht sowohl dachte als schrieb, gibt über die damaligen Verhältnisse den besten Aufschluß. Wir übersetzen daher ein Paar seiner Briefe an Palissot, der in seinen Antworten gegen jenen die Zustände mit Freiheit und Klugheit, man möchte sagen mit Weisheit überschauenden Geist eine sehr beschränkte, rechthaberische, subalterne Rolle spielt.

Voltaire an Palissot.

Mögt Ihr doch selbst Euer Gewissen prüfen und untersuchen, ob Ihr gerecht seid, indem Ihr die Herren

d'Alembert, Duclos, Diderot, Helvetius, den Chevalier de Jaucourt und tutti quanti wie Schurken vorstellt, die im Taschendiebstahl unterrichten.

Noch einmal. Sie haben auf Eure Kosten in ihren
 5 Schriften lachen wollen, und ich finde recht gut, daß
 Ihr auf die ihrigen lacht. Aber, beim Himmel! der
 Spaß ist zu stark. Wären sie, wie Ihr sie schildert, man
 müßte sie auf die Galeeren schicken, welches keinesweges
 ins komische Genre paßt. Ich rede geradezu. Die
 10 Männer, die Ihr entehren wollt, gelten für die wackersten
 Leute in der Welt, und ich weiß nicht, ob ihre Recht-
 schaffenheit nicht noch größer ist als ihre Philosophie.
 Ich sage Euch offenherzig: ich kenne nichts ehrwürdiger
 als Herrn Helvetius, der 200 000 Livres Einkünfte auf-
 15 geopfert hat, um sich in Frieden der Wissenschaft zu
 widmen. Hat er in einem dicken Buch ein halb Duzend
 verwegene und übelklingende Sätze vorgebracht, so hat
 es ihn genug gereut, ohne daß Ihr nötig hättet, seine
 Wunden auf dem Theater wieder aufzureißen. Herr
 20 Duclos, Sekretär der ersten Akademie des Königreichs,
 scheint mir viel mehr Achtung zu verdienen, als Ihr ihm
 bezeigt. Sein Buch über die Sitten ist keinesweges ein
 schlechtes Buch, besonders ist es das Buch eines recht-
 schaffenen Mannes. Mit einem Wort: diese Herren, haben
 25 sie Euch öffentlich beleidigt? Mir scheint es nicht. Warum
 beleidigt Ihr sie denn auf so grausame Weise?

Ich kenne Herrn Diderot gar nicht, ich habe ihn
 niemals gesehen. Ich weiß nur, daß er unglücklich und
 verfolgt war, und schon darum allein sollte Euch die Feder
 30 aus der Hand fallen.

Übrigens betrachte ich das Unternehmen der Encyclo-
 pädie als das schönste Denkmal, das man zu Ehren der
 Wissenschaften aufrichten konnte. Es befinden sich darin
 bewundernswerte Artikel, nicht allein von Herrn d'Alem-

bert, von Herrn Diderot, von Herrn Ritter Faucourt, sondern auch von vielen andern Personen, die, ohne an Ruhm oder Vorteil zu denken, sich ein Vergnügen machten, an diesem Werke zu arbeiten.

Es gibt auch freilich jämmerliche Artikel darin, und vielleicht sind die meinigen darunter; aber das Gute überwiegt so unendlich das Schlechte, und ganz Europa wünscht die Fortsetzung der Encyclopädie. Die ersten Bände sind schon in mehrere Sprachen übersetzt. Warum denn auf dem Theater sich über ein Werk aufhalten, das zum Unterricht der Menschen und zum Ruhm der Nation unentbehrlich ist?

Ihr macht mich rasend, mein Herr. Ich hatte mir vorgenommen, über alles zu lachen in meiner stillen Einzelgezogenheit, und Ihr macht mich traurig, überhäuft mich mit Höflichkeiten, Lobreden, Freundschaft; aber Ihr macht mich erröten, wenn Ihr drücken laßt, daß ich denen, die Ihr angreift, überlegen bin. Ich glaube wohl, daß ich bessere Verse mache wie sie, und daß ich ungefähr eben so viel Geschichte weiß; aber bei meinem Gott, bei meiner Seele, ich bin kaum ihr Schüler in dem übrigen, so alt als ich bin. — Noch einmal, Diderot kenne ich nicht, ich habe ihn nie gesehen. Aber er hatte mit Herrn d'Alembert ein unsterbliches Werk unternommen, ein notwendiges Werk, das ich täglich befrage. Außerdem war dieses Werk ein Gegenstand von 300 000 Talern im Buchhandel. Man übersetzt es in drei bis vier Sprachen. Questa rabbia detta gelosia waffnet sich nun gegen dieses der Nation werthe Denkmal, woran mehr als fünfzig Personen von Bedeutung Hand anzulegen sich beeiferten.

Ein Abraham Chaumeix unternimmt, eine Schrift gegen die Encyclopädie herauszugeben, worin er die Autoren fagen läßt, was sie nicht gesagt haben, ver-

gibtet, was sie gesagt haben, und gegen das argumentiert, was sie noch sagen werden. Er citirt die Kirchenväter so falsch, als er das Dictionär citirt.

Und in diesen gehässigen Umständen schreibt Ihr
 5 Eure Komödie gegen die Philosophen. Ihr durchbohrt sie, da sie sich schon sub gladio befinden. Ihr sagt mir: Molière habe Cotin und Ménage durchgezogen. Sei's; aber er sagte nicht, daß Cotin und Ménage eine verwerfliche Moral lehrten, und Ihr beschuldigt alle diese Herren
 10 abscheulicher Maximen, in Euerm Stück und Eurer Vorrede. Ihr versichert mir, daß Ihr den Herrn Chevalier de Jaucourt nicht angeklagt habt, und doch ist er der Verfasser des Artikels Gouvernement. Sein Name steht in großen Buchstaben am Ende des Artikels. Ihr bringt
 15 einige Züge an, die ihm großen Schaden tun können, entkleidet von allem, was vorhergeht und was folgt, aber was im ganzen genommen des Cicero, de Thou und Grotius wert ist. — Ihr wollt eine Stelle der vor-
 20 trefflichen Vorrede des Herrn d'Alembert zur Encyclopädie verhaszt machen, und es ist kein Wort von dieser Stelle darin. Ihr bürdet Herrn Diderot auf, was in den „jüdischen Briefen“ steht. Gewiß hat Euch irgend ein Abraham Chaumeix Auszüge mitgeteilt und Euch betrogen.

Ihr tut mehr: Ihr fügt zu Eurer Anklage der recht-
 25 schaffesten Männer Abscheulichkeiten aus irgend einer Broschüre, die den Titel führt La vie heureuse. Ein Narr, namens Lamettrie, schrieb sie einmal zu Berlin, da er trunken war, vor mehr als zwölf Jahren. Diese Abgeschmacktheit des Lamettrie, die auf immer vergessen
 30 war und die Ihr wieder belebt, hat nicht mehr Verhältnis zur Philosophie und Encyclopädie als ein liederliches Buch mit der Kirchengeschichte; und doch verbindet Ihr alle diese Anklagen zusammen. Was entsteht daraus? Euer Angeben kann in die Hände eines Fürsten fallen,

eines Ministers, einer wichtig beschäftigten Magistratsperson. Man hat wohl Zeit, flüchtig Cure Vorrede zu lesen, aber nicht, die unendlichen Werke zu vergleichen.

Biſion.

Geb. 1689. Gest. 1773.

Biſion war einer der besten, geistreichsten Gesellschafter, und auch in seinen Schriften zeigt sich der heitre freie 5
Ton, anziehend und belebend.

Die französischen Kritiker beklagen sich, daß man bei Sammlung seiner Werke nicht streng genug verfahren. Man hätte, meinen sie, manches davon der Vergessenheit übergeben sollen. 10

Diese Anmaßung der Kritik erscheint ganz lächerlich, wenn wir die große Masse unbedeutender Bücher aufgestellt sehen, die doch alle der Nachwelt angehören und die kein Bibliothekar zu verbannen das Recht hat; warum will man uns die Übungsstücke, die geistreichen und leichten 15
Kompositionen eines guten Kopfs vorenthalten?

Und gerade diese leichteren Arbeiten sind es, wodurch man Biſion am ersten lieb gewinnt. Er war ein trefflicher, kraftvoller Kopf und hatte, in einer Provinzstadt geboren und erzogen, nachher in Paris bei kümmerlichem Unterhalt, sich mehr aus sich selbst entwickelt, als 20
daß er die Vorteile, die ihm das Jahrhundert anbot, zu seiner Bildung hätte benutzen können. Daher findet sich bei seinen ersten Arbeiten immer etwas wegzuwünschen.

Wir leugnen nicht, daß er uns da fast am meisten 25
interessiert, wo er sein Talent zu äußern Zwecken gelegentlich zum besten gibt. Wie Gozzi, obgleich nicht mit solcher Macht und in solcher Breite, nimmt er sich bedrängter oder beschränkter Theater an, arbeitet für sie, macht ihnen Ruf und ist vergnügt, etwas Unerwartetes 30
geleistet zu haben.

Man weiß, daß in Paris die Schauspiele scharf von einander gesondert waren; jedes Theater hatte ein bestimmtes, umschriebenes Privilegium auf diese oder jene Darstellungsart. So erlangte noch ein Künstler, da alle
 5 übrigen Formen schon vergeben waren, die Erlaubnis, Monodramen im strengsten Sinne aufzuführen. Andre Figuren durften wohl noch auf dem Theater erscheinen, er aber allein durfte handeln und reden. Für diesen Mann arbeitete Piron, und mit Glück. Dank sei es den
 10 Herausgebern, daß wir diese Kleinigkeiten noch besitzen, deren uns die pharisäischen und schriftgelehrten Kritiker wohl gern beraubt hätten.

Auch in den Vaudevillestücken zeigte sich Piron sehr geistreich. Das gelegentliche Ergreifen einer Melodie,
 15 deren erster Text mit dem neuen Text in einem neckischen Verhältnisse steht, gelang ihm vortrefflich, und seine Arbeiten dieser Art haben viel Vorzügliches.

So unglücklich es nun auch Piron im Anfange ging, daß er das ekle Publikum durch keines seiner für das
 20 regelmäßige französische Theater geschriebenen Stücke befriedigen konnte, so glücklich war er mit seiner „Metromanie“. Er wußte in demselben seine Landsleute dergestalt von der schwachen Seite zu fassen, daß sein Stück, sogleich bei seiner Erscheinung und noch lange Jahre
 25 nachher fortdauernd überschätzt wurde. Man setzte es den Molièrischen an die Seite, mit denen es sich denn doch auf keine Weise messen kann. Doch kommt man freilich, nach und nach, auch in Frankreich auf die Spur, dieses Stück nach seinem wahren Werte zu schätzen.

30 Überhaupt war nichts für die Franzosen schwerer, als einen Mann wie Piron zu rangieren, der bei einem vorzüglichen und gerade seiner Nation zusagenden Talent in seinen meisten Arbeiten so viel zu wünschen übrig ließ. Seine Bahn war von Jugend auf exzentrisch; ein

gewaltsam unanständiges Gedicht nötigte ihn, aus seiner Vaterstadt zu fliehen und sich neun Jahre in Paris kümmerlich zu behelfen. Sein ungebundenes Wesen verleugnete er nie ganz; seine lebhaften, oft egoistischen Ausfälle, seine treffenden Epigramme, Geist und Heiterkeit, die ihm durchaus zu Gebote standen, machten ihn allen Mitlebenden in dem Grade wert, daß er, ohne lächerlich zu scheinen, sich mit dem weit überlegenen Voltaire vergleichen und nicht nur als Gegner, sondern auch als Rival auftreten durfte.

Was übrigens die ihren Piron genugsam schätzenden Franzosen von ihm auch immer Gutes sagen können, schließt sich immer mit dem Refrain, den Diderot schon hier als eine gewöhnliche Redensart aufführt: „Was den Geschmack betrifft, von dem hat euer Piron auch nicht die mindeste Ahnung.“ (Siehe „Geschmack“.)

Poincinet.

Geb. zu Fontainebleau 1734. Gest. 1769.

Es gibt in der Literatur, wie in der Gesellschaft, solche kleine, wunderliche, purzliche Figuren, die, mit einem gewissen Talent begabt, sehr zu- und vordringlich sind und, indem sie leicht von jedem übersehen werden, Gelegenheit zu allerlei Unterhaltung gewähren.

Indessen gewinnen diese Personen doch immer genug dabei: sie leben, wirken, werden genannt, und es fehlt ihnen nicht an guter Aufnahme. Was ihnen mißglückt, bringt sie nicht aus der Fassung: sie sehen es als einen einzelnen Fall an und hoffen von der Zukunft die besten Erfolge.

Eine solche Figur ist Poincinet in der französischen literarischen Welt. Bis zum Unglaublichen geht, was man mit ihm vorgenommen, wozu man ihn verleitet, wie man ihn mystifiziert, und selbst sein trauriger Tod, in-

dem er in Spanien erkrankt, nimmt nichts von dem lächerlichen Eindruck, den sein Leben machte, hinweg; so wie der Frosch des Feuerwerkers dadurch nicht zu einer Würde gelangt, daß er, nachdem er lange genug geplazert hat, mit einem stärkeren Knalle endet.

Rameau.

Geb. zu Dijon 1683. Gest. zu Paris 1764.

Nachstehendes Urtheil Rousseaus über die Rameauschen Verdienste trifft mit Diderots Äußerungen genau zusammen und ist geschickt, unsern Lesern die Übersichts der Hauptfrage zu erleichtern.

10 „Die theoretischen Werke Rameaus haben das sonderbare Schicksal, daß sie ein großes Glück machten, ohne daß man sie gelesen hatte; und man wird sie jetzt noch viel weniger lesen, seitdem Herr d’Alembert sich die Mühe gegeben, die Lehre dieses Verfassers im Auszuge mit-

15 zuteilen. Gewiß werden die Originale dadurch vernichtet werden, und wir werden uns dergestalt entschädigt finden, daß wir sie keinesweges vermiffen. Diese verschiedenen Werke enthalten nichts Neues noch Nützlichendes als das Prinzip des Grundbasses; aber es ist kein kleines Ver-

20 dienst, einen Grundsatz, wär’ er auch willkürlich, in einer Kunst festzusetzen, die sich dazu kaum zu bequemen schien, und die Regeln dergestalt erleichtert zu haben, daß man das Studium der Komposition, wozu man sonst zwanzig Jahre brauchte, gegenwärtig in einigen Monaten voll-

25 bringen kann. Die Musiker haben Herrn Rameaus Entdeckung begierig ergriffen, indem sie solche zu verachten scheinen wollten. Die Schüler haben sich mit unglaublicher Schnelligkeit vervielfältiget. Man sah von allen Seiten kleine zweitägige Komponisten, die meisten ohne

30 Talente, welche nun, auf Unkosten ihres Meisters, die Lehrer spielten, und auf diese Weise haben die großen

reellen und gründlichen Dienste, welche Herr Rameau der Musik geleistet, zu gleicher Zeit die Unbequemlichkeit herbeigeführt, daß Frankreich sich von schlechter Musik und schlechten Musikern überschwemmt sah, weil jeder schon glaubte, alle Feinheiten der Kunst einzusehen, 5 sobald er mit den Elementen bekannt war, und alle nun Harmonien erfinden wollten, ehe die Erfahrung ihrem Ohr die gute zu unterscheiden gelehrt hatte.

„Was die Opern des Herrn Rameau betrifft, so hat man ihnen zuerst die Verbindlichkeit, daß sie das lyrische 10 Theater über die gemeinen Bretter erhoben. Er hat kühn den kleinen Zirkel der sehr kleinen Musik durchbrochen, innerhalb dessen unsere kleinen Musiker sich seit dem Tode des großen Lulli immer herumtrieben, daß, wenn man auch ungerecht genug sein wollte, Herrn Rameau außerordentliche 15 Talente abzusprechen, man doch gestehen müßte, daß er ihnen einigermaßen die Laufbahn eröffnet, daß er künftige Musiker in den Stand gesetzt, die ihrigen ungestraft zu entwickeln, welches fürwahr kein geringes Unternehmen ist. Er hat die Dornen gefühlt, seine Nachfolger pflücken die Rosen. 20

„Man beschuldigt ihn sehr leichtsinnig, wie mir scheint, nur schlechte Texte komponiert zu haben: denn wenn dieser Vorwurf einigen Sinn haben sollte, so müßte man zeigen, daß er sich in dem Fall befunden, wählen zu können. Wollte man denn lieber, daß er gar nichts 25 gemacht hätte? Weit gegründeter ist der Vorwurf, daß er seinen Text nicht immer verstanden, daß er die Absicht des Poeten übel gefaßt oder nicht etwas Schicklicheres an die Stelle gesetzt, daß er vieles widersinnig ausgedrückt. Es war nicht seine Schuld, daß er schlechte 30 Texte bearbeitete; aber man kann zweifeln, daß er bessere genugsam ins Licht gestellt hätte. Gewiß steht er von seiten des Geists und der Einsicht weit unter Lulli, ob er gleich ihm von seiten des Ausdrucks fast vorzuziehen ist.

„Man muß in Herrn Rameau ein sehr großes Talent anerkennen, viel Feuer, einen wohlklingenden Kopf, eine große Kenntniß harmonischer Umkehrungen und aller Mittel, die Wirkung hervorbringen; man muß ihm die
 5 Kunst zugestehen, sich fremde Ideen zuzueignen, ihre Natur zu verändern, sie zu verzerren, zu verschönern und seine eigenen auf vielfältige Weise umzudrehen. Dagegen hatte er weniger Leichtigkeit, neue zu erfinden, mehr Geschicklichkeit als Fruchtbarkeit, mehr Wissen als
 10 Genie, oder wenigstens ein Genie, erstickt durch zu vieles Wissen; aber immer Stärke, Zierlichkeit und sehr oft einen schönen Gesang.

„Sein Recitativ ist nicht so natürlich, aber viel mannigfaltiger als das des Lulli, in wenigen Szenen
 15 bewundernswert, übrigens schlecht fast durchaus. Vielleicht ist dies eben so sehr der Fehler der Gattung als der feinige. Denn sehr oft, weil er sich der Deklamation zu sehr unterwarf, ward sein Gesang barock und seine Übergänge hart. Hätte er die Kraft gehabt, das wahre
 20 Recitativ zu fassen und bis unter die Schafherde zu bringen, so glaube ich, er hätte das Vortreffliche leisten können.

„Er ist der erste, der Symphonien und reiche Begleitungen gemacht hat; aber er ist darin zu weit gegangen. Das Orchester der Oper glich vor seiner Zeit
 25 einer Truppe blinder Musikanten, die von der fallenden Sucht ergriffen werden. Er hat ihnen einige Freiheit gegeben, und sie versichern, daß sie jetzt etwas auszuführen wissen; aber ich sage, diese Leute werden niemals weder Geschmack noch Seele zeigen. Es ist immer noch
 30 nichts, beisammen zu sein, stark oder leise zu spielen und dem Acteur zu folgen, die Töne stärker, sanfter, gehaltenener, flüchtiger vorzutragen, wie es der gute Geschmack oder der Ausdruck verlangt; den Geist einer Begleitung fassen, die Stimmen tragen und heben, das ist die

Kunst aller Orchester der Welt, nur nicht unser's Opern-
orchesters.

„Und ich sage, Herr Rameau hat dieses Orchester, es sei wie es will, mißbraucht; er machte die Begleitungen so konfus, so überladen, so häufig, daß einem der Kopf 5 springen möchte bei dem unendlichen Gelärme der verschiedenen Instrumente während der Aufführung seiner Opern, die man mit Vergnügen hören würde, wenn sie die Ohren weniger betäubten. Daher kommt es, daß das Orchester, weil es immer im Spiel ist, nicht ergreift, 10 nicht trifft und fast immer seine Wirkung verfehlt. Eigentlich muß nach einer recitierten Szene ein unerwarteter Bogenstrich den zerstreuesten Zuhörer aufwecken, ihn auf die Bilder aufmerksam machen, die ihm der Verfasser darstellen will, ihn zu den Gefühlen vorbereiten, die er 15 in ihm erregen will; und das wird kein Orchester leisten, das nicht aufhört, zu fragen.

„Ein anderer, noch stärkerer Grund gegen die über-
ladenen Begleitungen ist, daß sie gerade das Gegenteil 20 von dem bewirken, was sie hervorbringen sollten. Anstatt die Aufmerksamkeit des Zuschauers angenehmer festzuhalten, so teilen sie solche, um sie zu zerstören. Ehe man mich beredet, daß drei oder vier Motive, durch drei oder vier Instrumente über einander gehäuft, etwas Lobenswürdiges seien, so muß man mir erst beweisen, 25 daß drei oder vier Handlungen in einer Komödie nötig sind. Alle diese beliebten Feinheiten der Kunst, diese Nachahmungen, diese Doppelmotive, diese gezwungenen Bässe, diese Gegenfugen sind nur ungestalte Ungeheuer, Denkmale des schlechten Geschmacks, die man in die 30 Klöster verweisen soll: dort mag ihre letzte Zuflucht sein.

„Um schließlich nochmals auf Herrn Rameau zu kommen, so denke ich: niemand hat besser als er den Geist des Einzelnen gefaßt, niemand hat besser die Kunst der

Kontraste verstanden; aber zu gleicher Zeit hat er seinen Opfern jene glückliche und so sehr gewünschte Einheit nicht zu geben gewußt, und er konnte nicht dazu gelangen, ein gutes Werk aus vielen guten, wohl arrangierten
 6 Stücken zusammenzusetzen.“

Rameaus Nefse.

Das bedeutende Werk, welches wir unter diesem Titel dem deutschen Publikum übergeben, ist wohl unter die vorzüglichsten Arbeiten Diderots zu rechnen. Seine Nation, ja sogar seine Freunde warfen ihm vor, er könne
 10 wohl vortreffliche Seiten, aber kein vortreffliches Ganze schreiben. Dergleichen Redensarten sagen sich nach, pflanzen sich fort, und das Verdienst eines trefflichen Mannes bleibt ohne weitere Untersuchung geschmälert. Diejenigen, die also urtheilen, hatten wohl den Jacques
 15 Fataliste nicht gelesen; und auch gegenwärtige Schrift gibt ein Zeugnis, wie glücklich er die heterogensten Elemente der Wirklichkeit in ein ideales Ganze zu vereinigen wußte. Man mochte übrigens als Schriftsteller von ihm denken, wie man wollte, so waren doch Freunde und
 20 Feinde darin einverstanden, daß niemand ihn bei mündlicher Unterhaltung an Lebhaftigkeit, Kraft, Geist, Mannigfaltigkeit und Numut übertroffen habe.

Indem er also für die gegenwärtige Schrift eine Gesprächsform wählte, setzte er sich selbst in seinen Vor-
 25 teil, brachte ein Meisterwerk hervor, das man immer mehr bewundert, je mehr man damit bekannt wird. Die rednerische und moralische Absicht desselben ist mannigfaltig. Erst bietet er alle Kräfte des Geistes auf, um Schmeichler und Schmarotzer in dem ganzen Umfang ihrer Schlechtigkeit zu schildern, wobei denn ihre Patrone
 30 keinesweges geschont werden. Zugleich bemüht sich der Verfasser, seine literarischen Feinde als eben dergleichen

Heuchler- und Schmeichlervolk zusammenzustellen, und nimmt ferner Gelegenheit, seine Meinung und Gesinnung über französische Musik auszusprechen.

So heterogen dieses letzte Ingrediens zu den vorigen scheinen mag, so ist es doch der Teil, der dem Ganzen Halt und Würde gibt; denn indem sich in der Person von Rameaus Neffen eine entschieden abhängige, zu allem Schlechten auf äußern Anlaß fähige Natur ausspricht und also unsere Verachtung, ja sogar unsern Haß erregt, so werden doch diese Empfindungen dadurch gemildert, daß er sich als ein nicht ganz talentloser, phantastisch-praktischer Musikus manifestiert. Auch in Absicht der poetischen Komposition gewährt dieses der Hauptfigur angeborne Talent einen großen Vorteil, indem der als Repräsentant aller Schmeichler und Abhänglinge geschilderte, ein ganzes Geschlecht darstellende Mensch nunmehr als Individuum, als besonders bezeichnetes Wesen, als ein Rameau, als ein Neffe des großen Rameau lebt und handelt.

Wie vortrefflich diese von Anfang angelegten Fäden in einander geschlungen sind, welche köstliche Abwechslung der Unterhaltung aus diesem Gewebe hervorgeht, wie das Ganze, trotz jener Allgemeinheit, womit ein Schust einem ehrlichen Mann entgegengestellt ist, doch aus lauter wirklichen Pariser Elementen zusammengesetzt erscheint, mag der verständige Leser und Wiederleser selbst entdecken. Denn das Werk ist so glücklich aus- und durchgedacht als erfunden. Ja selbst die äußersten Gipfel der Frechheit, wohin wir ihm nicht folgen durften, erreicht es mit zweckmäßigem Bewußtsein. Möge dem Besitzer des französischen Originals gefallen, dem Publikum auch dieses baldigst mitzuteilen; als das klassische Werk eines abgeschiedenen bedeutenden Mannes mag alsdann sein Ganzes in völliger, unberührter Gestalt hervortreten.

Eine Untersuchung, zu welcher Zeit das Werk wahr-

scheinlich geschrieben worden, möchte wohl hier nicht am unrechten Platze stehn. Von dem Lustspiele Palissots „Die Philosophen“ wird als von einem erst erschienenen oder erscheinenden Werke gesprochen. Dieses Stück wurde
 5 zum erstenmal den 2. Mai 1760 in Paris aufgeführt. Die Wirkung einer solchen öffentlichen persönlichen Satire mag auf Freunde und Feinde in der so lebhaften Stadt groß genug gewesen sein.

In Deutschland haben wir auch Fälle, wo Miß-
 10 wollende theils durch Flugschriften, theils vom Theater herab andern zu schaden gedenken. Allein wer nicht von augenblicklicher Empfindlichkeit gereizt wird, darf die Sache nur ganz ruhig abwarten, und so ist in kurzer Zeit alles wieder im Gleise, als wäre nichts geschehen.
 15 In Deutschland haben sich vor der persönlichen Satire nur die Unmaßlichkeit und das Scheinverdienst zu fürchten. Alles Echte, es mag angefochten werden, wie es will, bleibt der Nation im Durchschnitt wert, und man wird den gesetzten Mann, wenn sich die Staubwolken
 20 verzogen haben, nach wie vor auf seinem Wege gewahr.

Hat also der Deutsche nur mit Ernst und Redlichkeit sein Verdienst zu steigern, wenn er von der Nation früher oder später begriffen sein will, so kann er dies auch um so gelassener abwarten, weil bei dem unzu-
 25 sammenhängenden Zustande unsres Vaterlandes jeder in seiner Stadt, in seinem Kreise, seinem Hause, seinem Zimmer ungestört fortleben und arbeiten kann, es mag draußen übrigens stürmen, wie es will. Jedoch in Frankreich war es ganz anders. Der Franzose ist ein geselliger
 30 Mensch, er lebt und wirkt, er steht und fällt in Gesellschaft. Wie sollte es sich eine französische bedeutende Sozietät in Paris, an die sich so viele angeschlossen hatten, die von so wichtigem Einfluß war, wie sollte sie sich gefallen lassen, daß mehrere ihrer Glieder, ja sie selbst schimpflich aus-

gestellt und an dem Orte ihres Lebens und Wirkens lächerlich, verdächtig, verächtlich gemacht würde? Eine gewaltsame Gegenwirkung war von ihrer Seite zu erwarten.

Das Publikum, im ganzen genommen, ist nicht fähig, irgend ein Talent zu beurteilen: denn die Grundsätze, wonach es geschehen kann, werden nicht mit uns geboren, der Zufall überliefert sie nicht, durch Übung und Studium allein können wir dazu gelangen; aber sittliche Handlungen zu beurteilen, dazu gibt jedem sein eigenes Gewissen den vollständigsten Maßstab, und jeder findet es behaglich, diesen nicht an sich selbst, sondern an einen andern anzulegen. Deshalb sieht man besonders Literatoren, die ihren Gegnern vor dem Publikum schaden wollen, ihnen moralische Mängel, Vergehungen, mutmaßliche Absichten und wahrscheinliche Folgen ihrer Handlungen vorwerfen. Der eigentliche Gesichtspunkt, was einer als talentvoller Mann dichtet oder sonst leistet, wird verrückt, und man zieht diesen zum Vortheile der Welt und der Menschen besonders Begabten vor den allgemeinen Richterstuhl der Sittlichkeit, vor welchen ihn eigentlich nur seine Frau und Kinder, seine Hausgenossen, allenfalls Mitbürger und Obrigkeit zu fordern hätten. Niemand gehört als sittlicher Mensch der Welt an. Diese schönen, allgemeinen Forderungen mache jeder an sich selbst; was daran fehlt, berichtige er mit Gott und seinem Herzen, und von dem, was an ihm wahr und gut ist, überzeuge er seine Nächsten. Hingegen als das, wozu ihn die Natur besonders gebildet, als Mann von Kraft, Tätigkeit, Geist und Talent, gehört er der Welt. Alles Vorzügliche kann nur für einen unendlichen Kreis arbeiten, und das nehme denn auch die Welt mit Dank an und bilde sich nicht ein, daß sie befugt sei, in irgend einem andern Sinne zu Gericht zu sitzen.

Indessen kann man nicht leugnen, daß sich niemand

geru des löblichen Wunsches erwehrt, zu großen Vorzügen des Geistes und Körpers auch Vorzügen der Seele und des Herzens gesellt zu finden; und dieser durchgängige Wunsch, wenn er auch so selten erfüllt wird, ist ein klarer Beweis von dem unablässigen Streben zu einem unteilbaren Ganzen, welches der menschlichen Natur, als ihr schönstes Erbteil, angeboren ist.

Dem sei nun, wie ihm wolle, so finden wir, indem wir zu unsern französischen Streitern zurückkehren, daß, wenn Palissot nichts versäumte, seine Gegner im moralischen Sinne herabzusetzen, Diderot in vorliegender Schrift alles anwendet, was Genie und Haß, was Kunst und Galle vermögen, um diesen Gegner als den verworfensten Sterblichen darzustellen.

Die Lebhaftigkeit, womit dieses geschieht, würde vermuten lassen, daß der Dialog in der ersten Hitze, nicht lange nach der Erscheinung des Lustspiels der Philosophen, geschrieben worden, um so mehr, als noch von dem älteren Rameau darin als von einem lebenden, wirkenden Manne gesprochen wird, welcher 1764 gestorben ist. Hiermit trifft überein, daß der *Faux généreux* des *Le Bret*, dessen als eines mißratenen Stückes gedacht wird, im Jahre 1758 herausgekommen.

Spottschriften wie die gegenwärtige mögen damals vielfach erschienen sein, wie aus des *Abbé Morellet* *Vision de Charles Palissot* und andern erhellet. Sie sind nicht alle gedruckt worden, und auch das bedeutende Diderotische Werk ist lange im Verborgenen geblieben.

Wir sind weit entfernt, Palissot für den Bösewicht zu halten, als der er im Dialog aufgestellt wird. Er hat sich als ein ganz wahrer Mann, selbst durch die Revolution durch, erhalten, lebt wahrscheinlich noch und scherzt in seinen kritischen Schriften, in denen sich der gute, durch eine lange Reihe von Jahren ausgebildete Kopf

nicht verkennen läßt, selbst über das schreckliche Frauenbild, das seine Widersacher von ihm aufzustellen bemüht gewesen.

Tencin (Madame de).

Bei der geselligen Natur der Franzosen mußten die Frauen bald ein großes Übergewicht in der Sozietät erhalten, indem sie doch immer als Präsidentinnen anzusehen sind, die, bei der Leidenschaftlichkeit und Einseitigkeit der Männer, durch einen gewissen allgemeinen Ton des Anstandes und der Duldung einer Zusammenkunft von bedeutenden Menschen Haltung und Dauer zu geben wissen. 10

Madame de Tencin ist eigentlich die Stifterin der neuern Pariser Gesellschaften, welche sich unter den Augen merkwürdiger Frauen versammelten.

Im geselligen und tätigen Leben entwickelte sie die größten Vorzüge; sie verbarg unter der äußern, unscheinbaren Hülle einer gutmütigen Gevatterin die tiefste Menschenkenntnis und das größte Geschick, in weltlichen Dingen zu wirken. 15

Diderot legt kein geringes Zeugnis ihrer Verdienste ab, indem er sie unter den größten Geistern mit aufzählt. 20

Eine genauere Schilderung ihrer und ihrer Nachfolgerinnen, Madame Geoffrin, des Essarts, du Deffand, Mademoiselle de l'Espinaffe, würde einen schönen Beitrag zur Menschen- und besonders zur Franzosenkenntnis geben. Marmontel hat in seinen Mémoires hierzu sehr viel geleistet. 25

Tencin (Kardinal).

Geb. 1680. Starb im 79sten Jahr.

Er stand mit Law in Verbindung, ward Minister, wie man behauptet, durch die Geschicklichkeit seiner Schwester, und ließ seine Geistesfähigkeiten in zweideutigem Kuse, als er sich zurückzog. Diderot scheint unter die zu gehören, die günstig von ihm urteilen. 30

Trublet (Abbé).

Geb. zu St. Mado 1697. Gest. 1770.

Fontenelle und la Motte, zwei Männer von Talent und Geist, jedoch mehr zur Prosa als zur Poesie geneigt, gedachten die erstere auf Kosten der Letztern zu erheben und konnten doch immer eine Zeitlang den Teil des
 5 Publikums, der sich selbst äußerst prosaisch fühlt, so wenig er auch die Poesie entbehren kann, für ihre Meinung gewinnen.

Der Abbé Trublet, ein Mann von einigen literarischen Verdiensten, schlug sich auf ihre Seite und brachte
 10 überhaupt sein Leben in Beschauung und Anbetung dieser beiden Männer zu. Er hatte viel von Voltaires feindseligem Mutwillen zu leiden, gelangte aber doch nach fünfundzwanzigjährigem Harren, obgleich anerkannt mittelmäÙig, zu dem Glück, durch Begünstigung des Hofes
 15 in die Akademie aufgenommen zu werden.

Voltaire.

Geb. 1694. Gest. 1778.

Wenn Familien sich lange erhalten, so kann man bemerken, daß die Natur endlich ein Individuum hervorbringt, das die Eigenschaften seiner sämtlichen Ahnherren in sich begreift und alle bisher vereinzelt und ange-
 20 deuteten Anlagen vereinigt und vollkommen ausspricht. Eben so geht es mit Nationen, deren sämtliche Verdienste sich wohl einmal, wenn es glückt, in einem Individuum aussprechen. So entstand in Ludwig dem XIV. ein französischer König im höchsten Sinne, und eben so in
 25 Voltaire der höchste unter den Franzosen denkbare, der Nation gemäÙeste Schriftsteller.

Die Eigenschaften sind mannigfaltig, die man von einem geistvollen Manne fordert, die man an ihm bewundert, und die Forderungen der Franzosen sind hierin,

wo nicht größer, doch mannigfaltiger als die andrer Nationen.

Wir setzen den bezeichneten Maßstab, vielleicht nicht ganz vollständig und freilich nicht methodisch genug gereicht, zu heiterer Übersicht hieher.

Tiefe, Genie, Anschauung, Erhabenheit, Naturell, Talent, Verdienst, Adel, Geist, schöner Geist, guter Geist, Gefühl, Sensibilität, Geschmack, guter Geschmack, Verstand, Nichtigkeit, Schickliches, Ton, guter Ton, Poston, Mannigfaltigkeit, Fülle, Reichthum, Fruchtbarkeit, Wärme, 10
Magie, Anmut, Grazie, Gefälligkeit, Leichtigkeit, Lebhaftigkeit, Feinheit, Brillantes, Saillantes, Petillantes, Pikantes, Delikates, Ingenioses, Stil, Versifikation, Harmonie, Reinheit, Korrektion, Eleganz, Vollendung.

Von allen diesen Eigenschaften und Geistesäußerungen kann man vielleicht Voltairen nur die erste und die letzte, die Tiefe in der Anlage und die Vollendung in der Ausführung, streitig machen. Alles, was übrigens von Fähigkeiten und Fertigkeiten auf eine glänzende Weise die Breite der Welt ausfüllt, hat er besessen und dadurch 20 seinen Ruhm über die Erde ausgedehnt.

Es ist sehr merkwürdig zu beobachten, bei welcher Gelegenheit die Franzosen in ihrer Sprache, statt jener von uns verzeichneten Worte, ähnliche oder gleichbedeutende gebrauchen und in diesem oder jenem Falle anwenden. Eine historische Darstellung der französischen 25 Ästhetik von einem Deutschen wäre daher höchst interessant, und wir würden auf diesem Wege vielleicht einige Standpunkte gewinnen, um gewisse Regionen deutscher Art und Kunst, in welchen noch viel Verwirrung herrscht, zu übersehen und zu beurteilen und eine allgemeine deutsche Ästhetik, die jetzt noch so sehr an Einseitigkeiten 30 leidet, vorzubereiten.

Philipp Hackert

(1811)

Jugendliche Anfänge.

Philipp Hackert ist zu Prenzlau in der Uckermark am 15. September 1737 geboren. Sein Vater, eben desselben Vornamens, Porträtmaler aus Berlin, war anfänglich im Dienste des Marktgrafen, Prinzen Heinrich von Schwedt, sodann des darauf folgenden Regimentz-
5 inhabers, des Erbprinzen Ludwig von Hessen-Darmstadt. Sein Großvater väterlicher Seite, von Königsberg gebürtig, malte unter Friedrich Wilhelm I.

Philipp Hackert war von seinen Eltern dem geist-
10 lichen Stande gewidmet und sollte deshalb auf der Schule zu Prenzlau in allem Erforderlichen, besonders aber in den orientalischen Sprachen, unterrichtet werden; allein sein ausgezeichnetes Kunsttalent entwickelte sich frühzeitig. Er hatte keine Neigung zu irgend einem Stu-
15 dium, das nicht mit der Malerei in Verbindung stand oder ihn dazu hätte leiten können. Unaufmerksam in jeden andern Lehrstunden, zeichnete er mit der Feder, was ihm ins Gedächtnis oder unter die Augen kam, und so ließ man ihn nur die notwendigsten besuchen und
20 sonst recht viele Zeit zu seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Zeichnen und Malen.

Schon im elften Jahre hatte er ein Porträt des Generals Zietzen zu Pferde, in verjüngtem Maßstabe, in

SI kopiert; und da sein Vater eine außerordentlich schöne Sammlung von Aukeln und andern Blumen im Garten hatte, so malte er Blumenstücke nach der Natur und half seinem Vater bei verschiedenen kleinen Arbeiten für obgemeldeten Erbprinzen von Hessen-Darmstadt, der damals als Generalleutnant ein Infanterieregiment in Prenzlau kommandierte. 5

Diese kleine Stadt, wo, außer den Arbeiten für den fürstlichen Hof, wenig für die Kunst zu tun war, konnte der fernern Entwicklung der Fähigkeiten des jungen Künstlers eben nicht sonderlich günstig sein; weswegen ihn sein Vater im Jahre 1753, in seinem sechzehnten Jahre, nach Berlin in das Haus seines daselbst ange- 10
 sessenen Bruders schickte, unter dessen Aufsicht und Leitung er seine Talente ausbilden sollte. Diese war denn 15
 aber bloß mechanisch: denn der Oheim, der sich nur mit Dekorationsmalerei auf Tapeten und Wänden abgab, auf welche er das damals in Berlin sehr übliche Laub- und Schnirkelwerk, mit bunten Blumen verwebt, in Öl- und Wasserfarben auftrug, hatte keine allgemeineren 20
 Kunstbegriffe und konnte den jungen Mann keineswegs fördern, sondern bediente sich vielmehr der Kenntnisse, der größern Fertigkeit und des bessern Geschmacks seines Schülers zu eignem Vortheile.

Doch waren die hier zugebrachten zwei Jahre für ihn keineswegs verloren, indem er seine technische Fertigkeit auf mancherlei Weise zu üben Gelegenheit hatte. Auch konnte er sich, aus Gutmütigkeit und Freundschaft für seinen Onkel, ob ihm gleich diese Art von Tätigkeit keineswegs anstand, nicht so bald zu einer Veränderung 30
 seiner Lage entschließen, bis endlich der Bildhauer Glume in Berlin, die Spuren eines größern Genies in ihm entdeckend, auf alle Weise in ihn drang, jene Arbeiten aufzugeben und seine Talente und seinen Fleiß edlern

Gegenständen der Kunst zu widmen, da es ihm denn leicht gelingen würde, welche Art er auch wählen möchte, in derselben einen vorzüglichen Grad zu erreichen. Hier-
 5 auf entschloß er sich, eine kleine Wohnung zu mieten, und war nun um so fleißiger beschäftigt, getreue Kopien von guten Gemälden und mitunter manches Porträt zu machen, als ihm jenes zu seinem eigenen Studium und beides zu seinem Unterhalte, für den er nun allein zu sorgen hatte, durchaus notwendig wurde.

10 Er legte damals schon den Grund zu jener unermüdeten Tätigkeit, die, verbunden mit seiner außerordentlichen Liebe zur Kunst, ihm in der Folge so sehr zu statten kam und ihn bis an sein Lebensende nicht verließ. Zugleich versäumte er nicht, sich Gönner und Freunde
 15 zu erwerben, die ihm durch Rat und Unterstützung nützlich werden konnten.

Besonders glücklich schätzte er sich in der nähern Bekanntschaft mit Herrn le Sueur, damaligem Direktor der Akademie in Berlin, um dessen Achtung er sich lange
 20 beworben hatte, bis ihn derselbe, bei Gelegenheit eines kleinen Dienstes, den ihm der junge Künstler leisten konnte, näher kennen und schätzen lernte.

Herr le Sueur hatte sich nämlich mit Zubereitung der Farben nach eignen Grundsätzen und Erfahrungen
 25 und mit chemischen Versuchen, die sich darauf beziehen, abgegeben, hatte aber von der damals noch nicht allgemein bekannten Manier, sich der Leimfarben beim Malen zu bedienen, nicht den geringsten Begriff. Haderert
 30 teilte ihm mit Vergnügen seine Kenntnisse mit, und da Herr le Sueur bei dieser Gelegenheit dessen gründliche Einsicht in andere Teile der Kunst und sein ungemeines Talent entdeckte, so beförderte er auf die verbindlichste Weise die Studien des jungen Künstlers sowohl in seinem eigenen Hause als durch besondere Empfehlung, so daß

derselbe auf diesem Wege an den Hofrat Trippel gelangte, welcher gerade damals für König Friedrich II. durch den Direktor Osterreich und den Handelsmann Gotskowsky eine Sammlung anschaffte und sonst auch mit Gemälden handelte. Dieser gab dem jungen Künstler 5 Gelegenheit, durch Kopieren der besten Bilder so viel Geld, als er zu seinem bequemen Unterhalt und zu Fortsetzung seiner Studien bedurfte, zu verdienen.

In dieser Zeit hatte er unter andern zwei kleine, von Quersfurt vortrefflich gemalte Landschaften kopiert, die 10 er seinem verehrten Freunde Herrn le Sueur vorzeigte und welche diesem, da er sie eben so meisterhaft, mit Kenntniß und Feuer nachgeahmt fand, dergestalt gefielen, daß er den Künstler beredete, sich vorzüglich und ausschließlich der Landschaftsmalerei zu widmen; wobei 15 er ihm alle mögliche Unterstützung und Vorschub zu leisten sich erbot. Dieser durch einen glücklichen Zufall erteilte Rat bestimmte Hackerten für diese Gattung und schenkte der Welt einen der besten Meister in derselben.

Er verfertigte hierauf manche fleißige Studien, nicht 20 weniger mit vielem Verdienst ausgeführte Kopien nach Claude le Lorrain, Swanevelt, Moucheron, Berghem, Affelyn u. s. w., welche bald durch den Hofrat Trippel ins Publikum zerstreut wurden und, ohne den Künstler weiter bekannt zu machen, verschwanden, bis er endlich, 25 geleitet von seinem eigenen Genius und mit einem durch jene Originale auf die besondern Schönheiten der Natur aufmerksam gewordenen Auge, mit vollkommen geübter Hand, viel nach der Natur, wenigstens teilweise, was ihm von schönen Bäumen der Tiergarten bei Berlin und 30 Charlottenburg darboten, in einer übrigens für den Landschaftsmaler nicht günstigen Gegend zu zeichnen anfing und allmählich zu eigenen Originalen hinaufstieg.

Unter solchen Studien vergingen drei Jahre, ohne

daß irgend jemand in Berlin ein ganzes oder fertiges Bild von seiner Arbeit zu Gesichte bekommen hätte. Denn da gar oft die erste Erscheinung der Werke eines jungen Künstlers dessen künftige Reputation, wenn auch nicht
 5 immer mit hinlänglichem Grunde, zu entscheiden pflegt, so war Herrn le Sueurs verständiger Rat, einige Jahre im stillen hin fortzuarbeiten, bis man mit gegründetem Anspruch auf Beifall und nicht bloß auf prekäre Nachsicht im Publikum auftreten dürfe.

Als nun im Siebenjährigen Kriege, nach der Schlacht bei Rossbach, gegen fünfhundert französische Offiziere als Kriegsgefangne nach Berlin kamen und viele davon mit ihrem Landsmanne, Herrn le Sueur, Bekanntschaft machten und gelegentlich an Hackerts Arbeiten Gefallen bezeigten,
 15 so veranstaltete jener, daß alles, was der junge Mann zu seiner Kunstbildung bisher angefangen oder fertig gemacht hatte, auf einmal gegen eine runde Summe den militärischen Kunstfreunden überlassen wurde; wodurch zugleich manche mittelmäßige Arbeit, die in der Folge
 20 seinen Namen hätte kompromittieren können, außer Landes ging.

Diese auf einmal erhaltene kleine Summe Geldes setzte Hackert in den Stand, die seiner Kunst unentbehrlichen Hilfsstudien mit mehrerer Bequemlichkeit fortzusetzen. Er hatte auf der Malerakademie schon die ersten
 25 Gründe der Geometrie, Architektur und Perspektive erlernt; nun aber wiederholte er die Mathematik vollständiger, indem er wöchentlich dreimal mit Professor Wagner Privatstunden in seiner Wohnung hielt, wobei
 30 er des Tages über an seinen Studien im Tiergarten arbeitete, die ihm nunmehr immer besser von statten gingen. Auch hatte er während dieser Zeit das Glück, mit Herrn Gleim, Ramler und, was für seine Einsichten überaus zuträglich und ihm sehr erwünscht war, mit

Herrn Sulzer Bekanntschaft zu machen, mit welchen und andern Gelehrten und Kunstfreunden er die meisten Abende in Gesellschaft zubrachte.

Der Umgang mit solchen Männern gewährte ihm nicht nur den Vorteil, daß er durch sie zu einem guten gesellschaftlichen Tone gebildet und bei andern eine für sein persönliches Verdienst günstige Meinung erweckt wurde, sondern der Geschmack und die ungemeinen Kenntnisse dieser Männer schärften sein Gefühl und sein Nachdenken; ja er war gewohnt, sich bei jeder Wahl auf das Urteil derselben zu verlassen. Dieses gilt vorzüglich von Herrn Sulzer. Diesem Manne verdankt Hackert einen großen Teil seiner früheren Bildung; auch sprach er immer mit ausgezeichnete[r] Verehrung von ihm, und dessen Wörterbuch blieb dem Künstler bis an sein Ende kanonisch.

Mit vielem Fleiße setzte er immer seine Arbeiten fort, obgleich im damaligen Kriege Berlin mehrmals beunruhigt wurde, besonders als der General Haddik mit seinem Korps und im folgenden Jahre General Tottleben mit einem Korps Russen und Oesterreicher Berlin heimsuchten. Doch hinderte dieses nicht den Fortschritt seiner Kunst, auch nicht den Gewinn, den er davon zog, besonders nachdem er mit zwei vorzüglich gelungenen Gemälden auf Anraten seines Meisters und Freundes, Herrn le Sueur, nunmehr öffentlich aufgetreten war. Diese beiden Bilder, welche Ausichten vom Teiche der Venus im Tiergarten vorstellten und die gewissermaßen als Erstlinge seiner Kunst angesehen werden können, da vorher selten etwas von seiner Arbeit bekannt geworden, machten unter Künstlern und Liebhabern eine glückliche Sensation. Herr Gogkowsky, der in jener Zeit für Berlin so merkwürdige Mann, übernahm sie aus eigenem Antriebe und bezahlte dafür die damals keineswegs unbeträchtliche Summe von 200 Talern.

Indessen, da in der Gegend um Berlin, außer mancher herrlichen Baumpartie, die Natur wenig malerisch Interessantes dem Künstler darstellte, so war schon lange in ihm der Wunsch rege geworden, sein Talent
 5 durch Reisen auszubilden, und oft lag er, im Gefühl dieses Bedürfnisses, Herrn Sulzer an, ihm zu einer Reise in die Schweiz behilflich zu sein; denn eine solche Reise auf seine eigenen Kosten, besonders in den damals
 10 durchaus unruhigen Kriegzeiten und auf Rechnung eines unsichern Gewinnes zu unternehmen, dazu hatte er nicht hinlängliches Vermögen und zu viel Vorsicht, als daß er es auf Geratewohl hätte wagen sollen. Doch fand er bald darauf wenigstens eine andere Reise zu machen Gelegenheit.

Erster Ausflug.

Herr Sulzer hatte um diese Epoche Herrn Spalding, damaligen Propst in Barth, und auf eben derselben Reise den Baron Olthoff in Stralsund, welchem Gelehrte und Künstler gleich willkommen waren, besucht und, nach wiederholten Empfehlungen der Talente seines jungen
 15 Freundes, demselben die Erlaubnis bewirkt, persönlich aufwarten zu dürfen.

Hackert trat also im Julius 1762, in Gesellschaft des Porträtmalers Mathieu, die Reise nach Stralsund an, wo er den Baron mit Möblierung und neuer Ein-
 25 richtung seines Hauses beschäftigt antraf. Er wurde von der ganzen Familie aufs freundschaftlichste aufgenommen und wie ein Verwandter behandelt. Auch gereichte seine Gegenwart seinen Gönnern zum Vorteil: denn er führte bei den neuen Zimmerverzierungen einen durchaus bessern
 30 Geschmack ein und dekorierte selbst einen großen Saal mit Architekturstücken und Landschaften, die er auf Leinwand mit Oelfarben ausführte.

Zu eben der Zeit kaufte Baron Olthoff auf der Insel Rügen das Gut Bolwitz, wo er, als unverheiratet, bei seiner alten Mutter, so viel es seine wichtigen Geschäfte zuließen, gern wohnte, viel Gesellschaft annahm und nebst einem jungen Spalding die drei Gebrüder 5 Dunker, seine Neffen, durch einen geschickten Hofmeister, den er aus Sachsen hatte kommen lassen, unter seinen Augen erziehen ließ. Hier wurde nun wieder, da die Natur etwas schönere und mannigfaltigere Gegenstände als bei Berlin darbot, mit neuem Fleiße gezeichnet, und hier radierte Hackert zugleich, zum Zeitvertreibe, sechs 10 kleine Landschaften, welche Ausichten der Insel Rügen vorstellen und sich unter den Blättern seiner Werke befinden. Er hatte dabei keine andre Anweisung als das Buch von Abraham Bosse *De la manière de graver à l'eau forte et au burin*, und die Probedrucke wurden, aus Mangel an einer Presse, auf Gips gemacht. In- 15 dessen war ihm sein Aufenthalt bei Olthoff in mehr als einer Rücksicht nützlich, da er ihm für die Welt und gute Gesellschaft zu einer vortrefflichen Schule diente. 20

Im Mai 1764 reiste Baron Olthoff nach Stockholm, wohin er Hackert mit sich nahm und bei Hofe bekannt machte. Der fleißige Künstler sammelte sich wieder eine Menge Studien, malte während des Sommers eine Aus- 25 sicht vom Karlsberg für den König, verfertigte mehrere Zeichnungen für die Königin und ging mit Aufträgen vom Baron Olthoff im September wieder nach Stralsund zurück. Hier, in dem Hause des Barons, wo alles Liebe zur Kunst und Geschmack an solchen Beschäftigungen gewonnen hatte, ward in froher zahlreicher Ge- 30 sellschaft, welcher unausgesetzt Gelehrte und Künstler beiwohnten, immerfort gezeichnet und gemalt. Hackert verfertigte des Abends eine Menge Porträts in schwarzer und weißer Kreide und vollendete in seiner ihm eigenen

Manier jenen großen Saal und ein Kabinett in Veinfarbe. Zugleich hatte er einen der Nissen des Barons, Balthasar Anton Dunker, in den ersten Grundsätzen der Kunst unterrichtet, so daß dieser sein theologisches Studium mit
 5 Bewilligung des Onkels gegen die Ausübung der Kunst vertauschte. Als dieser den glücklichen Fortgang nach Verlauf einiger Jahre gesehen, entschloß er sich, seinen Nissen unter Hackerts Aufsicht nach Paris zu schicken.

Reise nach Paris.

Sie reisten beide im Mai 1765 von Holwitz nach
 10 Hamburg ab, von wo aus sie ihre Reise nach Frankreich fortsetzen wollten. Die Kaufleute, an die sie in Hamburg empfohlen waren, hatten eben ein Schiff geladen, das mit Wolle und andern Gütern nach Rouen bestimmt war. Sie ließen sich überreden, diese Reise zu Wasser
 15 zu machen, wobei sie an Zeit und Kosten zu gewinnen hofften; allein sehr schlecht entsprach der Erfolg ihren Erwartungen, denn unausgesetzt konträre Winde zwangen das Schiff, nach einer mißlichen Seefahrt von sechs Wochen, an Englands Küste zu landen, wo sie denn nach Dover
 20 gingen, um mit dem Paketboot von da nach Calais überzusetzen.

Diese zufällig längere Seereise hatte indessen auf Hackerts Talent einen sehr wohlthätigen Einfluß; denn da sie durch immer widrige Winde gezwungen wurden,
 25 zu drei verschiedenen Malen wieder zurück in die Elbe einzulaufen, und mit einer großen Menge anderer Fahrzeuge von allen Gattungen bei Glückstadt auf der Stör lange auf günstigen Wind warten mußten, so zeichnete Hackert aus Mangel anderer Gegenstände Seestücke nach
 30 der Natur, wie er es nur immer vorteilhaft hielt, ahmte treulich die dem feinigen am nächsten gelegenen Schiffe nach, gruppierete mitunter Matrosen, wie sie sich ruhend

oder in mannigfaltigen Berrichtungen darstellten; und somit erweckte dieser Zufall in ihm zuerst den Geschmack an Seestücken, den er nachmals mit dem glücklichsten Erfolg kultivierte.

Paris.

Im August 1765 langte Hackert mit dem jungen 5
Dunker in Paris an. Dieser kam anfangs in das Studium des Herrn Bien und nachmals zu Herrn Halle; wobei er jedoch immer unter Hackerts Aufsicht blieb, indem er fortfuhr, bei demselben zu wohnen.

Der bekannte Kupferstecher Wille hatte beide mit 10
sich aufs Land genommen, um daselbst gemeinschaftlich zu zeichnen; allein die kleinlichen, armseligen Bauernhüttchen mit den daran liegenden Krautgärtchen und Obstbäumchen ängstlich auf ein Quartblatt zusammen zu stoppeln, konnte Hackert, dessen Auge und Hand an große 15
Gegenstände gewöhnt war, wenig behagen; deswegen er lieber in seiner Art, wenn sich auch nur eine einzelne schöne Baumpartie, ein bedeutender Felsen zeigte, diese sogleich zum Gegenstand wählte, um sich in seiner Kunst fortwährend zu stärken. 20

Sobald er in Paris durch seine Arbeit zu gewinnen anfang, ließ er seinen Bruder Johann Gottlieb, der sich eben dieser Art von Landschaftsmalerei gewidmet hatte, von Berlin dahin kommen, während er selbst in Gesellschaft der Herren Pérignon und Grimm eine Reise zu 25
Fuß in die Normandie bis Havre de Grace machte, in der Absicht, bei jeder schönen Gegend nach Gefallen zu verweilen, um die interessantesten Ausichten mit Bequemlichkeit aufzeichnen zu können.

Die glänzenden Glücksumstände des Baron Olthoff 30
hatten sich indessen sehr verfinstert. Er war zu Betreibung der noch rückständigen, von ihm während des Sieben-

jährigen Krieges gemeinschaftlich mit dem Kammererrat Giese für die schwedische Armee gemachten Geldvorschüsse nach Stockholm gegangen. Allein da jetzt die Mützenpartei die Oberhand behielt, so wurde er eines beträchtlichen Theils seiner Forderungen für verlustig erklärt, und so war ihm die fernere Unterstützung seines Neffen Dunker in Paris unmöglich; daher Hackert durch eigenes Verdienst für dessen Unterhalt sorgen mußte.

Dies war ihm durch die Bekanntschaft mit den vornehmsten Künstlern in Paris, welche ihn überall einführten, leichter geworden. Er gewann unter andern den Beifall und die Gunst des Bischofs von Mans, aus der Familie der Fürsten von Monaco Grimaldi. Dieser ließ ihn auf mehrere Monate nach dem Landsitz Juri kommen, um die schönsten Ansichten nach der Natur für ihn zu zeichnen und zu malen, welche Arbeit ihm sehr gut bezahlt wurde, währenddessen zugleich sein Bruder, der in Paris zurückgeblieben war, durch Verfertigung verschiedener Staffeleigemälde nach den von Philipp Hackert zu Mans gemachten Zeichnungen von gedachtem Herrn ansehnliche Summen bezog, welche beiden Brüdern schon zu Anfange des zweiten Jahrs ihres Aufenthalts in Paris eine ganz bequeme Existenz sicherten, zu deren wachsender Verbesserung ihnen Fleiß und Talente allmählich immer neue Wege andeuteten.

Denn indessen waren nach Paris viele kleine, von Wagner in Dresden verfertigte Gouache-Landschaften gekommen, und diese Art Malerei gefiel so durchgängig, daß jedermann kleine Rabinette und Boudoirs mit Gouache-Gemälden und Handzeichnungen verziert begehrte. Besonders hatte Herr Boucher, erster Maler des Königs Ludwig XV., eine ganz entschiedene Vorliebe für diese Arbeiten, zeigte Wagners kleine Gemälde als ganz allerliebste Produkte der Kunst in allen Gesellschaften und

hatte selbst in seinem eigenen Kabinette vier Stücke davon. Die Gebrüder Hackert sahen, wie leicht es sei, von diesem leidenschaftlichen allgemeinen Geschmacke des Pariser Publikums durch ihre Talente klugen Vorteil zu ziehen. Sie bereiteten sich daher sogleich Gouache-⁵ Farben, und nachdem sie einige kleine Stücke, in dieser Manier gemalt, Herrn Boucher gezeigt hatten, nahm dieser die neue Arbeit mit so viel Beifall auf, daß er alle vier Stücke für sich kaufen wollte; sie aber vertauschten solche lieber gegen einige seiner Zeichnungen,¹⁰ und so wurden auch diese kleinen Landschaften im Kabinett ihres geneigten Freundes aufgestellt.

Diese Gemälde vermehrten in kurzer Zeit den Ruf und die Bekanntheit der beiden Künstler in Paris so sehr, daß sie unausgesetzt gut bezahlte Arbeit hatten und¹⁵ mehr dringende Bestellungen, als sie beide fördern konnten. Zu einiger Erholung und Ruhe machten sie alsdann wieder, zu Fuß und in kleiner Gesellschaft, die angenehme Tour längs der Seine in die Normandie und von da in die Picardie, um neue Studien nach der Natur²⁰ zu ihren Arbeiten zu sammeln.

Man hatte sich indessen, von der Provence aus, bei Herrn Joseph Bernet nach dem besten Künstler in Paris erkundigt, welcher seinem eigenen Urtheil zufolge das Talent hätte, die so berühmten Bernetischen Bilder *La tempête*²⁵ und *Les baigneuses*, durch Baledous Kupferstich bekannt, beide in Öl in der Größe der Originale zu kopieren. Der Künstler schlug Philipp Hackert zu dieser Arbeit vor, und sie gelang so gut, daß beide Kopien mit einem ansehnlichen Preis, welchen die Herren Cochin und Bernet bestimmten,³⁰ bezahlt wurden. Als beide Gemälde zur Versendung nach Aix en Provence eingepackt wurden, schnitt irgend ein niederträchtiger Mensch, vermutlich aus Eifersucht, heimlicherweise das Bild der *Tempête* mit einem Messer

in der Quere durch. Das Bild wurde von dem Eigentümer wieder nach Paris geschickt und glücklich restauriert; den Täter dieser abscheulichen Handlung aber hat man nie entdeckt.

5 Auf diese Weise setzten die Gebrüder ihre Arbeiten drei Jahre mit ungemeiner Tätigkeit fort. Der Beifall vermehrte sich, Philipp Hackerts Werke wurden vorzüglich honoriert; sie wußten eine kluge Anwendung des Erworbenen zu machen und befanden sich in günstigen Umständen.
 10 Hierdurch war Philipp Hackert so glücklich, seinen ehemaligen Wohltäter, den Baron Olthoff, welcher im Jahre 1768, die ihm gleichfalls vom Siebenjährigen Krieg her noch rückständigen Gelder in Frankreich zu erheben, nach Paris gekommen war, hier aber ungeachtet der Mit-
 15 wirkung des Barons von Breteuil, vormaligen französischen Botschafters in Schweden, eben so wenig Glück als ehemals in Stockholm fand, mit einer ersparten Summe von 100 Louisdor bei seiner Rückreise zu unterstützen, ohne sich auf den Wiederersatz dieses Geldes von
 20 diesem rechtschaffenen und sehr unbillig behandelten Freunde einigen Anspruch vorzubehalten.

Endlich war nun auch in beiden Brüdern der Wunsch lebhaft geworden, ihre Studien der schönen Natur in Italiens reizenden Gegenden fortzusetzen und sich in
 25 Rom's lehrreichem Aufenthalte völlig auszubilden. Diese Neigung, welche zu befriedigen sie vollkommen im Stande waren, wurde nun durch den Rat ihrer Freunde völlig bestimmt, und die Reise nach Italien zu Ende Augusts 1768 angetreten. Beinahe aber wäre dieselbe durch den
 30 Tod ihres Vaters, da nunmehr die Sorge für die jüngern Geschwister auf sie fiel, vereitelt worden.

Unsere Reisenden zogen nunmehr über Lyon durch Dauphiné, einen Teil von Languedoc, um zu Nismes und Arles die Überbleibsel des Altertums zu beschauen,

über Marseille, Toulon, Antibes nach Genua, wo sie eine Menge neuer Studien sammelten; dann gelangten sie über Livorno, Pisa und Florenz im Dezember 1768 glücklich und gesund nach Rom.

Rom und Neapel.

Nachdem beide Brüder, Philipp und Johann, so-
gleich in der ersten Zeit ihres Aufenthalts zu Rom die
vorzüglichsten Merkwürdigkeiten der Kunst und des Alter-
tums besahen hatten, setzten sie ihre Studien sowohl in
der französischen Akademie nach den Antiken als Abends
nach dem Modelle fort. Auch hatte sich der im Palast
Farnese wohnende Cardinal Orsini, nach dem Tode Papst
Clemens XIII. Rezzonico, in das Conclave begeben,
wodurch unsern Künstlern die Bequemlichkeit verschafft
wurde, eines der vorzüglichsten Werke neuerer Kunst,
die Galerie der Carracci, in gedachtem Palaste zu be-
nuzen; welches meist in Gesellschaft des Bildhauers
Sergell und des vom französischen Hofe pensionierten
Malers Callais geschah.

Zu Gesellschaft dieser beiden Künstler machten sie
auch im Frühjahr eine kleine Reise nach Frascati, Grotta
Ferrata, Marino, Albano, Nemi u. s. w., um zuerst die
Schönheiten der Natur an diesen Orten im allgemeinen
kennen zu lernen. Nach ihrer Zurückkunft malten sie
einige kleine Landschaften in Gouache und führten einige
Zeichnungen aus, zu denen sie auf jener Reise die Um-
risse gebildet hatten.

Diese Arbeiten gefielen dem damals in Rom sich
aufhaltenden Lord Exeter so sehr, daß er sie sämtlich
kaufte und bei den Gebrüdern auf beinahe ein ganzes
Jahr Arbeit bestellte; wodurch sie bestimmt wurden, ihren
Aufenthalt in Rom auf drei Jahre festzusetzen. Das in
Paris Verdiente setzte sie bereits in den Stand, zwei

Jahre in Rom zu bleiben, und ihre erste Absicht war, die Zeit bloß zu Förderung ihrer Studien anzuwenden, ohne durch ihre Arbeit Geld gewinnen zu wollen; doch bei häufigen Bestellungen veränderten sie jenen Entschluß um so lieber, je vorteilhafter es für sie war, die übernommenen Arbeiten an dem Orte selbst vollenden zu können.

Die dem König von Neapel gehörige, bei Rom auf einer Höhe gelegene Villa Madama war in damaliger Zeit, durch die Menge herrlicher Bäume und das durchaus Malerische der ganzen Gegend, ein wahrer Ort des Vergnügens. Vorzüglich reizend war der Ort des Theaters, wo zum erstenmale Guarini's Pastor fido aufgeführt worden war, mit den schönsten Lorbeerbäumen bewachsen. Freilich hat sich alles seit jener Zeit sehr verändert, die Villa selbst ist nach und nach in Verfall geraten, und die anliegende Gegend ist in Weinberge und Ackerfelder verwandelt worden.

Da man nun aber zu jener Zeit, auf Empfehlung, bei dem Aufseher über diesen reizenden Ort eine ganz bequeme Wohnung erhalten konnte, so wählten beide Brüder diesen Aufenthalt auf zwei Monate, um nebst andern Studien die ihnen aufgetragene Ansicht der Peterskirche für Lord Exeter zu malen; worauf sie vier Monate in Tivoli zubrachten, um da nach Herzenslust die prächtigsten Gegenstände der Natur in Öl-, Leim- und Wasserfarben auf mannigfaltige Weise nachzubilden.

Philipp malte unter andern daselbst den berühmten Wasserfall, ein drei Fuß hohes Bild, ganz nach der Natur fertig, mit dem er zwei Monate lang, des Lichtes und Effektes wegen, alle Nachmittage um dieselbe Stunde beschäftigt war.

Im Oktober machten sie beide, in Gesellschaft des Rats Reiffenstein, eine Fußreise nach Vicenza, der eh-

maligen Villa des Horaz, und weiter nach Subiaco und kamen, nachdem sie manche schöne Aussicht gezeichnet hatten, über Bagliano und Palestrina nach Tivoli zurück. Diese kleine vergnügte Reise machten sie alle drei durch-
aus zu Fuße, wobei ein Esel ihre Portefeuilles und
Wäsche trug, einem Bedienten aber die Sorge für ihre
Nahrung aufgetragen war.

So wichtig und durchaus notwendig es für den Künstler überhaupt ist, den Gegenstand seines Werks nach der Natur selbst zu studieren, so wenig war es da-
mals in Rom üblich, nach der Natur zu zeichnen; am
wenigsten aber dachte man daran, eine etwas große
Zeichnung nach der Natur zu entwerfen und auszuführen.
Man hatte solche solide Studien der Landschaft seit den
Zeiten der Niederländer und Claude Lorrains vernach-
lässigt, weil man nicht einsah, daß dieser Weg eben so
gut zum Wahren als zum Großen und Schönen führt.
Die von Frankreich pensionierten Maler in Rom hatten
wohl mitunter manche Teile eines schönen Ganzen, un-
vollständig, auf einem Duodezblättchen, nach der Natur
skizziert, und sie wunderten sich nun allgemein, als sie
die beiden Hackert mit großen Portefeuilles auf dem
Lande umherziehen, mit der Feder ganz fertige Umrisse
zeichnen oder wohl gar ausgeführte Zeichnungen in
Wasserfarbe, und selbst Gemälde ganz nach der Natur
vollenden sahn, welche immer mit schönem Vieh aus-
staffiert waren, wovon Johann Hackert besonders ganz
vortreffliche Studien gemacht hat.

Im Frühlinge des Jahrs 1770 gingen sie beide nach Neapel, wo sie an den englischen Minister, den
Ritter Hamilton, empfohlen waren. Johann malte da-
selbst für Lady Hamilton, nebst einem Paar kleinen
Gouache-Gemälden, drei ihrer Hunde nach dem Leben,
und Philipp für den Ritter die durch eine vorjährige

Eruption des Vesuv entstandenem bekannten Montagnuoli, nach verschiedenen Ansichten, deren einige nachmals sehr schlecht für das Werk Campi Phlogrei in Kupfer gestochen wurden.

5 In Neapel wurde Philipp von einem heftigen Fieber befallen, von welchem er durch seinen damals aus England zurückgekommenen Freund, den geschickten Arzt Cirillo, wieder hergestellt und zu einer jedem Rekonvaleszenten heilsamen Veränderung der Luft nach Vietri
10 und La Cava gesendet wurde.

Wer erinnert sich nicht mit Vergnüßen der malerischen Gegend von Nocera de' Pagani bis nach Salerno hin, und wie mannigfaltigen Stoff zu herrlichen Landschaftsgemälden sie dem Auge des Künstlers darbietet!
15 Diese prächtigen Gefilde, die in ihrer Fülle, so wie die Küste von Amalfi, schon vormals Salvator Rosas Einbildungskraft so glücklich bereichert hatten, mußten auf Hackerts Geist nicht weniger als die gesunde reine Luft auf seinen Körper wirken.

20 Auch war sein Fleiß daselbst ungemein tätig, und oft vergaß er sich unter der Arbeit, so daß er an einem warmen Augustabende von einer plötzlich herabsinkenden Wolke sich durchnäßt und erkältet fand. Hierdurch ward in seinem noch schwachen Körper ein allgemeiner Rheu-
25 matismus erzeugt, von dem er erst nach mehrern Monaten, durch seinen Freund Cirillo, besonders mittels der Seebäder wieder hergestellt wurde, so daß er im November desselbigen Jahrs mit seinem Bruder die Rückreise nach Rom antreten konnte.

30 Hier bekam er, wenige Zeit nach seiner Ankunft, die bekannte große Bestellung für die russische Kaiserin, wodurch der Grund zu seiner Celebrität und seinem nachmaligen Vermögen gelegt wurde.

Schlacht bei Tschesme.

Kurz nachdem Hackert in Rom wieder eingetroffen, hatte der General Iwan Schuwaloff von seiner Monarchin, Katharina II., den Befehl erhalten, zwei Gemälde verfertigen zu lassen, die so genau als möglich jene von den Russen über die Türken im vorhergehenden Jahre (1770) den 5. Julius bei Tschesme erfochtene Seeschlacht und ferner die zwei Tage später erfolgte Verbrennung der türkischen Flotte vorstellen sollten.

Hackert übernahm diese Arbeit mit dem Beding, daß man ihm alle zu dieser ganz eignen Darstellung wesentlich nötigen Details auf das genaueste mittheilte. Diese jedoch, so wie man sie ihm anfangs gab, waren auf keine Weise hinlänglich, daß der Künstler danach ein lebhaftes und der verlangten Wahrheit durchaus entsprechendes Bild hätte verfertigen können.

Nun trug es sich aber zu, daß in eben dem Jahre der Sieger, Graf Alexis Orlow, mit einem Teil seiner Flotte in das Mittelländische Meer und nach Livorno kam. Um diese erwünschte Gelegenheit, von welcher Hackert den vollständigsten Unterricht sich versprechen durfte, zu benutzen, reiste er sogleich dahin, fand aber eben so wenig Befriedigendes vorhanden: keinen Plan des Gefechts, keine Anzeige der Gegend, keine authentische Darstellung der Attaque und der dabei obwaltenden Ordnung. Alles und jedes vielmehr, was dem Künstler durch einzelne Personen mitgeteilt wurde, ward sogleich wieder durch den Streit der mittheilenden Schiffskapitäne selber, deren jeder im großen Feuer, jeder im Mittelpunkt des Treffens, jeder in der größten Gefahr gewesen sein wollte, verwirrt, wo nicht aufgehoben.

Ein Offizier des Ingenieurkorps, ein Schweizer, der der Schlacht beigewohnt und einigen Plan davon hätte

aufzeichnen können, war nach Basel, seiner Vaterstadt, gegangen. Das einzige, was der Künstler noch vorfand, war eine Aussicht von Tschesme, die ein Kommentur des Malteserordens, Massimi, ein Mann von Talenten und
 5 Geschmack, gezeichnet und hergegeben hatte. Dieser aber war in dem Augenblicke krank und konnte die Arbeit nicht befördern helfen, an deren baldiger Sendung nach Petersburg, wenigstens in vorläufigen wesentlichen Umrissen, dem Grafen Orlow eben so viel als Hackert gelegen war.

10 So verging nun viele Zeit, bis endlich nach Verlauf eines Monats, unter der Leitung des Contreadmirals Greigh, eines Schotten in russischen Diensten, mit Beihilfe obgedachter Zeichnung des Ritters Massimi, zwei
 15 theils geometrisch aufgerissene, theils ins Perspektiv gezeichnete Hauptpläne zu stande kamen, nach welchen der Künstler, anstatt zweier, sechs Gemälde in einer Zeit von zwei Jahren zu liefern sich verbindlich machte, deren
 Vorstellungen folgende sein sollten.

Das erste: die am 5. Julius 1770 von der in Linie
 20 geordneten russischen Flotte gemachte Attaque auf die in einem Halbzirkel vor Anker gelegene türkische Flotte.

Das zweite: die Seeschlacht selbst, besonders wie in derselben ein feindliches Vizeadmiralschiff von einem russischen Vizeadmiralschiff verbrannt, dieses aber wieder
 25 von jenem angezündet wird und beide verbrennen.

Das dritte: die Flucht der Türken in den Hafen von Tschesme, und wie sie von der russischen Flotte verfolgt werden.

Das vierte: die Absendung einer russischen Eskadre
 30 nach dem Hafen von Tschesme, nebst der Bereitung der russischen Brander, um die feindliche Flotte in Brand zu stecken.

Das fünfte: die Verbrennung der türkischen Flotte im Hafen, in der Nacht vom 7. Julius.

Das sechste endlich: die triumphierende russische Flotte, wie sie beim Anbruch des Tags von Tchesme zurückkehrt und ein türkisches Schiff und vier Galeeren mit sich führt, die von der Flotte gerettet waren.

Auf solche Darstellungen in sechs großen Gemälden, jedes acht Fuß hoch und zwölf Fuß breit, wurde die Bearbeitung beider Pläne vorgeschlagen und diese durch einen Kurier nach Petersburg zu Einholung der kaiserlichen Genehmigung gesendet.

Indessen ließ Graf Alexis Orlow dem Künstler für die Arbeit, die ihn vollkommen zufrieden gestellt hatte, 300 Zechinen auszahlen, so wie Hackert schon vorher, unter dem Namen des Postgeldes, für die Reise von Rom nach Livorno von der Kaiserin 100 Zechinen erhalten hatte. Bald darauf traf die vollkommene höchste Genehmigung dieser vorgeschlagenen Arbeit ein; der in Rom sich befindende General Iwan Schuwaloff erhielt sie, mit welchem sogleich im Oktober 1771 ein schriftlicher Vertrag über Größe, Zeit und pünktliche Vorstellung der sechs oben beschriebenen Gemälde aufgesetzt und der Preis für jedes derselben auf 375 römische Zechinen reguliert wurde, so daß das Ganze sich auf mehr als 12000 Gulden belief.

Das erste Gemälde, welches der Künstler in Arbeit nahm, war jenes von der Schlacht selber, in dem bedeutenden Momente, da beide Vizeadmiralschiffe brannten und die Schlacht im heftigsten entscheidendsten Feuer war. Vollendet war es im Anfang des Jänners 1772; und da gerade zu dieser Zeit Graf Orlow mit einer Flotte aus dem Archipelagus nach Livorno kam, so veräumte Hackert diese Gelegenheit nicht, sich mit seinem Bilde daselbst einzufinden, um sowohl vom Grafen Orlow als von dem Contreadmiral Greigh zu erfahren, ob und wie weit er in diesem Bilde, durch die Ausführung jener

ihm mitgetheilten Notizen, die Wahrheit des Vorgangs erreicht und dem Verlangen dieser Herren Genüge geleistet habe. Zugleich ließ er einen Entwurf des Gemäldes, welches die Verbrennung der türkischen Flotte im Hafen vorstellte, von Rom nach Livorno zu Wasser abgehen, weil sie zwar fertig, doch nicht trocken genug war, um zur Landreise aufgerollt werden zu können.

Der vollkommene und allgemeine Beifall, den jenes große, zu Pisa in einem Saale des Grafen Orlow aufgestellte Gemälde sowohl von diesem Herrn als von allen anwesenden Seeoffizieren auf eine entscheidende Weise erhielt, war für den Künstler höchst schmeichelhaft, so wie die getreue Darstellung dieses vom Grafen Orlow erfochtenen Siegs demselben um so interessanter war, als er gerade um eben die Zeit die Nachricht erhielt, daß das einzige Schiff, Rhodus, welches sie von der verbrannten Flotte der Türken gerettet hatten, nunmehr, weil es in der Schlacht sehr viel gelitten, zu Grunde gegangen war, so daß solches zur Erhaltung des Andenkens an diesen ruhmwürdigen Vorgang nur allein auf dem Bilde existierte.

Indessen war auch jenes kleinere Gemälde, die Verbrennung der Flotte vorstellend, angekommen und wurde im ganzen gleichfalls mit vielem Beifalle aufgenommen; nur war Graf Orlow mit dem Effect eines entzündeten und in die Luft auffliegenden Schiffes, welchen Moment man auf dem Bilde vorgegeschrieben hatte, unzufrieden. Es war beinahe unmöglich, eine der Wahrheit eines solchen vom Künstler nie mit Augen gesehenen Ereignisses deutlich entsprechende Vorstellung, selbst nach den besten Beschreibungen der Seeoffiziere, zu geben. An diesem Momente mußte die Ausführung eine der größten Schwierigkeiten finden. Graf Orlow entschloß sich jedoch endlich, auch dieses Hinderniß auf eine ganz eigne gran-

diese Weise zu heben und die wirkliche Vorstellung einer solchen Begebenheit durch ähnliches Aufstiegen einer gerade auf der Reede vor Anker liegenden russischen Fregatte dem Künstler zu geben, wenn er sich anheischig machen würde, diesen Effekt mit eben der Wahrheit wie das Feuer auf dem Gemälde der Schlacht darzustellen. 5

Der Graf hatte sich die Erlaubnis dazu sowohl von seinem eignen Hofe als auch vom Großherzog von Toskana erbeten, und nun wurde gegen Ende des Mai gedachte Fregatte, die man mit so viel Pulver, als zum Aufstiegen nötig war, laden ließ, sechs Meilen von Livorno auf der Reede, bei einem ganz unglaublichen Zulauf von Menschen, in Brand gesteckt und in weniger als einer Stunde in die Luft geschleudert — zuverlässig das teuerste und kostbarste Modell, was je einem Künstler gedient hat, indem man den Wert der noch nutzbaren Materialien dieser alten Fregatte auf 2000 Zechinen schätzte. 10 15

Das Schiff brannte beinahe drei Viertelstunden in den obern Theilen, ehe sich das Feuer der Pulverkammer, die heilige Barbara genannt, mittheilte. Erst durchlief die lodernde Flamme, wie ein Kunstfeuerwerk, nach und nach alle Segel, Tauen und die übrigen brennbaren Materien des Schiffs; als das Feuer an die Kanonen kam, die man von Holz gemacht und geladen hatte, feuerten sie sich nach und nach alle von selbst ab. Endlich, nachdem die Pulverkammer erreicht war, tat das Schiff sich plötzlich auf, und eine lichte Feuersäule, breit wie das Schiff und etwa dreimal so hoch, stieg empor und bildete feurige, mit Gewalt und Geschwindigkeit ausgegeschleuderte Wolken, die durch den Druck der obern Luft die Form eines ausgebreiteten Sonnenschirms erhielten, indem sich Pulverfässer, Kanonen und andere emporgeworfne Trümmer des Schiffs mit darin herum- 20 25 30

wälzten und der ganze oberste Teil mit dicken schwarzen Rauchwolken überdeckt war. Nach etwa drei Minuten verwandelte sich diese schreckliche Feuersäule in eine blutrote Flamme, aus deren Mitte eine durchaus schwarze Säule von Rauch aufstieg, die sich eben so wie jene in ihrem obern Teile ausbreitete, bis nach etwa eben so langer Zeit auch diese Flamme erlosch und nur noch der schwarze Rauch, wohl über zwanzig Minuten lang, dicht und fürchterlich, über die Region des verbrannten Körpers emporschwebte.

Aufmerksam auf den Effekt dieses Vorgangs nach allen seinen Teilen, retouchierte der Künstler nochmals das Gemälde von der Verbrennung der Flotte zu völliger Zufriedenheit des Grafen Orlow und vollendete sodann die übrigen ihm aufgetragenen Bilder in der von ihm festgesetzten Zeit.

Er hatte während derselben sieben Reisen nach Livorno gemacht, deren jede mit 100 Zechinen, fürs Postgeld, bezahlt wurde. Ferner malte er für die russische Monarchin sechs andere Bilder, von eben der Höhe zu acht und der Breite von zwölf französischen Fuß. Zwei derselben stellten ein von einer russischen Eskadre gegen die Türken erfochtenes Treffen bei Mitylene und die daselbst erfolgte Landung vor, noch zwei andre ein Gefecht der russischen Eskadre mit den Dulcignoten, das fünfte einen Seevorfall in Aegypten und das sechste endlich das, ein Jahr nach dem vorigen, nochmals bei Tchesme erfolgte Gefecht.

Die zwölf Gemälde sind in Peterhof in einem eigens dazu bestimmten großen Saal aufgestellt, in welchem der Eingangsthüre gegenüber das Porträt Peters des Großen, als des Stifters der russischen Seemacht, und sodann das Porträt von Katharina II. sich befindet, unter deren Regierung die russische Seemacht außerordentlich gefördert und jene glorreichen Siege erfochten worden.

Hackert erwarb sich durch diese Arbeit, nebst einem ansehnlichen Gewinn, einen eben so frühzeitigen als soliden Ruhm, der sich durch das Aufsehen, welches das sonderbare, viele Monate vorher in allen Zeitungen Europens angekündigte kostbare Modell verursachte, mit 5
ungemeiner Geschwindigkeit verbreitete.

Familienverhältnisse.

Im Jahre 1772 ging Johann Hackert mit vielen von Engländern bestellten Arbeiten selbst nach London; und als diese im folgenden Jahre, bei Gelegenheit der gewöhnlichen öffentlichen Ausstellung, allgemein bekannt 10
wurden, vermehrte sich der Ruf des Künstlers und das Verlangen nach seinen Arbeiten. Allein seine Gesundheit ward in diesem Lande immer schwächer, so daß er im Oktober des nämlichen Jahres in Bath, wohin er sich, solche wiederherzustellen, begeben hatte, noch ehe er volle 15
neunundzwanzig Jahre zurückgelegt, mit Tode abging.

Herr Manzel Talbot hatte die Freundschaft, für seine Beerdigung, und die schon damals berühmte deutsche Künstlerin Angelika Kauffmann die Güte, für die Übersendung seines nachgelassenen Besitzes und seiner un- 20
vollendeten Arbeiten an den Bruder Sorge zu tragen. Dieser frühzeitige Tod war allerdings ein Verlust für die Kunst. Sein Bruder bewahrte manche Arbeit dieses jungen Künstlers, und wer sie sah, zweifelte nicht, daß ein längeres Leben ihn seinem Bruder Philipp, an Talent 25
und Ruhm, würde zur Seite gesetzt haben.

Die Nachricht von dem unerwarteten frühen Todes-
falle dieses geliebten Bruders machte auf das Gemüt
Philipps einen so schmerzlichen Eindruck, daß er, auf
lange Zeit aller Arbeit unfähig, zu Ende desselben Jahrs 30
eine Reise nach Neapel unternahm, um sich an ver-
änderten Gegenständen und Gesellschaften von seiner

Trauer zu erholen. Dasselbst hatte er Gelegenheit, im Jänner 1774, verschiedene Zeichnungen und Studien nach einem eben damals geschehenen Ausbruch des Vesuv zu verfertigen, welche er nach seiner Zurückkunft in Rom
6 mehrmals auf größeren Gemälden benutzte.

Wenige Wochen, ehe sein erwähnter Bruder Johann nach England abreiste, waren zwei jüngere Brüder, Wilhelm und Karl, bei ihm in Rom eingetroffen. Jener hatte sich der Geschichts- und Porträtmalerei gewidmet
10 und arbeitete einige Zeit unter Raphael Mengs' Anleitung; und da nachmals dieser Rom verließ, um nach Spanien zu gehen, folgte er seinem Meister nach Toskana und zog endlich von Livorno mit einer kleinen russischen
15 Eskadre nach Rußland, wo er im Jahre 1780 als Zeichenmeister einer Akademie im 32. Jahre seines Alters starb. Karl hatte einige Jahre in Rom, unter Anleitung seines Bruders, Landschaften in Öl und häufiger noch in Gouache
gemalt. Er etablierte sich nachmals (1778) in Genf und, als sich die innerlichen Unruhen daselbst immer erneuerten,
20 in Lausanne. Philipp aber ließ seinen jüngsten Bruder Georg, welcher bei Berger in Berlin die Kupferstecherkunst erlernt hatte, nach Rom kommen.

Reisen.

Im Jahre 1774 machte Hackert in Gesellschaft des
Katz Reiffenstein eine Reise nach Aquila und Arizzano,
25 um den Lago Fucino und das höchst merkwürdige Stück der römischen Baukunst, das von Kaiser Claudius zu Ableitung der in jener tiefen Gegend immer angehäuft
stehenden Wasser errichtet war und noch jetzt unter dem Namen des Emissario di Claudio bekannt ist, zu be-
30 sehen. Von da aus zogen sie über das malerisch schöne Land von Sora, Isola di Sora, Casamaro u. s. w. nach Rom zurück.

Ferner machte er im Jahr 1775 eine solche Tour nach Civita Castellana, Soracte, Poggio Mirteto, Ponte Correse und andern Gegenden um Rom, so daß beinahe im Umkreis von sechzig italienischen Meilen um diese Stadt kein beträchtlicher Ort, keine reizende Aussicht war, die der Künstler nicht gezeichnet und für seine Studiensammlung benutzt hätte. Eben so verfuhr er im folgenden Jahre auf einer Wanderung in die apenninischen Gebirge, da er denn bis nach Ravenna gelangte und über Urbino und Perugia zurückkehrte. Auf diesem Wege machte er unter andern eine Zeichnung von Cesena, dem Geburtsort Pius' VI., und verfertigte sodann nach derselben ein drei Fuß hohes und vier Fuß breites Ölgemälde zu großer Zufriedenheit des Papstes.

Pius VI.

Als Hackert demselben das Bild vorstellte, wurde er sehr gnädig aufgenommen; der Bali Antinori, ein Toskaner, präsentierte ihn, und er wurde ohne alle gewöhnlichen Zeremonien zum Papst geführt. Dieser fand sich durch das Bild sehr geschmeichelt und wünschte, daß es in Kupfer gestochen würde. Hackert erwiderte, daß es auch sein Wille wäre und daß Giovanni Volpato bereits den Pendant dazu, die Aussicht auf die Peterskirche, von Ponte Molle genommen, unter Händen hätte. Der Papst fragte, ob die beiden Platten wohl in zwei Monaten fertig sein könnten. Hackert antwortete: „Es wird schwer halten in einem Jahre. Außerdem, so hat mein Bruder, der noch jung ist und erst anfängt, große Platten zu machen, noch keine Kupferstichdruckerei eingerichtet. Wir empfehlen uns daher der hohen Protektion Eurer Heiligkeit.“ Der Papst schenkte dem Hackert für das Bild eine massiv goldne Dose, worauf die erste Medaille war, die er während seiner Regierung hatte

schlagen lassen, nebst sechs Stück großen goldenen Medaillen und sagte: „Wenn Ihr was nötig habt, so kommt gerade zu uns, Ihr findet alle Protektion.“ Dabei klopfte er ihm beide Backen sehr freundlich und sagte: „Mein Sohn, ich will Euch sehr wohl.“ Denn den Segen konnte er ihm, als einem Keizer, nicht geben.

Donna Giulia Falconieri.

Die Signora Giulia Falconieri war eine sehr gute Freundin von Hackert. Diese Dame, die viel Geist, Belesenheit und soliden Verstand besaß, hatte alle Abende eine kleine, aber sehr interessante Gesellschaft von Kardinalen, Prälaten und Gelehrten. Künstler fanden sich nie bei ihr, Hackert ausgenommen. Er hatte ihre Bekanntschaft in Frascati zuerst gemacht bei Don Paul Borghese, nachherigem Prinzen Aldobrandini, ferner in Albano, wo sie die Villeggiatur des Oktobers hielt. Sie war Liebhaberin der Malerei, hatte Geschmack darin, doch ohne gründliche Kenntniß. Nach verschiedenen Jahren, da ihre Tochter an den Neffen des Papstes verheiratet wurde, an den Duca di Nemi Braschi, wurde die Bekanntschaft immer größer. Sie war eine geborne Dame von Mellini, und da keine männlichen Erben in ihrer Familie waren, so brachte sie durch Vermächtniß die ganze Mellinische Erbschaft in das Haus Falconieri. Sie war Besitzerin der Villa Mellini auf dem Monte Mario, wo die schönste Aussicht von Rom ist, und alle Fremden, die eine Idee von dieser Stadt behalten wollen, besuchen diesen Hügel. Hackert fiel es ein, die Aussicht von dort zu malen, weil sie ein Bild macht und alle interessanten Monumente deutlich zu sehen sind, und so dann sie in Kupfer stechen zu lassen, welches auch geschah. Er bat sich die Erlaubniß von ihr aus, den September und Oktober auf ihrer Villa zu wohnen, weil sie in der

Zeit zu Frascati in ihrer Villa La Rufina und im Oktober die Villeggiatur in Albano zubrachte. Mit Vergnügen erteilte sie ihrem Agenten, der ein Kaplan war und täglich die Messe in einer Kapelle durch Stiftung ihrer Voreltern lesen mußte, Befehl, dem Hackert die ganze Villa nebst allem, was er nötig hätte, mit Ausschluß der Wäsche, die er sich verbat, zu übergeben. 5

Mit dieser Bequemlichkeit malte er in Gouache die Aussicht von Rom und brachte seine Zeit vergnügt zu, indem Freunde und Fremde ihn besuchten. Der Kaplan, der zugleich die Aussicht über die Weinberge führte, war des Nachmittags immer betrunken und der drolligste Mensch, den man sich denken kann. Außer daß es ihm an Bildung und Belesenheit fehlte, hatte er natürliche witzige Einfälle, die man bewundern mußte. 10 15

Georg Hackert stach das Bild in Kupfer, und Graf Fries kaufte dasselbe für 150 Zechinen. Es ist noch in der Sammlung dieses Hauses in Wien.

Die Platte war fertig, und weil Signora Giulia Falconieri schon längst verlangt hatte, dieselbe möchte Pius VI. zugeeignet werden, theils weil der Papst noch als Prälat öfters bei ihr gewesen und sogar in jüngern Jahren ein Verhältnis zu ihr gehabt haben soll, theils weil ihre Tochter an seinen Neffen, den Duca Braschi, verheiratet war, auch Philipp Hackert, der lange in Rom gelebt und viel mit der römischen Noblesse Umgang hatte, den römischen Stil sehr gut kannte, so ließ er durch seinen Freund, den Bali Antinori, anfragen, wann es Seiner Heiligkeit gefällig wäre, die Gebrüder Hackert zu empfangen. Der Papst war außerordentlich gnädig und höflich; er dankte beiden für den Nutzen, den sie im Staate gestiftet hätten. „Wir sind,“ sagte er, „von allem genau unterrichtet, was ihr für unsern Staat getan habt. Ihr habt den Kupferstichhandel mit Auswärtigen ein- 20 25 30

geführt, wovon niemand eine Idee hatte; ihr habt in
 Fabriano die Papiermühle eingerichtet, wo jetzt besser
 Papier zur Kupferdruckerei gemacht wird als in Basel,
 und das Geld bleibt im Lande. Wollte Gott, meine
 5 Untertanen hätten dieselbe Industrie, so würde der
 Staat glücklich sein. Ihr zeichnet euch besonders unter
 den fremden Künstlern aus. Andre suchen Geld zu
 ziehen, zwicken auf alle Weise die armen Römer und
 gehen davon; ihr hingegen suchet, ohne Ansehn der
 10 Nation, zu helfen, was ihr könnt, und der jungen Künstler
 Kopien bei Fremden anzubringen.“ — Er führte beide
 Brüder und zeigte ihnen neue Bilder, die er gekauft
 hatte, und schenkte einem jeden drei goldne Medaillen.

Kardinal Pallavicini.

Dem Stil gemäß mußte dem Majordomo maggiore
 15 auch ein Exemplar gegeben werden; dieses war sein
 Neffe, jetzt Kardinal Braschi, der nahe am Papst auf
 dem Vatikan logierte; desgleichen dem Kardinal Segre-
 tario di Stato, welches Pallavicini war, den Hackert
 schon längst kannte. Der Kardinal empfing beide Brüder
 20 und das Kupfer mit vieler Höflichkeit, setzte sich an das
 Kamin und nötigte alle zum Sitzen. Er hatte einen
 bigotten Benediktiner bei sich. Von dem Kupfer und der
 Kunst wurde wenig gesprochen. Da der Geistliche hörte,
 daß es zwei Preußen wären, fragte er den Kardinal,
 25 ob sie zur allein seligmachenden römisch-katholischen Reli-
 gion gehörten. Der Kardinal sagte: „Das ist eben zu
 bejammern, daß zwei solche brave Menschen ewig ver-
 dammt sein müssen!“ Beide Brüder lächelten. Der
 Mönch fuhr fort, sie zu überzeugen, daß keine Seligkeit
 30 zu hoffen wäre, wenn man nicht römisch-katholisch sei.
 Der Kardinal stimmte fleißig bei; die Gebrüder saßen
 still und hörten an. Endlich sagte der Kardinal: „Sie,

als der älteste, sollten dem jüngern Bruder ein Exempel geben und sich zum wahren Glauben bekennen." Da konnte es Hackert nicht länger aushalten, stand auf, stellte sich vor Seine Eminenz und sagte: „Eminenz! wir sind in einem Lande geboren und erzogen, wo vollkommene Gewissensfreiheit herrscht. Ein jeder mag glauben, was er will; keiner bekümmert sich darum. Niemand wird fragen, zu welcher christlichen Sekte er sich bekenne; wenn er als ein ehrlicher und guter Bürger lebt, so ist es genug. Eure Eminenz können versichert sein, daß ich nichts gegen die römische Religion habe; ich glaube, daß sie eben so gut ist als alle andren. Weil wir aber so erzogen sind, daß ein Mensch, der bei uns die Religion verändert, ein Abscheu ist und in der Gesellschaft kaum geduldet wird, sei es auch ein Jude oder Mohamedaner, so ist es unmöglich, daß ich in meinem Leben meine Religion ändre, weil die allgemeine Opinion aller wohl-denkenden Menschen ist, daß kein braver Mann die Religion, in der er geboren und erzogen worden, verändert. Nehmen Eure Eminenz die Meinung der Welt hinweg, so werde ich morgen katholisch." Da Hackert dieses sehr spöttisch sagte, so fühlte der Kardinal den falschen Schritt, den er getan hatte, bat sehr um Verzeihung, davon gesprochen zu haben, und sagte: „Ich habe es bloß aus gutem Herzen getan, um euch zu retten. Ich hoffe, daß Sie es nicht als eine Beleidigung ansehen werden." So wurde friedlich Abschied genommen. Einige Tage darauf kam ein Abbate, Don Gennaro Geraci, ein Freund von Hackert, der alle Wochen ihn einigemal besuchte, ein Mann von natürlichem guten Verstand, der auch gelesen hatte: der Kardinal de Bernis nannte ihn nur den natürlichen Philosophen. Kardinal Pallavicini war unruhig über den falschen Schritt und fürchtete, der Papst möchte es erfahren; daher, um die Sache wieder gut zu machen,

gab er Don Gennaro Geraci diese Kommission, weil er wußte, daß dieser ein Freund von beiden Brüdern war. Er versicherte zwar dem Kardinal, daß es unnötig sei, denn er kenne beide Brüder zu sehr, als daß sie das
6 übel nehmen, noch weniger, daß sie davon sprechen würden; aber der Kardinal bestand darauf, er möchte ausdrücklich zu ihnen gehen, um Verzeihung bitten und versichern, daß der Kardinal es nicht böse gemeint habe. Don Gennaro kam an; nachdem er guten Morgen ge-
10 boten, sagte der C—e: „Der Kardinal hat den ersten dummen Streich gemacht; um ihn wieder gut zu machen, begehrt er den zweiten, der noch dümmmer ist. Ich soll euch um Verzeihung bitten, daß er mit euch von Reli-
15 gionsfachen gesprochen hat; er hat es aus gutem Herzen getan. Er bittet, daß ihr nie davon sprechen möget.“ Der schmurrige Abt, der dieses so recht auf gut Neapolitani-
20 sch sagte, machte beide Brüder herzlich lachen. Hackert antwortete und bat, Seiner Eminenz seinen Respekt zu vermelden und zu versichern, daß er gar nicht mehr
25 daran gedacht hätte und daß er nie davon sprechen würde. Welches er auch heilig gehalten hat, so lange der Kardinal lebte.

Einige Zeit darauf wollte Hackert den Hafen von Ancona und Civitavecchia zeichnen, wozu die Erlaubnis
25 des ersten Ministers gehört; er ging also zum Kardinal und bat ihn darum. Dieser war sehr höflich und sagte: „Machen Sie mir das Vergnügen und kommen gegen
30 drei Uhr zu mir zur Tafel, so werden Sie die Erlaubnis bereit finden.“ Es geschah. Don Gennaro war auch
eingeladen. Die Tafel war gesprächig und angenehm; an alles andre wurde nicht mehr gedacht. Endlich ent-
schlief dieser Kardinal selig im Herrn. Spanien hatte ihn besonders dazu gestellt, damit sie machen konnten nach ihrem Gefallen.

Charles Gore. Richard Payne Knight.

Philipp Hackerts großes Talent, die Naturgegenstände leicht, geschmackvoll und geistreich aufzufassen, bezauberte nun die Reisenden und regte sie zur Nachahmung auf. Der Künstler förderte und unterrichtete sie gern, wohl wissend, daß er sich keine Nebenbuhler, sondern Bewunderer heranzog. Besonders war er immer von Engländern umgeben, und der Trieb, die Natur zu schauen und nachzubilden, wuchs unter den Liebhabern mit jedem Jahre. In guter Gesellschaft wurden kleine Reisen im April, Mai und Juni vorgenommen. Den Sommer brachte man in Albano, manchmal in Castel Gandolfo zu, wo außer seinen nächsten Freunden wohl empfohlene Fremde freien Zutritt hatten. Besonders wurden die Abendstunden gut angewendet. Man versammelte sich um einen großen runden Tisch, und alles bediente sich um die Wette des Bleistifts und der Sepie.

Hier machte der Künstler eine Bekanntschaft, die auf sein Leben und Glück großen Einfluß hatte; es war die des Herrn Charles Gore und dessen liebenswürdiger Familie. Die älteste Tochter zeichnete und malte gar geschickt landschaftliche Gegenstände. Der Vater, der sich früher dem Schiffbau ergeben hatte, fand vorzügliche Lust am Zeichnen von Schiffen und Fahrzeugen aller Art, die er bei großer und genauer Kenntniß mit einer leichten Manier auf seine Seestücke zu verteilen wußte. Mit ihm und einem andern Engländer, Richard Payne Knight, vereinigte sich Hackert zu einer Reise nach Sizilien, auf gemeinschaftliche Kosten, welche sie denn auch im Frühling des Jahrs 1777 antraten.

Im Jahr 1778 wurde, in entgegengesetzter Richtung, eine Reise nach dem obern Italien und der Schweiz

unternommen; es geschah in Gesellschaft der Familie
 Gore. Man ging über Bologna nach Venedig und Mai-
 land, nach dem Lago Maggiore und Lago di Como, über
 den Gotthard nach Luzern, Bern, seitwärts durch die
 5 Gletscher des Grindelwaldes nach Lausanne und Genf,
 wo Hackert seinen Bruder Karl nebst dem berühmten
 Maler Joseph Bernet antraf, der seiner Gesundheit
 wegen eine Reise in die Schweizerbäder gemacht hatte.
 Dies unverhoffte Wiedersehen war für beide Künstler
 10 gleich erfreulich, und gern hätte Bernet in Gesellschaft
 seines alten Freundes die Reise nach dem schönen Ita-
 lien wiederholt, wo allein, nach der Überzeugung beider,
 der Landschaftsmaler in seinem Elemente lebt.

Hackert ging hierauf über Savoyen und Piemont
 15 nach Florenz, wo er sich nur kurze Zeit aufhielt. Dem
 Großherzog Peter Leopold, welchem er schon vormals
 bekannt war, mußte er verschiedene Erläuterungen über
 die Art und Weise, Stgemälde zu restaurieren, und über
 den dabei anzuwendenden Mastixfirnis geben. Für Lord
 20 Cowper, den Schwiegersohn des Herrn Gore, malte er
 einige kleine Bilder.

In Rom angelangt, benutzte er nun die mitgebrachten
 Schätze der mannigfachsten Studien. Er malte dem Prinzen
 Aldobrandini, mit dem er oftmals auf dem Lande ge-
 25 wesen, in Frascati ein Kabinett in Gouache. Dies gab
 die Veranlassung, daß dessen Nefte, Prinz Marc-Antonio
 Borghese, in seiner weltberühmten Villa Pinciana eine
 ganze Galerie von Hackert gemalt haben wollte; welche
 denn auch, zu des Prinzen vollkommener Zufriedenheit,
 30 im Jahre 1782 zu stande kam. Diese Galerie oder Saal
 enthält fünf große Landschaften, ferner vier kleinere See-
 stücke, die über den Türen angebracht sind. Bei dieser
 Arbeit wurde jedoch der Künstler sehr eingeschränkt:
 denn er hatte, nach des Prinzen Wunsch, gewisse Gegen-

stände vorzustellen, die seinem malerischen Geschmacß ganz zuwider waren.

Zu gleicher Zeit malte er viele Staffeleigemälde, unter andern zehn Ausichten von dem Landhause des Horaz, welche ihm nachmals die Königin von Neapel abkaufte, um ihrer Frau Schwester, der Erzherzogin Marie Christine in Brüssel, ein angenehmes Geschenk damit zu machen. Allein das Schiff, das diese Bilder führte, ging auf der Seereise zu Grunde. Glücklicherweise sind die vorher unter Hackerts Leitung davon gemachten Kupferstiche noch vorhanden. 5 10

Indessen hatte sich der Ruf seiner Verdienste immer mehr ausgebreitet, alle bedeutenden Fremden von jedem Rang und Stande besuchten ihn; und ob er gleich, noch vor seiner Reise in die Lombardie, auf Herrn Gores Rat die Preise seiner Gemälde für die Zukunft um ein Drittel vermehrt hatte, so waren doch immer für Holland, England, Deutschland, Polen und Rußland, öfter auf sechs bis sieben Jahre, Vorausbestellungen vorhanden, so daß mancher Liebhaber starb, ehe er noch zu dem Besitze seines gewünschten Gemäldes gelangen konnte. 15 20

Großfürst und Großfürstin.

Um diese Zeit war der Großfürst und die Großfürstin von Rußland nach Rom gekommen, und Hackert wurde denselben beim Rat Reiffenstein vorgestellt. Er brachte viele Abende bei ihnen zu und begleitete sie und den Prinzen Friedrich von Württemberg, nachmaligen Kurfürsten, da Reiffenstein am Podagra krank lag, nach Tivoli und Frascati. 25

Sie hatten von ihm gehört, daß er im Frühjahr 1782 eine Reise nach Neapel machen werde, worauf sie sogleich viele Bestellungen von dortigen Ausichten, meh-

reren umliegenden interessanten Gegenden, als von Pozzuoli, Bajä und Caserta, bei ihm zu machen geruhten: so wie sie schon vorher verschiedene andere Gemälde von Frascati und Tivoli für sie zu fertigen ihm aufgetragen hatten. Bei dieser Gelegenheit drang sowohl der Großfürst als die Großfürstin darauf, daß Hackert sich entschließen möchte, eine Reise nach Rußland zu machen.

Zweimal vorher hatte schon die Kaiserin Katharina ihm Vorschläge zu einer solchen Reise tun lassen, mit dem Erbieten, ihn unter ehrenvollen und vorteilhaften Bedingungen in ihre Dienste zu nehmen; er hatte es aber immer unter mancherlei Entschuldigungen abzuwenden gesucht. Diesmal aber mußte er es beiden, und wenigstens einen zweijährigen Aufenthalt versprechen. Besonders drang die Großfürstin auf das gnädigste in ihn, so daß er seine Bestellungen, seine Gesundheitsumstände, und was er sonst noch vorzubringen wußte, vergeblich entgegensezte. Der Großfürst verlangte schriftlich, was er an jährlichem Gehalt und was er sonst noch begehrte. Seine Forderungen waren groß, und die Sache verzögerte sich. Endlich schrieb er darüber an den Vizeadmiral Czernitschew, welcher die Kaiserin über die Sache sprach. Diese verlangte den Hackertischen Originalbrief zu sehen und sagte, als sie ihn gelesen hatte: „Ich sehe, daß des Mannes Gesundheit für unser Klima zu schwach ist, und merke deutlich, daß er nicht Lust hat, zu kommen; es ist besser, ihn in Rom zu lassen und ihn dort zu beschäftigen.“ — Was auch die Kaiserin zu dieser Entscheidung mochte bewogen haben, so erkannte sie der Künstler mit untertänigstem Danke. Denn er war in Rom etabliert, hatte viele bestellte Arbeit, konnte die Kälte nicht vertragen und befand sich in manchen andern Verbindungen, die ihm eine solche Reise zu machen nicht erlaubten.

Graf Rasumowsky.

Im Jahre 1782 machte er eine malerische Reise nach Neapel. Unterwegs zeichnete er vieles in Terracina, Capo Circeo, Itri, Molo di Gaeta, Sessa u. s. w. Er eilte jedoch nach Caserta, um Studien zu einem großen Bilde zu sammeln. Für die Großfürstin von Rußland sollte die Ansicht des Palastes von Caserta, nebst der Campagna Felice, von San Teocio her genommen, abgebildet werden.

Hackert kannte schon seit mehrern Jahren den Grafen Andreas Rasumowsky, der jetzt in Neapel russischer Minister war. Dieser Liebhaber der Künste machte alle Morgen eine Spazierfahrt dahin, wo Hackert zeichnete. Da nun die Studien in San Teocio sechs Tage dauerten und der Graf alle Morgen kam, um zuzusehen, so hatten die Jäger dem Könige gesagt, daß ein Maler daselbst viel gezeichnet habe und daß der russische Minister jeden Morgen gekommen sei, ihn zu besuchen. Der König fragte den Grafen, was das für ein Maler wäre, und erhielt zur Antwort, daß Hackert schon vieles für Katharina II. gemalt habe und daß er gegenwärtig Studien mache zu einem bedeutenden Bilde für die Großfürstin von Rußland; auch in Pozzuoli, Bajä und andern Orten würde er dergleichen verfertigen. Der König verlangte den Künstler zu sehen und zu sprechen.

Der Graf Rasumowsky meldete also an Hackert das Verlangen des Königs; und da der Hof im Mai nach Castellammare ging, leitete man die Sache so ein, daß Hackert an diesem Orte dem König vorgestellt wurde. Er hatte nichts weiter von seiner Arbeit bei sich als ein kleines Gouache-Bild, welches dem Grafen Rasumowsky gehörte; der König bestand aber darauf, alle Studien zu sehen, welche Hackert gemacht hatte. Dieses war dem

Künstler nicht erfreulich. Man machte viele Vorstellungen, daß ein Künstler nicht gern unfertige Sachen einem solchen Monarchen zeige, und was dergleichen Entschuldigungen mehr sein mochten. Allein der König ließ sich
 5 nicht abwendig machen und bestand darauf, alles zu sehen, was in der letzten Zeit gemacht war. So packte denn Hackert seine Studien zusammen und ging nach Massa, Sorrent und Castellammare.

König von Neapel.

Den folgenden Tag wurde er in der Villa des Königs, Quisisana, Nachmittags um vier Uhr, vorgestellt.
 10 Der König setzte sich und betrachtete alles mit Aufmerksamkeit. Hackert hatte eben keine große Vorstellung von der Einsicht des Königs und wunderte sich daher um so mehr, daß derselbe mit gesundem Verstande
 15 und besser sprach, als sonst Liebhaber zu tun pflegen. Das Vouache-Gemälde gefiel ihm außerordentlich; doch kannte er auch alle Gegenden im bloßen Kontur und bewunderte, daß in einem nackten Umriß die Gegend mit so viel Deutlichkeit und Wichtigkeit könne ausgedrückt
 20 werden.

Er besah alles zum zweitenmal mit vieler Zufriedenheit und sagte, so etwas habe er noch nie gesehen. Da es aber sechs Uhr war, so war es Zeit, auf die
 Kaninchenjagd zu gehen. Die Königin, die wenig oder
 25 nichts gesehen hatte, sagte: „Der König hat mich des Vergnügens beraubt, Eure Sachen genau zu betrachten. Ich hoffe, Ihr werdet mir erlauben, auch alles mit Bequemlichkeit anzusehen.“ Sie fügte, nach ihrer Liebenswürdigkeit, noch viel Artiges hinzu. Graf Lamberg, der
 30 kaiserliche Minister, war zugegen, und als großer Liebhaber beschaute er alles mit vielem Vergnügen.

Als der König auf die Jagd ging, winkte er dem

Grafen Rasumowsky; dieser folgte, und der König verlangte, er solle mit Hackert sprechen und ihm sagen, der König wünsche vier Gouache-Gemälde zu haben und wolle zu einigen die Gegenden selbst wählen. Hackert erwiderte dem Grafen, daß er es gern tun würde, ungeachtet der Kürze der Zeit und der vielen übernommenen Arbeiten. 5

Nachdem nun der Hof von Castellammare wieder nach Caserta gegangen war, wo der König ein populäres Erntefest im Boschetto Abends mit Illumination und anderm Erfreulichen gab, so ließ er Hackert einladen, auch dahin zu kommen, empfing ihn wohl und verschaffte ihm die Bequemlichkeit, alles in der Gegend, besonders seine Jagden zu sehen. Gelegentlich sagte der König zu ihm, daß er wünsche, eine Ansicht von seinem Jagd- hause zu San Deocio zu haben, und fügte hinzu, er wisse wohl, daß dieses keine malerische Gegend sei; allein, da dieser Ort ihm stets gefallen und er in seiner Jugend viele Tage daselbst zugebracht habe, so würde es ihm lieb sein, davon ein gutes Bild zu sehen. Hackert machte die Zeichnung davon, indes die Schnitter ernteten — denn die Ernte ist hier später als in Caserta, wegen der höheren Lage — und während er zeichnete, kam der König und sah zu; da er denn so viel Vergnügen fand, daß er für sich und sein Gefolge gemeine Jägerstühle kommen ließ, sich zu dem Künstler setzte und genau auf die Arbeit merkte. Indem er sich nun über die Wichtigkeit und zugleich über den Geschmack in den Unrissen freute, fragte er mit vieler Bescheidenheit, ob im Vorgrunde nicht die Schnitter, Weiber, die das Getreide binden, nebst verschiedenen Knabenspielen, die im Lande üblich sind, angebracht werden könnten. Hackert antwortete, daß es sehr schicklich sei, und führte den Gedanken aus. Dies Bild hing nachher im Schreibkabinette des Königs. 10 15 20 25 30

Während nun Hackert zeichnete, sprach der König verschiedene. Unter anderm sagte er mit einem großen Seufzer: „Wie viel Tausende gäb' ich, nur den zehnten Teil von dem zu wissen, was Ihr wißt. Man hat mich
5 auch wollen zeichnen lehren; man hat es mich aber so gelehrt wie alles andere, so daß ich wenig weiß. Gott vergebe es denen, die meine Aufseher und Lehrer waren! sie sind jetzt im Paradies.“

Die übrigen drei Gegenden zu jenen bestellten
10 Gouachen waren sehr malerisch: Persano, Eboli und Caserta. Während dieser Arbeit mußte Hackert dem König versprechen, ihm ein großes Bild von Castellammare zu verfertigen mit seinen Galeoten. Er mußte deshalb in Neapel länger verweilen, um die nötigen
15 Studien zu machen: denn alles sollte ganz genau nach der Kunst der Seelente verfertigt sein. Zu Anfang Septembers sendete Hackert die vier Gouache-Gemälde; der König freute sich so sehr darüber, daß er selbst sie im Kasino von Posilippo aufhing, von da nach Portici
20 mitnahm und hernach im Schreibkabinette zu Caserta aufstellte. Der Künstler kam Mitte Oktobers nach Caserta und brachte dem König das große Ölgemälde von Castellammare, welches sehr gut aufgenommen ward.

Die Königin ihrerseits war froh, daß ihr Gemahl
25 Geschmack an schönen Künsten fand, und Hackert stand daher auch bei ihr in Gnaden. Sie verlangte ein Gemälde für ihre Schwester Marie Christine. Er hatte den See von Nemi gemalt, den er seiner Familie zum Andenken lassen wollte, und dies war zu jener Zeit das
30 einzige Bild, welches er für sich behalten hatte. Er schlug es indessen vor, ließ es nach Caserta kommen, und die Königin kaufte es sogleich.

Hackert mußte mit dem König auf alle Jagden gehen, um alles genau zu betrachten und kennen zu lernen,

weil viele derselben gemalt werden sollten. Der König bestellte ein großes Bild von 14 Fuß Länge, eine Art von antiker Parforcejagd al Zingaro. Eine andere Parforcejagd von Carditello folgte darauf. Herbst und Winter wurden mit Studien zugebracht.

5

Kaiser Joseph II.

Kaiser Joseph II. kam nach Neapel, und nachher auch Gustav Adolf, König von Schweden. Joseph nahm keine Feste an als Jagden, besuchte Hackert, sprach viel mit ihm, aber bestellte keine Arbeit. Der Kaiser ging auf die Jagd nach Persano, wo er zehn Tage blieb; Hackert mußte den König dahin begleiten, um Studien zu machen. Dieser hatte vier Gemälde bestellt für einen runden Saal zu al Fusaro, welche die vier Jahreszeiten abbilden sollten, neapolitanische Gegenden mit modernen Figuren, nach Landesart bekleidet, welches sehr malerisch ausfällt. Der König lud Joseph II. nach al Fusaro ein; Hackert mußte mit drei fertigen Skizzen jener Bilder dahin kommen. Vor dem Mittagmahl erklärte der König dem Kaiser mit viel Energie und Geschmaç die Bilder, so daß die Königin sich verwunderte und zu Hackert sagte: „Ihr habt den König sehr in die Kunst eingeweiht, welches mir viel Vergnügen macht. Der liebe Gott hat Euch zu uns geschickt. Ich bin entzückt, daß der König Geschmaç an den schönen Künsten findet, und das haben wir Euch zu danken.“ Sie sagte dieses und anderes Höfliche mehr in französischer Sprache.

10

15

20

25

Hackert blieb in Neapel bis Anfangs Juni, und da Graf Rasumowsky die Bäder in Ischia nehmen wollte, so mußte Hackert versprechen, den Augustmonat und einen Teil des Septembers ihm Gesellschaft zu leisten. Der Künstler transportierte eins der großen Bilder, die Jahreszeiten vorstellend, nach Ischia in den Palast des Grafen.

30

Der König stattete daselbst einen Besuch ab, und in den heißen Stunden des Tags war er bei Hackert und sah malen. Im Oktober kehrte dieser nach Caserta zurück, um die Arbeit fortzusetzen.

6 Zum Grunde eines jeden Bildes der vier Jahreszeiten war eine Gegend nach der Natur genommen: der Frühling zu San Leocio, gegen Pic di Monte Alisa zu, mit dem Volturno; der Sommer zu Santa Lucia di Caserta gegen Mattacone; der Herbst zu Sorrento gegen Neapel; der Winter zu Persano mit dem Berg Postiglione, der mit Schnee bedeckt war. Diese vier Bilder kamen, wie gesagt, in einen runden Saal eines Pavillons im Lago Fusaro, der zur Jagd und Fischerei bestimmt war. Die Bilder wurden 1799 durch die Lazzaroni ge-
 10 rraubt, und man hat nie erfahren können, wo sie geblieben sind. Die vier Kleinen, welche als Skizzen dienten, kaufte die Königin und schenkte sie ihrer Schwester Marie Christine, und sie befinden sich noch bei dem Herzog Albert von Sachsen-Teschen. Hackert bedauerte den Verlust
 15 dieser Gemälde, weil er sie für seine beste Arbeit hielt, die er in Neapel für den Hof gemacht hatte.

Ferner bestellte der König ein großes Bild, wie es schon oben angedeutet worden, eine Art von Parforcejagd zu Pferde, mit Lanzen und Hunden, nach Art
 25 und Weise der Pallieser. Zu diesem Bilde gehörten viele Studien, sowohl der Personen als der Pferde, Hunde und mancherlei Gerätschaften. Die Gegend der Jagd war al Zingaro. Der König wollte sein Porträt auf diesem Bilde haben und saß dem Künstler ein und
 30 eine halbe Stunde; es fiel sehr ähnlich aus. Gegenwärtig besitzt es Graf Dönhoff von Dönhoffstadt in Berlin. Auch viele Cavaliers saßen ihm und wurden sehr ähnlich, als: der Duca di Riario, Don Marco Ottobono, der Duca di Castel Pagano und mehrere. Dieses Bild

kostete viel Zeit, Mühe und Arbeit; denn alles mußte nach der Jägerkunst sehr richtig vorgestellt werden, so daß dieses Bild erst 1784 fertig wurde. Ferner mußte noch auf ein kleines Bild der König zu Pferde gemalt werden, im Jagdkleide, wie er mit zwei Hunden einen Hasen heßt. 5

Caserta.

Graf Rasumowſky wurde zurückberufen, und der König gab Hackert ein Logis auf dem alten Palast. In- dessen verursachte der Aufenthalt bei Hofe, die Beglei- tung zu den Jagden, die Hin- und Herreisen von Rom nach Caserta großen Zeitverlust und viele Kosten, so daß Hackert, da er nur seine gewöhnlichen Preise vom König erhielt, endlich eine Schadloshaltung verlangte. Der König wollte sich hierzu nicht verstehen; die Sache ging nicht vorwärts, so daß Hackert zuletzt deutlich erklärte, wenn ihm Ihre Majestät nicht 100 neapolitanische Du- katen monatlich für die Extraausgaben Schadloshaltung gebe, so würde er zwar die angefangenen Arbeiten fertig machen, aber in der Folge in Rom bleiben und den König von dorthier bedienen, ohne weiter hin und her zu reisen. 15 20

Die Königin war unzufrieden über das Betragen des Königs, und Hackert sprach nicht mehr von der Sache. Im Januar 1785 bat er um die Erlaubnis, nach Rom zurückzukehren, und der König lud ihn ein, im Oktober wieder nach Caserta zu kommen, welches er auch versprach. Dieses geschah im Studium des Künstlers. Der König sagte ihm: „Ich erwarte Euch auf dem Palaste um sechs Uhr; denn ich will Euch nochmals vor Eurer Abreise sprechen.“ Hackert kam; der König war sehr gnädig und schenkte ihm 200 Unzen in Gold, nebst sechs Fasanen und andern Dingen. Die Königin sah den Künstler am folgenden Tag um zwölf Uhr, schenkte ihm 25 30

ein kleines Andenken, einen Ring mit ihrer Chiffer, mit viel höflichen Ausdrücken, und er mußte hoch und teuer versprechen, im Oktober wieder in Caserta zu sein.

Anstellung.

Die Gebrüder Hackert kamen auch wirklich um die bestimmte Zeit zurück, und alles ging seinen alten Gang. Im Jahre 1786 sprach der König mit Hackert, daß er ihn und seinen Bruder Georg engagieren wolle und sie in Neapel bleiben sollten. Diese Sache wurde sehr weitläufig durch den Ritter Gatti und den General Acton betrieben. Nachdem alles beredet war, stellte Hackert die Konditionen für sich und seinen Bruder und sagte den Inhalt selbst an den König. Dieser wies ihn wieder an den General Acton, der es im Rat vorstellen sollte. Dies geschah im März, und Acton schrieb ein Billet, daß der König die Konditionen approbiert habe. Am Ende des Aprils erhielten die Brüder erst die Depeſche von der Finanzsekretarie, wo die Pension sollte gehoben werden. Die Brüder reisten nach Rom und machten Anstalt, nach Neapel zu ziehen, welches im Julius geschah. Sie erhielten ein herrliches Logis im Palast Francavilla in der Chiaja.

Nun ist es gewöhnlich, daß die Kammermaler, wenn sie in königliche Dienste treten, einen Eid ablegen müssen; da Hackert aber schon beinahe vier Jahre dem Könige als Maler gedient hatte und sehr bekannt war, so sprach der König nie von dem Eide; auch kann in Neapel kein Protestant den katholischen Eid ablegen. Ein Cavalier aber sagte einst zum König, ob Jeho Majestät wohl wüßten, daß Hackert nicht zur römisch-katholischen Kirche gehöre. Der König antwortete: „Ich weiß es sehr wohl; wisset aber auch, daß es ein ehrlicher Mann ist, der einen vortrefflichen moralischen Charakter hat und

mir mit aller Treue ohne Eidschwur dient. Ich wünsche, daß mir meine Katholiken mit der Treue dienen mögen wie er."

Familiarität des Königs.

Einst wollte Hackert nach Caserta fahren, wo er seine Wohnung im alten Palast hatte. Er traf den König auf dem Weg von Capua nach Caserta, und wer dem König in der Stadt oder auf dem Lande begegnet, muß stille halten; der König kannte ihn sogleich, grüßte ihn sehr freundlich, nach seiner gewöhnlichen Art, und fuhr nach Caserta. Er kam von Carditello und speiste gewöhnlich um ein Uhr. Hackert eilte nach, und sobald er in seinem Quartier war, lag ihm nichts näher am Herzen, als sich sogleich dem König zu präsentieren, weil dieser ihn schon gesehen hatte. Über dem Auspacken verging die Zeit, und eben da er das Hemd wechselt, tritt der König in sein Schlafzimmer und spricht auf eine gnädige freundliche Weise: „Seht, wir sind geschwin-
der. Ich bin der erste, der Euch die Visite macht.“ Er befahl, Hackert solle sich völlig ankleiden, und hielt sich eine gute halbe Stunde auf, um seinen Wagen zu erwarten. Er fragte: „Was macht Ihr morgen?“ Hackert sagte: „Wenn Eure Majestät keine andern Befehle geben, so richte ich mich zur Arbeit ein.“ „Morgen früh,“ sagte der König, „komm' ich wieder; aber übermorgen müßt Ihr mit mir gehen. Ich habe schöne Ausichten entdeckt, die ich Euch zeigen werde.“ Sie waren auch wirklich schön.

Liebhaberei des Königs.

Der König war von Jugend auf ein passionierter Jäger, weil er dazu erzogen war. Seine Gesundheit in seinen Jugendjahren soll sehr schwächlich gewesen sein; durch die Jagd ist er stark, gesund und frisch geworden.

Hackert, der die Gnade hatte, von ihm eines Tages eingeladen zu werden, und bei ihm auf seinem Posten war, hat ihn unter hundert Schüssen nur einen einzigen fehlen sehen. Doch war es nicht allein die Jagd, sondern das Bedürfnis, in der frischen Luft zu sein, was ihn gesund erhielt. Hackert hat oft Gelegenheit durch sein Zeichnen gegeben, daß die Jagden nicht gehalten wurden; denn ihn arbeiten zu sehen, amüsierte den König so sehr, daß er zufrieden war, wenn er nur Beschäftigung in der freien Luft hatte.

Was der König gelernt hat, weiß er vollkommen richtig und gut. Hackert ist oft mit ihm zur See nach Ischia und Capri gewesen. Des Nachts kommandierte seine Korvette der Kapitän, des Tages der König so gut als der beste Seeoffizier. Die Fischerei und Anlagen zur Fischerei verstand er vollkommen, so wie er es auch bewiesen hat auf dem See von Fusaro, der schon von alters her durch einen Kanal Zusammenhang mit der See hat und deswegen Salzwasser ist, wohin der König Mustern aus Taranto zur See in Behältern kommen ließ, um sie da zu vermehren; welches auch in wenig Jahren den glücklichsten Erfolg hatte. Die Fischerei war gemeinlich auf dem See von Fusaro vor Weihnachten, wo alsdann der König viele tausend Pfund verkaufte. Die Mustern wurden in den Monaten, worin sich ein N befindet, öffentlich sowohl in Neapel als am See selbst für einen billigen Preis verkauft; in den Monaten, wo kein N ist, als vom Mai an bis in den September, durfte keine Mustern angerührt werden, weil sie sich in diesen heißen Monaten vermehren. Der König ruderte wie der beste Matrose und schalt sehr seine Seeleute, wenn es nicht richtig nach dem Takt der Kunst ging. Alles, was er weiß, macht er vortrefflich, richtig und gut. Will er belehrt sein, so ist er nicht eher zu-

frieden, als bis er die Sache gründlich begriffen hat. Er schreibt eine vortreffliche Hand und schreibt geschwind, verständig, kurz und mit Nachdruck. Hackert hat die Gesetze von San Leocio gesehen und gelesen, bevor sie gedruckt wurden. Der König hatte sie einem seiner Freunde übergeben, der nachsehen mußte, ob auch Fehler gegen die Orthographie darin wären, wo denn hin und wieder nur einige Kleinigkeiten zu ändern waren. Sie wurden hernach abgeschrieben und gedruckt. Hätte man diesen Herrn zu Studien angehalten und ihn nicht zu viel Zeit täglich mit der Jagd verderben lassen, so wäre er einer der besten Regenten in Europa geworden.

Wohlleben.

Hackert war mit dem König in Persano auf den Jagden, um Studien zu zeichnen und zu malen für die Bilder, die der König bei ihm bestellt hatte. Es war im Januar, als ihm der König aufgegeben hatte, verschiedene Tiere, besonders wilde Schweine, Hirsche, Lammtiere und Rehe zu malen. Diese Studien konnten nicht in ein oder zwei Tagen gemacht werden. Die Kammer-
tafel war um zwölf Uhr: also wollte Hackert nicht speisen, um seine Arbeit bis an den Abend fortzusetzen. Der König kam gemeiniglich zu Hackert, um zu sehen, was er gemacht hatte, ehe er oben in sein Appartement ging. Eines Tages war es schon Nacht, als der König zurückkam. Sobald er in seinem Zimmer war, ließ er sich kleine Würste von Schnepfen, mit Schweinefleisch vermischt, geben, weil ihn hungerte, und ein Glas Burgunder: denn auf diesen Jagden speiste er nichts zu Mittag als etwas kalte Küche. Während daß er die Salsiccie aß, sagte er zu seinem Kammerdiener Borelli: „Gehet hinunter, rufet mir den Hackert! er soll kommen, so wie er ist, und mir zeigen, was er heute gemacht hat.“ Dies

geschah sogleich. Die Königin befand sich bei dem König; er sah alles mit Wohlgefallen an, endlich sagte er: „Ich finde, daß Ihr heute viel gearbeitet habt, worüber ich erstaune.“

5 Sackert sagte: „Wenn ich nicht fleißig bin und ein Scirocco kommt, so verdirbt alles Wild. Die armen Jäger, denen Ihre Majestät es geschenkt haben, würden sehr übel auf mich zu sprechen sein.“

10 „Es freut mich, daß Ihr so charitabel denkt. Habt Ihr den Mittag gegessen?“

„Gefrühstückt,“ erwiderte Sackert. „Zu Mittag kann ich nicht eher speisen, als wenn meine Tagesarbeit vollendet ist, es sei um welche Uhr und Zeit es wolle. Mit vollem Magen läßt sich nicht wohl studieren.“

15 „Diese Würste sind außerordentlich gut gemacht. Ich hoffe, sie werden Euch so gut schmecken wie mir. Borelli! sagt, daß ich befohlen habe, Sackert von denselben Würsten zu geben und von demselben Burgunder, damit er sich nach so vieler Arbeit wohl erhole.“

20 Er befahl den andern Tag dem Küchenmeister, daß, wenn Sackert nicht zur gewöhnlichen Stunde zur Staats-tafel kommen wollte oder könnte, er ihm um die Zeit, wenn er es verlangte, zu speisen gäbe. Man sah die Gutherzigkeit, womit der König alles tat und sagte.

Geschenke.

25 Der König ist außerordentlich gnädig und höflich. Sackert erinnert sich nicht, daß der König ihm je befohlen hätte: „Ihr müßt oder Ihr sollt das tun!“ sondern immer pflegte er mit Artigkeit zu sagen: „Sackert, Ihr werdet mir den Gefallen tun, Ihr werdet mir das
30 Vergnügen machen, dies oder jenes zu tun“ oder gar: „Ich bitte Euch, das zu tun.“ Ist die Sache gemacht, so dankt er sehr höflich dafür und macht Wildbret von allerlei

Art zum Geschenk, nachdem die Jagden sind, und nachdem er weiß, wie einer mehr oder weniger Liebhaber davon ist und es auch mit Geschmack genießt.

Damit der König nun bei der Austeilung niemand vergesse, so hat er eine Note von allen denen, die gemeiniglich Wildbret geschenkt bekommen. Nach der Jagd tritt ein Schreiber auf, der alles erlegte Wild genau aufzeichnet. Wenn dieses geschehen, so reitet oder fährt der König nach Caserta. Ist das Wildbret nachgekommen, so zeigt man es dem Könige an. Die wilden Schweine werden gewogen und am Ohre des Thiers Blei angebunden, worauf das Gewicht gestempelt wird. Sodann wird wieder eine neue Note gemacht, und alles dieses geschieht in des Königs Beisein. Nun folgt erst die Note der Austeilung. Zuvörderst steht die Königin, die eine ziemliche Anzahl bekommt, welche sie gleichfalls wieder verteilt. Und auf diese Weise bekommt jedermann richtig, was ihm der König zugeteilt hat. Ein Träger trägt das Schwein, ein Lauffer begleitet ihn und bringt das Geschenk an seinen bestimmten Herrn im Namen des Königs. Hackert, als Kammermaler, und seine Klasse bei Hofe, als die Kammermedici, Kammermeister der Musik, wie Paesiello, mit welchen diese Klasse aufhört, bekamen bei großen Jagden jährlich ein wildes Schwein; Hackert hat öfters vier bis fünf bekommen. Bei kleinen und mittelmäßigen Jagden, auch wenn er mit dem Könige auf der Jagd gewesen war, bekam er allemal einen Jährling von etwa 120 Pfund, welches die besten waren. Öfters schoß der König, wenn die Fasten früh anfangen, in der Fasanerie wilde Schweine, zwei oder drei, die da Schaden anrichteten. Da bekam der Ritter Hamilton das größte und Hackert das kleinste, weil sie als Protestanten Fleisch speisen konnten. Letzterer erhielt einst in der heiligen Woche ein Schwein

nebst einen Korb voll Bekassinen, deren über hundert waren. Da die Jahreszeit schon warm war, so verschenkte er einen großen Theil in Neapel an seine protestantischen Fremide; viele wurden bei ihm verzehrt, und in der heiligen Woche kamen oft katholische Freunde,

5 die wegen Unpäßlichkeit Erlaubnis hatten, Fleisch zu essen.

Wenn die große Fasänenjagd war, wo sechs- bis siebenhundert geschossen wurden, bekam ein jeder von seiner Klasse einen Fasanen, Hackert aber bekam zwei.

10 Der König sagte: „Alles, was von Hackerts Bekannten nach Caserta kommt, gehet bei ihm zu speisen: er muß zwei haben.“ Außerdem bekam er rote Rebhühner, Schnepfen, Enten und allerlei Jagd, welches natürlicher-

weise vielen Neid erregte. Im Sommer, wenn der König

15 in Belvedere sich aufhielt, war Hackert in seiner Wohnung in Caserta. Der König bekam oft aus Neapel einen großen Fisch, pesce spada (Schwertfisch). Dieser Fisch kommt mit dem Tonno aus dem Archipelagus ins

20 Mittelländische Meer, im Mai, hat seinen Zug und geht gegen Ende Augusts wieder zurück, wie der Tonno. Er ist außerordentlich delikät, etwas fett, und man kann

nicht viel davon essen, denn er ist schwer zu verdauen. Er ist sehr groß, lang und rund, oft 7 bis 8 Fuß, auch

25 noch länger, ohne sein Schwert, das vorn am Kopfe über dem Maul ist. Wenn der König einen solchen Fisch bekam, so theilte er ihn selbst ein. Hackert kam eines Tages

von ungefähr dazu. Als er die Treppe in Belvedere hinaufgehen wollte, hörte er die Stimme des Königs in

30 der Küche. Der König rief ihm, er sollte kommen und den großen schönen Fisch sehen. Drauf wies der König dem Koch, wie viel er zu dem Kopf lassen sollte, und

sagte: „Das ist für uns; hernach ein großes Stück für die Königin, welches sogleich des Abends in der Frische, mit Schnee bedeckt, spediert wurde; hernach ein Stück

für Monsignore Bischof von Caserta, für den Intendanten von Caserta ein Stück; dann für Don Filippo Hackert und für den Architekt Collicini. Jedes wurde auf eine silberne Schüssel gelegt und einem jeden zugestellt. Die Portion war so groß, daß Hackert oft noch zwei 5
Freunde beschenkte und doch auf drei Tage für sich behielt. Dieser Fisch, ganz frisch, ist nicht essbar; er muß bis auf einen Punkt, wie das Fleisch, mortifiziert sein. Er wird gemeiniglich bloß auf dem Rost in dünnen 10
Stücken gebraten und mit verschiedenen Saucen gegessen. Wenn er gebraten ist, hält er sich viele Tage und wird alsdann kalt mit Öl und Limonen genossen. Hackert bekam alle Wochen Geschenke an Speisen vom Könige: im Sommer hauptsächlich Fische, die der König aus 15
Neapel zum Präsent erhalten hatte und die das Beste waren, was die See ergibt. Er bekam oft eine große Schüssel Kehlen, die hinten am Kopf des Tonno sind. Dies ist das zarteste Fleisch an jedem Fisch; man kann kaum mehr als zwei essen. Sie werden mit der platten 20
Gräte, die unter ihnen liegt, ohne alle andern Umstände auf dem Rost gebraten. Verschiedene Fremde von Stande, die diese Speise nicht kannten, haben sich oft bei Hackert eine Unverdaunung gegessen, weil sie zu viel davon aßen. Es ist gewiß, daß es von den Fischen der größte Becker- 25
bissen ist, den man essen kann.

Aushilfe.

Eines Tages, da der König in Belvedere war, sagte er zu Hackert: „Morgen früh um zehn Uhr werde ich auf dem Palast in Caserta sein. Kommt, wir wollen viele Arrangements wegen meines Schreibkabinetts treffen!“

Wenn der Hof nicht auf dem Palaste wohnt, so 30
stehen keine Wachen vor den Türen im Palaste, daß also ein jeder gehen kann, weil die Zimmer verschlossen sind;

die Treppen u. s. w. bloß sind mit Schildwachen besetzt. Der Ritter Hamilton nebst einer ansehnlichen vornehmen Gesellschaft hatten Hackert ersucht, ihnen einen Mittag zu essen zu geben, weil sie den englischen Garten sehen wollten. Dieser hatte den Ritter gebeten, ihm, wenn sie kommen wollten, den Tag zu bestimmen, weil die Hitze sehr groß in Caserta des Sommers ist und man keine Provision von Fleisch nur einen Tag halten kann; sonst würden sie eine sehr schlechte Tafel finden. Der Ritter hatte wirklich geschrieben, aber Hackert keinen Brief erhalten. Gegen elf Uhr kam die ganze Gesellschaft von acht Personen in seiner Wohnung an und ließen ihm außs Schloß sagen, wenn er ihnen in den englischen Garten nachkommen wollte, so sollte es ihnen lieb sein; wo nicht, so würden sie um vier Uhr zur Tafel kommen. Der Koch war sehr bestürzt und schickte zu Hackert auf den Palast. Der König sagte: „Don Filippo, da ist Joseph, Euer Rutscher“ — der König kannte genau alle seine Leute — „gehete hin, er hat Euch gewiß was zu sagen.“ Der Rutscher brachte die Nachricht, die Hackert mißfiel. Wie er zum König zurückkam, fragte dieser: „Was will der Joseph von Euch haben?“ Hackert mußte dem König alles sagen. Zugleich setzte er hinzu: „Ich habe dem Koch sagen lassen, er soll machen, was er kann und was zu haben ist! Warum hat der Ritter nicht Nachricht vorher gegeben?“ Der König lachte herzlich und sagte: „Hamilton wird sehr unzufrieden sein, wenn das Mittagessen nicht gut ist. Es schadet ihm aber nichts; warum hat er nicht avisiert?“ Hackert sagte: „Eure Majestät wissen, daß in Caserta nichts anders als gutes Rindfleisch ist, gute Butter von Carditello; das übrige kommt aus Neapel.“ Der König sagte: „Mit etwas wollen wir Euch helfen. Ich werde Euch einen großen Fisch schicken, denn ich habe heute früh ein Geschenk von

Fischen bekommen. Sonst kann ich Euch nichts geben; denn Ihr wißt, daß alle Morgen meine Provision, was ich gebrauche, aus Neapel kommt.“ Der Koch hatte indessen doch etwas aufgetrieben und bereitete ein ziemlich gutes Mittagessen, wovon der Fisch die Hauptschüssel war. 5

Kochkunst.

Der König ist immer gutherzig, gibt gerne und freut sich, wenn andre es mitgenießen. Einst auf einer großen Fasanenjagd, wo er Hackert eingeladen hatte, die Jagd zu sehen, so daß die Fasanen in Reih und Gliedern da lagen, wovon der König allein hundert geschossen 10 hatte, ohne die Kavaliere und Jäger; während sie nun gezählt wurden und der Jagdschreiber sie aufschrieb, und wie viel ein jeder geschossen hatte, nahm der König einen alten Fasanhahn auf, untersuchte ihn und sagte: „Dieser ist recht fett!“ Er suchte einen zweiten und so den dritten. 15 Darauf sagte er zu seinem Bauer: „Der ist für mich. Sagt in der Küche, morgen will ich ihn mit Reis gekocht in Caserta zu Mittag speisen.“ Den zweiten bekam der Ritter Hamilton, und Hackert den dritten, mit dem Beding, daß man den Fasan allein sollte kochen bloß 20 mit Salz, hernach Reis dazu tun und diesen mit Brühe und Fasan zusammen kochen lassen. Der Reis ziehet das Fett des Fasans an sich und bekommt einen vortreflichen Geschmack. Der König machte ein solch genaues Küchenrezept, als wenn er ein Koch wäre. „Ihr müßt 25 ihn aber,“ sagte er, „morgen frisch kochen lassen, sonst ist er nicht mehr so gut, und ich will wissen, wie es Euch geschmeckt hat.“ In der That war es eine gesunde und delikate Schüssel, woran man sich allein völlig satt essen konnte. Hackert ging des Abends, wie öfters, zum Billard 30 des Königs, ihn spielen zu sehen, weil er es sehr gut spielte. So wie der König ihn sahe, fragte er gleich:

„Wie hat der Fasan geschmeckt?“ — „Außerordentlich gut!“ erwiderte er. Der König sagte: „Meiner war auch sehr gut. Sehet Ihr, daß ich auch weiß, daß simple Speisen die besten und gesundesten sind!“ Der König
 5 hatte sehr gute französische Küche; die Neapolitaner aber hatten es den Franzosen so abgelernt, daß sie eben so geschickt waren wie diese. Hackert gestand oft, daß er nie einen Hof gesehen, wo alles so gut und ordentlich bedient war, als der neapolitanische.

10 In Caserta hatte Hackert keine Tafel vom Hof, noch in Portici; aber auf allen kleinen Landreisen, Jagden, wozu er vom König gebeten war, hatte er Tafel Mittags und Abends, und zum Frühstück, was er aus der Konditorei verlangte. Dies nennt man am Hof die Staats-
 15 tafel, wozu der erste Kammermaler das Recht hat, so auch der Kapitän von der Wache und andre Herren, die an des Königs Tafel nicht speisen können, als der Kontrolleur, der auf dem Lande der ganzen Wirtschaft vorsteht, der Fourier, der die Quartiere besorgt, u. s. w.
 20 Diese Tafel wird in einem Zimmer neben dem, wo der König speist, in demselben Augenblick bedient, wenn man dem König serviert. So wie der König abgespeist hat, ist die Staatstafel aufgehoben, welche bis auf einige extraordinäre rare Sachen eben so gut bedient ist wie die
 25 königliche. Der König und auch die Königin, die beide sehr gutherzig sind, freuen sich, wenn andre, die sie schätzen, mitgenießen. Wenn also mit solchen seltenen Sachen ihre Tafel bedient war, so schickte die Königin öfters an die Frau von Böhmen eine Schüssel, der König
 30 an Hackert und sagte: „Er verdient es und versteht es.“ Die Königin, wenn sie ohne große Suite war, schickte gleichfalls an Hackert verschiedene Sachen von ihrer Tafel, sogar Sauerkraut, und sagte: „Bringt es dem Hackert! der versteht es. Es ist auf deutsche Art mit einem Fasan

zubereitet. Die Italiener essen es aus Höflichkeit, aber nicht mit Geschmack.“ Es versteht sich, daß so viel da war, daß alle genug hatten und noch übrig blieb.

Mäßigkeit.

Der König liebte die gute Tafel, ob er gleich kein großer Esser war; nur wenn er um drei Uhr oder später, nach der Jagd, speiste, aß er etwas mehr, beklagte sich aber des Abends, daß er zu viel gegessen hätte. Trinker war er gar nicht. Hackert hat ihn ein einziges Mal ein wenig lustig in Belvedere gesehen, wo er von seinen eigenen Weinen gab, die er da verfertigt hatte. Sonst trank er sehr mäßig. Wenn er um zwölf Uhr zu Mittag gespeist hatte, aß er sehr wenig zu Nacht, etwas Salat und Fische, aber zarte Fische, als Trillen, Zungen und dergleichen. Hatte er später gegessen, so genoß er bloß ein Spitzglas Wein mit ein wenig Brot. Bei der Tafel war er sehr munter und machte sehr gut die Honneurs derselben, bediente alle gern und ohne Förmlichkeit, sowohl auf dem Lande als unter seiner Familie, die zusammen speiste. Hackert war oft dabei zugegen; denn wenn der König mit ihm von seinen Sachen gesprochen hatte und manchmal hinzusetzte: „Ich werde bei der Tafel Euch das übrige sagen“, so trat er alsdann an den Stuhl des Königs, und dieser sprach mit ihm. Es war eine Freude, anzusehen, wie er unter seinen Kindern als ein guter Hausvater saß.

Zufällige Einkünfte.

In Caserta kam ein Pächter, welcher Jesuitengüter für 12000 Ducati in Pacht hatte, erwartete den König an der Thüre bei den Gardes du Corps und sagte: „Eure Majestät, ich bin der Pächter. Der Hagel hat dieses Jahr alle Frucht zu Schanden geschlagen, so daß es eine

Unmöglichkeit ist, die völlige Pacht zu zahlen. Die Giunta der Jesuitengüter will nichts nachlassen: also bitte ich Eure Majestät, mir die Gnade zu erzeigen; sonst bin ich völlig zu Grunde gerichtet. Ich habe hier 6000 Ducati, die will ich geben. Das mehrste davon ist erspart von verschiedenen Jahren her; denn in diesem ziehe ich aus dem Gute nicht 2000 Ducati." Der König sah dem Mann sehr genau ins Gesicht; es schien ein guter ehrlicher Mann zu sein. Der König frug ihn: „Habt Ihr die 6000 Ducati bei Euch?“ Er antwortete: „Ja!“ — „Kommt herein!“

In der Antichambre nahm der König das Geld und sagte: „Das ist das erste Geld, was ich in vielen Jahren Einkünfte von den Jesuitengütern sehe. Ich werde Euch ein Billet geben, daß Ihr uns die Pacht bezahlt habt.“ — In Neapel kann keine gültige Bezahlung geschehen als durch die Bankzettel, welche man Polizza di Banco nennt, wo man bloß hinten drauf schreibt, daß man dem N. N. für das die Summe bezahlt habe.

Sonderbare Audienz.

Einen Abend kam ein sizilianischer Priester zum König zur öffentlichen Audienz. Nach spanischem Hofgebrauch muß er sich bei dem Türsteher melden und sagen, was sein Verlangen in der Audienz ist. Dieses wird aufgeschrieben und dem König vorgelegt. Die der König nicht haben will, werden ausgestrichen. Der König stehet vor einem Tisch und erwidert kein Wort. Vor der 25 Türe stehen zwei Gardes du Corps, in dem Zimmer gleichfalls zwei. So wird einer nach dem andern vor den König geführt, und jeder küßt zuerst mit Kniebeugen demselben die Hand. Nun hatte der König vom Kaiser Leopold einen Hund geschenkt bekommen, den sie in der Festung Belgrad bei dem kommandierenden Bassa gefunden hatten. Der Hund war sehr groß und schön,

zahm wie ein Lamm und daher beständig in den Zim-
 mern des Königs. Er wurde gut gehalten — wie aber
 Hunde sind, die nie satt genug haben, wenn sie Speisen
 riechen. Der Priester sprach zum König, eines Prozesses
 halber, den er rechtmäßig seit vielen Jahren führte und 5
 der nie zu Ende kam. Während derselbe sprach, war
 der Hund immer mit der Nase an seiner Tasche und ließ
 ihm keine Ruhe zum Sprechen. Der König sagte zum
 Priester: „Ihr müßt Fleisch oder Braten in der Tasche
 haben; wenn Ihr's dem Hunde nicht gebt, so läßt er 10
 Euch keine Ruhe zum Sprechen.“ Der arme Priester
 sagte zum König: „Ich habe eine gebratene Salsiccia in
 der Tasche, das ist mein Abendessen. Zu Fuß bin ich
 zwei Posten von Neapel gekommen, zu Fuß gehe ich die
 Nacht zurück nach Neapel; denn ich habe kein Geld, hier 15
 Nachtlager zu bezahlen.“ Der König sagte ihm: „Gebt's
 dem Hund!“ Nachdem er dem König alles gesagt und
 seine Bittschrift überreicht hatte, befahl ihm dieser, im
 Vorzimmer zu warten, bis die Audienz zu Ende wäre.
 Da sie zu Ende war, ließ ihm der König durch seinen 20
 Kammerdiener eine Rolle von hundert Unzen in Gold
 geben und ihm sagen: dieses wäre, damit er zu leben
 hätte; sein Prozeß sollte bald geendigt sein. Wirklich
 hatte der König solche strenge Befehle an die Gerichte
 erteilen lassen, daß der Priester in wenigen Monaten 25
 seinen Prozeß gewann. Als er zum König kam und sich
 für die Gnade bedankte, so war der Hund wieder da.
 Der König sagte: „Jetzt werdet Ihr wohl nicht mehr
 eine Salsiccia in der Tasche haben für den Bassa.“ So
 hieß der Hund. „Nein!“ sagte der Priester, „ich bin 30
 auch nicht zu Fuß gekommen. Durch den gewonnenen
 Prozeß und durch die Gnade Ithro Majestät habe ich
 ein ansehnliches Vermögen für mich und meine Neffen
 rechtmäßig erhalten.“

Hofintrige und Fasaneneier.

Im Jahr 1787 wurde eine gewisse Intrige zwischen dem spanischen Hof und der Prinzess Jaci, der Secretarie des Ministers Marchese Sambucca und vielen andern, die darein verwickelt waren, entdeckt. Der Speditore, der als Küchenwagen täglich von Caserta um elf Uhr nach Neapel fuhr und im Sommer um acht Uhr von da wieder zurückging, war unschuldigerweise der Träger dieser Briefe. Viele bei Hofe bedienten sich dieser Gelegenheit, um nicht ihre Briefe durch den gewöhnlichen königlichen Kurier zu schicken, der täglich nach Neapel des Abends um neun Uhr abging und des Morgens um elf Uhr zurück nach Caserta kam. Da man entdeckt hatte, daß der Speditore allemal, wenn die Briefe aus Spanien angekommen waren, eine kleine Schatulle mit sich führte, wozu die Verbündeten in Caserta den Schlüssel hatten und die Prinzess Jaci als Oberhaupt dergleichen, so wurde einen Abend der unschuldige Speditore, als er Capo di Chino vorbeigefahren war, bei einer Taverne, wo er gemeinlich seine Pferde ruhen ließ und ein Glas Wein trank, mit großer Solennität durch einen Dragonerobristleutnant und zwanzig Mann arretiert. Der Obristleutnant bemächtigte sich sogleich der Schatulle und aller Briefe, die der Speditore bei sich hatte, fuhr schnell nach Caserta und brachte alles zum König. Der Speditore wurde durch einen Dragoneroffizier und Grenadiere nach Caserta geführt. Sobald die Briefe angelangt waren, setzte sich der König mit der Königin und dem Minister Acton, um sie zu lesen. Nachdem die interessantesten Briefe gelesen waren, las man auch die gemeinen, von Kammeristinnen, ihren Dienerinnen und andern Leuten bei Hofe, die, weil Liebesintrigen und dergleichen Sachen darin standen, nicht gern die Briefe mit dem königlichen

Kurier gehen ließen. Endlich fiel dem König ein Brief
 in die Hand, der an die deutsche Köchin der Königin
 geschrieben war, bei der ihre Freundin in Neapel an-
 fragte, ob die Fasaneneier müßten länger gebrütet werden
 als die Hühnereier. Die Glucke hätte schon zwanzig 5
 Tage auf den Eiern gefressen, und noch wäre keins aus-
 gekommen; sie wollte also genaue Nachricht darüber haben.
 Der König ward sehr aufgebracht über die Köchin und
 sagte: „Was! man stiehlt mir auf solche Weise die Eier?“
 Die Königin, die viele Geistesgegenwart hat, sagte, um 10
 die Köchin zu retten, sie hätte ihr befohlen, die Eier zu
 nehmen und sie nach Neapel zu schicken. Sie wollte die
 jungen Fasänen in den Vogelhäusern im Francavillischen
 Garten zum Vergnügen der Kinder aufziehen lassen. Der
 König war hitzig und sagte: „Du mischest dich auch in 15
 meine Jagden? Das will ich nicht!“ Damit stand er
 auf und sagte: „Ich will keinen Brief mehr hier lesen,
 um nicht neuen Verdruß noch heute Abend zu erleben;
 leset die übrigen!“ und ging zum Billard. Die Passion
 zur Jagd ging so weit, daß des Morgens die Köchin 20
 mit dem König ins Boschetto gehen mußte, um zu zeigen,
 wo sie die Eier genommen hatte; die denn auf ihr rot-
 welsches Italienisch dem König noch dazu viel Unschid-
 liches sagte, daß er so viel Aufsehen von zwanzig Fasanen-
 eiern machte. Nachdem diese Hauptaffaire vorbei war, so 25
 ging der König in den Rat, wo alsdann die Strafen
 der Verbrecher dekretiert wurden. Don Domenico Spi-
 nelli, der die Gesandten einführte und sich an die
 3000 Dukaten jährlich stand, wurde nach Messina auf
 die Festung geschickt. Marchese Sambucca ward ab- 30
 gesetzt, behielt seinen ganzen Gehalt und zog sich nach
 Palermo zurück. Viele andre kamen zeitlebens auf die
 Festungen, und geringere verloren ihre Posten, so daß
 sie in Neapel als Bettler leben mußten.

Vertrauen.

Hackert stand bei dem König in sehr großem Kredit, weil er offen und freimüthig seine Meinung sagte, wenn er gefragt wurde, und übrigens sich nie in Hofintrigen einmischte. Wenn der König etwas verlangte, so machte er keine Schwierigkeiten, sondern sagte sogleich: „Eure Majestät, es ist gut, dieses kann gemacht werden.“ So glaubte der König fest, daß er selbst die Sache erdacht habe. Dies gefiel dem König. Osters kam Hackert einige Tage darauf und sagte: „Wenn Eure Majestät es erlauben, so habe ich gedacht, noch dieses hinzuzufügen.“ Es gefiel dem König, und er sagte: „Machet, wie Ihr's gut findet.“ Dies geschah. Wenn die Sache fertig war, so hatte der König einen außerordentlichen Gefallen und sagte: „Das ist meine Idee gewesen; Hackert hat alles approbiert und, wie ihr sehet, sehr gut ausgeführt.“ Die erste Idee des Königs blieb immer; es wurde aber oft so viel hinzugesetzt, daß man sie suchen mußte. Der König sagte oft: „Wenn ich etwas befehle, das gemacht werden soll, so habt ihr immer tausend Schwierigkeiten, die mir unangenehm sind. Der einzige, den ich habe, ist Hackert; er hat nie Schwierigkeiten, und sehet, wie alles so gut und solide gemacht ist und noch dazu sehr geschwind. Ehe ihr mit der Sache fertig werdet, ist mir schon alle Lust vergangen.“

Die Giunta.

Eines Nachmittags kam Hackert nach Belvedere di San Teocio. Indem er durch den Korridor ging, hörte er den König sehr laut sprechen und schelten. Es war mit dem Fiskal von Caserta, der halb taub war und gemeiniglich mit unangenehmen Sachen kam. Nachdem der König ihm viel Hartes gesagt hatte über sein und der ganzen Giunta Betragen, fuhr er fort: „Sehet,

ich habe hier an die 100 000 Ducati verbaut. Alles ist so gut geraten, daß ich täglich Vergnügen habe, es zu sehen, und lieber hier wohne als irgend anderswo. Wenn ich während dieser Arbeit nur einmal wäre beunruhigt worden! Alles ist still seinen ordentlichen Gang gegangen und ist gut geraten. Ich habe keinen gebraucht als Collicini, den Architekt, und Hackert. Alle Rechnungen sind bezahlt; ein jeder ist zufrieden. Nie habe ich einen Refurs gehabt; alles ist in Ruhe und Zufriedenheit von allen Seiten zugegangen. Mit einer verdamnten Giunta bin ich täglich inquietiert. Niemand ist zufrieden; beständig habe ich Refurs von Arbeitern, das Geld wird ausgegeben, und wenig oder nichts wird gemacht. Also muß ich glauben, daß ihr alle Betrüger seid.“ Damit wurde der Fiskal von Caserta abgefertigt. Hackert wartete ein wenig, bis dem König die Hitze vorüberginge, ehe er sich sehen ließ. Der König ist sehr sanguinisch, es vergeht ihm bald. Wie Hackert kam, war der König wie gewöhnlich freundlich, konnte aber doch nicht lassen, zu sagen: „Ich bin immer mit Verdruß von der Giunta in Caserta geplagt. Ihr werdet wohl die Szene gehört haben, die ich mit dem Fiskal hatte; weil er taub ist, so muß ich schreien. Wenn ich allein mache, so geht alles gut; wenn aber die verdamnten Giunten dazwischen kommen, so wird alles verdorben. Wollte Gott, ich könnte alles allein machen!“ Dies ist wahr. Wenn der König allein dirigiert, so gehet es gut: denn er kennt seine Leute und wählet einen jeden, wozu er fähig ist, und läßt es wenigen Personen in Händen, denen er auch alle Autorität gibt.

Faktotum.

Der König war so gewohnt, Hackert bei sich zu haben, daß beinahe kein Tag vorbeiging, wo er ihn nicht brauchte.

Es waren verschiedene Sachen; wenn sie die Personen, die er um sich hatte, nicht machen konnten, sagte er gleich: „Bringt es zum Hackert!“ Wenn etwas zu Schanden gerichtet war, so wurde er gleich gerufen und gefragt, ob die Sache nicht könnte hergestellt und repariert werden. Es geschah gewöhnlich. Osters sagte Hackert: „Eure Majestät haben die Gnade und schicken mir die Sache in mein Quartier, so werden Sie bedient sein.“ Dies geschah. Osters hatte der König die Sache schon in einigen Stunden fertig wieder zurück, welches ihm sehr gefiel. Zum Beispiel, der König hatte sich zwei Argand'sche Lampen von vergoldeter Bronze aus Paris kommen lassen. Weil sie an Hackert adressiert waren, so zeigte dieser dem Aufseher darüber, sie alle Abend anzuzünden, wie er den Docht einmachen sollte, auf welche Weise er sie täglich putzen mußte u. s. w. Die Döchte dauerten den ganzen Winter; den Sommer durch blieben die Lampen in Caserta, ohne vorher rein gemacht zu werden. Da der König im Oktober wieder nach Caserta kam, so war der Docht zu Ende. Des Morgens machte der König selbst den Docht ein, die Lampen wollten nicht brennen; der König beschmuzte sich so sehr mit dem stinkenden Ole, wie auch sein Kammerherr, daß er endlich sagte: „Bringt sie zum Hackert, der wird gleich wissen, woran es fehlt.“ Der Fehler war, daß sie unrein und voller Grünspan waren, weil das Öl die Bronze anfriszt. Er ließ sie mit kochendem Wasser rein machen und zeigte dem Manne zum zweitenmal die Methode, sie anzuzünden und rein zu halten. So brannten seine Lampen wieder so gut wie vorher. Bei der Königin war es desgleichen: es wurde zu Hackert geschickt, wenn man dieses und jenes fragen oder haben wollte.

Farnesische Verlassenschaft.

Hackert war öfters in Streit mit dem König wegen des eignen königlichen Interesses. Dieser Herr hatte das Prinzip, alles durchzusetzen und sich nie ein Dementi zu geben; und so zog sich die Sache öfters in die Länge. Am Ende von allen Verhandlungen und Beratungen kam der König immer auf seinen Punkt, auf seine Meinung zurück und behielt immer Recht, wie es natürlich ist, wenn ein König streitet. Die erste Differenz, welche Hackert mit dem König hatte, war von Rom aus im Jahr 1787, als er mit dem Ritter Venuti hingeschickt war, die Farnesischen Statuen nach Neapel zu bringen. Jemand hatte dem König eingeredet, daß viele mittelmäßige darunter seien; diese könnte man in Rom verkaufen und das Geld zur Restauration der guten anwenden. Der Ritter Venuti hatte dem Bildhauer Carlo Albacini, der der beste Restaurateur der Statuen war, verschiedene vorher zu restaurieren gegeben, mit wörtlicher Genehmigung des Königs. Da aber Venuti und Hackert förmlich mit Kabinettordre durch den Minister die Kommission bekamen, so nahm die Sache ihren ordentlichen Gang durch die Staatskanzlei Casa Reale. Als sie beide in Rom waren, hatte Albacini die Flora Farnese, eine Venus und viele andre mehr restauriert. Diese wurden durch einen andern Bildhauer, Sposini, durch Jenkins, der ein Händler war und vieles hatte restaurieren lassen, in Beisein des Rats Reiffenstein und der Angelika Rauffmann geschätzt, damit alles unparteiisch zuginge. Die Rechnung der Restauration belief sich auf 1200 Scudi Romani. Venuti und Hackert verlangten das Geld für den Albacini durch den gewöhnlichen Gang der Secretarie di Casa Reale. Da es dem Könige im Rat vorgelegt wurde, so antwortete er: „Venuti

und Hackert können die schlechten Statuen verkaufen und mit dem Gelde die Restauration des Albacini bezahlen.“ Der Befehl kam durch den Minister, wie gewöhnlich, an beide. Benuti war gleich bereit, ihn auszuführen, Hackert
5 ganz und gar nicht, sondern er stellte demselben vor, welche Eifersucht und Neid es erregen müsse, daß zwei Fremde, ein Toskaner und ein Preuße, die wichtige Kommission hätten, und daß es in der Folge Verleumdungen und große Übel für beide nach sich ziehen könnte.
10 Es wurde hin und her über die Sache weitläufig geschrieben. Zum drittenmal schrieb Hackert, daß Seine Majestät Herr wären, so viel Statuen zu verkaufen, als Ihnen beliebte, daß er aber keinen Finger groß Marmor von des Königes Eigentum in seinem Leben verkaufen
15 würde. Wenn also Ihre Majestät verkaufen wollten, so möchten Sie die Statuen nach Neapel kommen und sie dort unter Ihren Augen verkaufen lassen. Als der Marschese Caraccioli, der Minister von Casa Reale war, dieses dem Könige im Rat vorlegte, so antwortete er:
20 „Schicket gleich die 1200 Scudi nach Rom, daß Albacini bezahlt werde; denn mit Hackert richten wir nichts aus. Was er einmal gesagt hat, dabei bleibt er: er ist ein Preuße; und ich sehe jetzt vollkommen ein, daß er Recht hat.“ — Als Hackert nach Neapel zurückkam, wollte der
25 Minister Caraccioli eine Erklärung darüber haben; denn er war ganz neu in sein Amt, von Sizilien, wo er Vizekönig war, zurückgekommen. Hackert, der seit vielen Jahren ein Freund von ihm war, erläuterte ihm sogleich die Sache. Er verwunderte sich, wie man hätte auf ihr
30 bestehen können, da sie so ungereimt war. Wenige Monate darauf kam Benuti in einen Prozeß mit dem König, wegen der Statue des Caligula, die bei Minturnä am Gari-
gliano gefunden war, welcher ihm viel Geld kostete, den er aber zuletzt gewann. Da gingen ihm die Augen auf,

und er sah ein, in welcher Gefahr sie beide gewesen wären, wenn sie von des Königs Statuen verkauft hätten. Es war kein Katalog noch Verzeichniß von keiner Statue; täglich wurden in den Orti Farnesiani, in der Villa Madama unter Schutt und Steinen gute Sachen ge- 5 funden. Wenn beide nicht ehrlich handelten, so konnten sie sich bei dem Verkauf viele tausend Scudi machen. Es waren über neunhundert Statuen und Büsten, nebst Fragmenten vom Torso u. a. m.

Gemälde-Restaurations.

Hackert kam einige Monate darauf in einen neuen 10 Streit mit dem König. Als Hackert den Andres als den berühmtesten und besten Gemäldere Restaurateur nach Neapel hatte kommen lassen, auf Befehl des Königs, so schlug er dem Könige vor, diesen in seinem großen Studium zu Caserta unter den Augen Seiner Majestät die ersten 15 Proben seiner Kunst ablegen zu lassen, wozu er folgende Gemälde von der Galerie in Capo di Monte anriet: 1) die Danae von Tizian; 2) die Pietà von Annibale Carracci; 3) eine heilige Familie von Schidone; 4) die Madonna del Gatto von Giulio Romano, welches 20 unter dem Namen eines Raphaels bekannt ist. Alles genehmigte der König und fügte noch hinzu die Abnehmung Christi von Ribera, Spagnoletto genannt, bei den Kartäusern zu San Martino in Neapel, welches von einem neapolitanischen Schmierer ganz übermalt war und 25 Anlaß gab, daß Andres berufen wurde. Der König sagte: „Ich will selbst sehen, wie Andres das Übermalte abnimmt.“ Alles geschah. Der König sah in Caserta die Gemälde, in welchem Zustande sie waren, und kam wenigstens einmal die Woche zu Hackert und Andres. Die 30 Operation ward sehr zur Zufriedenheit des Königs und aller wahren Kunstkenner gemacht. Als die Gemälde

fertig waren, ließ sie der König in Neapel in seinem Vorzimmer zur Schau ausstellen und freute sich der Acquisition, die er an Andres gemacht hatte. Dieser bekam jährlich 600 Ducati Gehalt, als Inspektor der Galerie von Capo di Monte, und 600 Ducati jährlich für die Restauration, bis alle Gemälde fertig sein würden, doch mit dem Beding, zwei Schüler zu halten, Neapolitaner, und ihnen die Kunst zu lehren, denen der König einem jeden 12 Ducati monatlich zu ihrem Unterhalt aussetzte.

Kartause.

Nachdem die Gemälde in Neapel genug gesehen waren, so befahl der König, sie wieder nach Capo di Monte zu bringen. Ob er gleich den Kartäusern von San Martino schriftlich versprochen hatte, ihnen ihr Gemälde von Ribera, welches das Altarblatt war in der Kapelle des Schatzes und der heiligen Reliquien, wiederzugeben, so schickte doch der Majordomo maggiore, Oberkammerherr Prinz Belmonte Pignatelli, das Gemälde mit auf Capo di Monte und sagte zum König, es wäre besser in der Galerie als bei den Klostergeistlichen. Da Hackert zur Restauration Gelegenheit gegeben hatte, so war es natürlich, daß der Pater Prior von der Kartause sich sogleich an ihn wendete. Derselbe war sehr verlegen, daß die Kartause unter seiner Verwaltung ein Altarblatt aus der schönsten und reichsten Kapelle verlieren sollte. Hackert beruhigte ihn so viel wie möglich, sagte ihm, er möchte ein kurzes Memorial an den König aufsetzen und zu keinem Menschen davon sprechen, so als wenn nichts geschehen wäre; ja er möchte sogar nicht einmal zu ihm kommen, damit man nichts merkte, und versprach ihm, daß die Kartause das Gemälde wieder haben sollte; nur Zeit und Geduld bedürfte es: denn die Sache war etwas schwer.

Hackert klopfte gelegentlich bei dem König an und sprach von dem Gemälde. Der König war gegen die Kartäuser aufgebracht; Hackert sah also, daß es nicht Zeit war, davon weiter zu sprechen. Er erhielt darauf vom König einen besondern Auftrag, nach Capo di Monte zu gehen, und kam des Abends wieder nach Caserta zurück. Er fand den König sehr aufgeräumt, weil er eine große und gute Jagd gemacht hatte. Der Bericht, den er ihm über seine Kommission erstattete, war angenehm. Hackert sagte: „Ich habe zum erstenmal das Gemälde der Kartäuser von Ribera heute in Capo di Monte gesehen.“ Der König sagte: „Nicht wahr, es ist schön?“ Hackert erwiderte sogleich: „Um Vergebung, Eure Majestät, es macht einen schlechten Effekt, so daß, wenn ich nicht versichert wäre, daß es das wahre Bild ist, ich es nicht geglaubt hätte. Erlauben Eure Majestät, das ist kein Gemälde für eine Galerie. Erstlich hat es Ribera für den Platz des Altars und die Kapelle gemalt; er hat die Verkürzung des Leichnams Christi in den Punkt der Perspektive gesetzt, daß es richtig für den Platz berechnet ist. Hängt das Bild nicht auf seinem wahren Punkt, so wird es nie einen guten Effekt machen. Ferner ist es kein Sujet für eine Galerie, sondern für eine Kapelle, wo ein jeder seine Andacht verrichtet. Überhaupt scheint es unbillig, daß die Kartäuser ein Hauptbild aus ihrer Kirche verlieren, da die Kartause sozusagen eine eigene Galerie von auserlesenen Gemälden ausmacht, nicht allein die Kirche, sondern auch das große Appartement des Priors, welches voll herrlicher Sachen ist, wie es Eure Majestät gesehen haben.“ Der König antwortete sogleich: „Ihr habt mich völlig überredet. Eure Gründe sind richtig, Ihr habt vollkommen Recht. Man hätte mich hier leicht einen üblen Schritt tun lassen.“ Als Hackert dem König das Memorial geben wollte, sagte er: „Gebt

es dem Minister Marchese Caraccioli, daß er es im nächsten Rat vorträgt. Die Sache ist gemacht." Im nächsten Rat wurde der Befehl an Herrn Andres gegeben, den Kartäusern ihr Gemälde wieder zuzustellen.

5 Der König erließ den Mönchen die Restaurationskosten, welche 400 Ducati betragen. Der Prior, aus Freude, sein Altarblatt wieder zu haben, verehrte den Kustoden von Capo di Monte 10 Unzen in Golde. Das Gemälde wurde erst an seinen Platz mit großer Solennität gestellt,

10 als Hackert im Karneval nach Neapel kam. Die Patres gaben ein prächtiges Mittagmahl, wozu die berühmtesten Künstler, Andres und Ignazius Andres, sein Sohn, Marchese Bivenzio, viele andre Kavaliere und Liebhaber der Kunst eingeladen waren, dazu der Pater Prior nebst drei

15 Prokuratoren des Ordens, so daß es eine Tafel von vierzig Personen gab, die sehr munter und lustig war. Nach der Tafel wurde das Bild mit vielen Zeremonien an seinen gehörigen Platz gestellt, unter vielen Viva il Rè. Die Freude der Geistlichen war so groß, daß sie

20 Hackert ein Geschenk zu machen gedachten und ihn deshalb durch ihren Advokaten Don Giovanni Riccardi sondieren ließen. Hackert, als ein Fremder im Dienste des Königs, hatte es sich zum Gesetz gemacht, von keinem Menschen, er sei wer er wolle, in Königs Dienst nicht

25 eine Feige anzunehmen, welches in Italien eine sehr geringe Sache ist. Der Pater Prior kam selbst zu ihm und bat ihn, doch etwas anzunehmen. Er war aber unbeweglich und sagte: „So oft ich die Kartause und Sie, Pater Prior, besuche, so geben Sie mir eine Pagnotte, wie Sie den Armen mitteilen.“ (Die Kartäuser haben

30 das beste, feinste und wohlgebacknes Brot.) Dieses geschah, so oft er sie besuchte: denn sie hatten schöne Gemälde und die schönste Aussicht vom Meerbusen von Neapel. Die Geistlichen sind bis ans Ende sehr erkennt-

lich gewesen. Wo sie Hackert sahen, wußten sie nicht, was sie aus Dankbarkeit alles für ihn tun sollten, besonders auf dem Lande, wo sie ihre Granai hatten, wo gewöhnlich ein Priester und ein Laie wohnt. Der Prinz Belmonte Pignatelli wollte sich an den Geistlichen rächen. 6
Er wohnte in einem Palast in Neapel, der ihnen gehörte, und hatte in sechs Jahren keine Hausmiete bezahlt. Sie verklagten ihn bei Gericht: der Prinz mußte bezahlen; es waren einige tausend Ducati.

Hackert hatte sozusagen ein Gelübde getan, nie mehr 10
Fastenspeise bei den Kartäusern zu essen. Sie bereiten ihre Fische so wohl, daß dem Geschmack nach man glauben sollte, es wäre Fleisch; besonders in Neapel, wo ein Überfluß von raren und köstlichen Fischen ist. Allein diese Speisen, so lecker sie sind, werden für einen, der 15
daran nicht gewöhnt ist, höchst unverdaulich.

Malerbekwerden.

Einen Nachmittag kam der Miniaturmaler Ram nebst andern sieben neapolitanischen Malern zu Hackert nach Caserta, um sich Rat zu holen. Sie wollten alle zum König gehen mit einer Bittschrift, daß sie in der Galerie 20
von Capo di Monte fortfahren dürften, zu kopieren, welches mit einemmal verboten war. Die Ursach des Verbotes war diese: man hatte den unsinnigen Plan gemacht, die ganze Galerie stechen zu lassen. Deswegen ließ man den bekannten Porporati aus Turin kommen, der 25
schon alt und halb blind war, wie er es auch leider wenige Jahre darauf ganz wurde. Hackert wußte nichts von der Sache, weil er sich nie mit den Lenten abgab. Also hatte der Zeichner vorgewendet, daß, wenn der König fernerhin allen die Erlaubnis zum Kopieren gäbe, 30
so könnte man anderzwo die Bilder stechen. Der eigentliche Grund aber war, daß der Zeichner ganz allein das

Vorrecht haben wollte. Hackert hielt die acht Maler zurück, beredete sie, daß Nam allein, den der König kannte, demselben an der Treppe oben das Memorial geben möchte, mit ihm sprechen und sich auf Hackert berufen sollte, der es Seiner Majestät deutlicher erklären würde, daß die Sache unbillig wäre. Weil schon die Revolution in Frankreich angefangen hatte, so wollte Hackert nicht, daß sie alle gingen. Nam sprach den König, dieser hörte ihn geduldig an und gab zur Antwort, daß die Sache, wenn sie nicht billig wäre, sollte abgeändert werden. Einige Tage darauf ging Hackert des Morgens um sieben Uhr zum König. Nachdem er ihm von andern Sachen gesprochen hatte, brachte er die Rede auf Nam und stellte Seiner Majestät die Sache deutlich vor. Der König war hartnäckig und bestand darauf. Endlich sagte er zu ihm: „Eure Majestät, es sind acht Maler gestern bei mir gewesen, die dasselbe Anliegen haben. Sie sind von mir abgehalten, um Eure Majestät in diesen Zeiten nicht zu erschrecken. (Der König sagte sogleich: „Ich danke Euch für Eure Vorsicht.“) Es sind noch über dreißig Maler in Neapel, die Weib und Kinder haben und ganz allein sich von Kopien ernähren. Diese Menschen sind in Verzweiflung, drohen dem Sekretär und dem Zeichner den Tod. Eure Majestät sind übel von der Beschaffenheit der ganzen Sache berichtet. Erstlich, daß die ganze Galerie gestochen werde, dazu gehören so viele Jahre, und wenn Eure Majestät auch noch zehn Kupferstecher kommen lassen. Porporati hat an einer Platte über zwei Jahre gearbeitet; Wilhelm Morghen ist noch weit zurück mit der seinigen. Welcher Particulier kann solche Werke unternehmen, wozu so viele Tausende Fonds gehören? Ein Monarch kann ein Werk von der Natur schwerlich ausführen, wenn er nicht Millionen anwenden will und kann. Wo will man die Kupferstecher hernehmen? Wenn es jemanden ein-

fallen sollte, einige Bilder von Capo di Monte zu stechen, so sind schon so viele tausend gute und mittelmäßige Kopien in der Welt, daß er nicht nötig hat, erst neue machen zu lassen. Außerdem, so sind viele Gemälde re-
petiert, finden sich in Frankreich und in andern Galerien.⁶ Italiens. Deswegen also den armen Kopisten das Brot zu nehmen und die jungen angehenden Künstler der Ge-
legenheit zu berauben, in der Galerie zu studieren —
Eure Majestät sehen selbst ein, daß dies der Kunst und dem Publikum schädlich ist. Überhaupt ist die Bilder-
galerie eine öffentliche Sache, die dem Staate gehört, wo
ein jeder das Recht haben muß, zu studieren, wie in einer
öffentlichen Bibliothek. Eure Majestät als Souverän können
es verbieten; ich finde es höchst unbillig und ungerecht.“¹⁰
Der König sagte: „Bewahre mich Gott, daß ich etwas
Ungerechtes tun sollte! Ich bin jetzt ganz anders von
der Sache unterrichtet. Ich bitte Euch, den Kam vor-
erste durch ein Billet wissen zu lassen, daß er allen
Malern sage, sie sollen ruhig sein; die Sache soll in
wenig Tagen abgeändert werden. Morgen kommt Mar-
chese di Marco nach Caserta zum Rat. Gehet gleich nach
Mittag vor dem Rat zu ihm, in meinem Namen, erklärt
ihm deutlich die Sache, wie Ihr's mir getan habt.“¹⁵
Marchese di Marco war ein Advokat, ein vernünftiger
und billiger Minister, der aber von der Kunst kein Wort
verstand. Nachdem er alles deutlich vernommen hatte,
sagte er, er habe von dem allen nichts gewußt; Don
Ciccio Daniele, der viel Präntension auf Kunstkenntnis
machte und nichts davon verstand, habe ihm dies als die
beste Unternehmung für den Staat so vorgelegt, und es
täte ihm leid, daß es geschehen sei. Sadert erwiderte:
„Wenn Eure Excellenz verlangen, so will ich Ihnen alles
schriftlich geben.“ Er fand es nicht nötig. Denselben
Abend ward der Rat gehalten, worin die Sache mit vor-

kam. Zwei Tage drauf kam der königliche Befehl, daß ein jeder nach Belieben wie vorher auf Capo di Monte studieren und kopieren könne.

Projektmacher.

Der König sieht gemeiniglich eine Sache erst für
 5 klein an. Die Schelme, die dies wissen, machen den Plan
 immer auf die Weise, als ob der König viel dabei ge-
 winnen könnte; am Ende verliert er jedesmal und ist
 schändlich betrogen. Hackert hat sich bei verschiedenen
 Gelegenheiten, wenn ihn der König fragte, die Freiheit
 10 genommen, ihm zu sagen, daß es nicht für einen Monarchen
 sei, solche Dinge zu unternehmen, wovon ein Particulier
 wohl Vorteil ziehen könne, weil er selbst eingreife und
 mit wenigen Personen das Geschäft betreibe; der König
 aber werde nie Vorteil davon ziehen, wegen der vielen
 15 angestellten Leute und ihrer Besoldungen. Der König
 begriff es sehr gut; allein die kleine Gewinnsucht ver-
 leitete ihn doch, öfters denjenigen Gehör zu geben, welche
 den besten Plan gemacht hatten, ihn zu betrügen; welches
 leider in Neapel nur zu oft geschieht. Wenn er endlich
 20 nach verschiedenen Jahren seinen Schaden einsah, so fiel
 das Werk mit einmal über den Haufen.

Papiermühle.

Philipp und Georg Hackert, als sie in des Königs
 Dienste traten, hatten unter andern Bedingungen auch
 die, daß sie eine Papiermühle einrichteten, die das Papier
 25 zur Kupferstichdruckerei lieferte, damit es sowohl für sie
 als die königliche Druckerei nicht mehr von auswärts
 kommen durfte. Gleich anfänglich fanden sich viele Ver-
 hinderungen. Denn sobald das Papier im Lande gemacht
 wurde, so sahen die Schurken wohl ein, daß der Unter-
 30 schleiß aufhörte. Der erste Schritt geschah von dem Kauf-

mann, der zeither das Papier aus der Fremde kommen ließ, daß er sogleich eine Bankpolizza von 1200 Dukaten anbot, wenn man das Werk wollte fallen lassen. Der Direktor der königlichen Druckerei war gleichfalls dagegen. Minister Acton, der die Landkarten u. s. w. stechen 5 ließ, wollte Papier zum Drucken haben. Da Hackert ihn öfter sah und wöchentlich wenigstens einmal bei ihm speiste, so kam die Rede auch auf das Papier. Endlich fand sich in Trajetto ein reicher Mann, Don Stefano Merola, der eine Papiermühle hatte, wo sehr mittel- 10 mäßig Papier gemacht wurde; dieser wollte sich wegen seiner Kinder bei dem Hofe Verdienst verschaffen und unternahm daher das Werk. Nach und nach, in Zeit von sechs Monaten, wurde das Papier zur Vollkommenheit gebracht. Georg ließ auf dasselbe seine Platten drucken. 15 Der Direktor der königlichen Druckerei fand es voller Fehler und wollte nicht drauf drucken lassen, weil er den König nicht dabei betrügen konnte. Die Brüder Hackert brauchten alle Vorsicht bei der Sache, ließen von jeder Art des Papiers, welches die königliche Druckerei 20 gemeiniglich braucht, einen Bogen zur Probe geben, wobei der Direktor mit eigener Hand den Preis aufschrieb. Nach vielem Gefechte kam der König unverhofft zu beiden Brüdern in Neapel. Nachdem er oben bei Philipp alles gesehen hatte, ging er ins Studium zu Georg, um zu sehen, 25 was er und seine Schüler machten. An eben dem Tage war ein Frachtwagen von Trajetto mit Papier für die Kupferdruckerei der Gebrüder angekommen. Es stand auf Brettern an der Erde in großen Stößen da. Der König, der gewohnt war, alles genau zu sehen und zu wissen, 30 fragte sogleich, wozu die große Menge Papier dienen sollte. Die Antwort war sehr kurz: „Zu unsern Kupferplatten haben wir es von Trajetto kommen lassen.“ — „Was!“ sagte der König, „von des Stefano Merola

Papier?“ — „Ja, Eure Majestät!“ — „Wie ist es möglich, daß ihr so viel Papier kommen lasset? denn heute früh ist der Direktor Carcani bei mir gewesen und hat mir versichert, daß es nichts taugt. Er hat mir einen
 5 Bogen ohne Druck und einen mit Druck gezeigt; ich fand wirklich, daß das Papier schlecht ist.“ — Der König zog gleich einen Bogen mitten aus dem Stoß heraus, betrachtete ihn gegen das Licht und sagte: „Ich sehe, daß es egal ist und ohne Knoten.“ Er betrachtete es platt
 10 und sagte: „Es ist rein weiß und schön.“ Man zeigte dem Könige aus jedem Stoß einen Bogen; es war alles gut. Georg sagte: „Wenn es nicht gut ist, so muß Merola den Ausschuß zurücknehmen.“ Der König ward auf das heftigste aufgebracht über den Direktor seiner Druckerei.
 15 Georg kam mit den gewöhnlichen Bogen hervor, deren sich die königliche Druckerei bediente, worauf Carcani die Preise und seinen Namen eigenhändig geschrieben hatte. Als der König das schlechte und noch einmal so teure Papier sah, ward er noch zorniger und sagte: „Carcani
 20 ist ein S — —.“ Endlich besänftigte er sich und sagte: „Morgen früh werde ich die Kerls in Ordnung bringen.“ Minister Acton war gleichfalls falsch berichtet und sagte zu Philipp: „Das Papier ist noch nicht geraten.“ Dieser antwortete: „Eure Excellenz, es ist gut, und wir lassen
 25 darauf drucken.“ Der Minister kam gleich nach dem Mittagmahl ins Studium zu Philipp und Georg, sah den Betrug ein und bat, sogleich einige Riez zu seinen See- und Landkarten kommen zu lassen, die in seine Sekretarie gebracht werden mußten. Alsdann machte er
 30 damit den Carcani schamrot, und alles wurde nunmehr auf dieses Papier gedruckt, das in der Folge immer besser wurde.

Fortsetzung.

Ungeachtet der Protektion des Königs, der Königin und des Ministers Acton hatte der gute Don Stefano Merola viele Anfechtungen. Man machte ihm den Prozeß und andre Schikanen. Er war aber bei dem König und dem Minister Acton so gut angeschrieben, daß er immer frei kommen durfte. Hackert ging öfters selbst mit ihm, wenn er den König sprach. Er war ein rechtschaffener Mann, ein wahrer ehrlicher gutherziger Neapolitaner, der auch so neapolitanisch sprach. Alle drei beschützten ihn so, daß alle Anfechtungen immer zu Wasser wurden. Nach acht Jahren, da die Papiermühle in völligem Stande war und alle Verfolgungen endlich aufhörten, so verlangte er etwas vom Hofe, wußte aber nicht eigentlich, was er haben wollte. Hackert sollte die Sache zu stande bringen. Er sagte ihm oft: „Was denken Sie, daß Sie wohl haben möchten?“ „Geld,“ sagte er, „will ich nicht, aber Ehre.“ Er war zu nichts zu gebrauchen als zu dem, was er mit seiner Papiermühle, Ackerbau u. dgl. leistete. Hackert war sehr verlegen, weil er nicht wußte, was er vom König für ihn verlangen sollte. Einst sprach er gelegentlich die Königin, und da er gleich voraus bemerkte, Geld verlange er nicht, sagte die Königin: „So wollen wir ihn zum Ritter vom Konstantinorden machen.“ Hackert verbat es, denn es schien ihm nicht am Platz zu sein. Endlich hatte er den Einfall, daß der König des Merola zwölfjährigen Stieffsohn von seiner verstorbenen Frau, welche die Tochter eines Kapitäns gewesen, im adligen Kadettenhause zu Gaeta, woselbst nur zwölf Kadetten waren, sollte erziehen lassen. Dem Merola gefiel der Einfall. Hackert schlug es dem Minister Acton vor; nachdem dieser Information von seinem Stand und Geburt genommen hatte, proponierte er es dem König, welches

sogleich bewilligt wurde, weil es kein Geld kostete. Eben war eine Stelle vakant geworden, und der Sohn ward im adeligen Kadettenhause zu Gaeta aufgenommen. Der Vater bekam ein Belobungsschreiben, worin man ihn
 5 Don Stefano Merola nannte. Mit diesem Ehrentitel war er vollkommen zufrieden.

Dieser Spagnuolizmo ist in Neapel üblich. Wer von der Sekretarie den Titel Don hat, ist wie ein Edelmann angesehen. Der König sagt zu niemanden Don,
 10 wenn er nicht aus der Klasse solcher Personen ist. Wenn er mit seinen Kindern spricht, sagt er Don Francesco oder Donna Luisa u. s. w.; sonst bedient er sich des italienischen Ser, welches nicht so viel als Signor ist. So spricht er mit allen, denen der Titel Don nicht zu-
 15 kommt. Unter dem gemeinen Volk in Neapel wird derselbe sehr gemißbraucht. Kein Kaufmann bekommt Don von der Kanzlei, hingegen alle Künstler, die dem König dienen, der Leibarzt, der Kapellmeister, der Kammerchirurgus; alle Kammeristinnen Donna u. s. w. Die
 20 Kammeristinnen, wenn sie verheiratet sind, gelangen bei Hof zum Handkuß, auch ihre Männer.

Erste Kupferdrucke.

Als Hackert dem König die ersten zwei Drucke brachte, die Georgs Schüler gestochen hatten und die auf Papier von Trajetto gedruckt waren, so sagte der König zu ihm:
 25 „Ihr wisset und habt gesehen, daß jedesmal, wenn Ihr mir etwas gebracht habet, es mir viel Vergnügen gemacht hat. Diesemal kann ich Euch meine Freude nicht genug beschreiben über die beiden Kupfer: denn sie sind von Neapolitanern gestochen und auf neapolitanisch
 30 Papier gedruckt. (Er ging sogleich zur Königin, die auch selbst kam, um seine außerordentliche Freude zu zeigen.) Grüßet Euern Bruder Don Giorgio! Wenn ich ihn sehe,

so werde ich ihm selbst danken, daß er uns gute Schüler erziehet.“ Ein Blatt war von Del Grado und das andre von Vincenzo Moja. Weil es des Königs eignes Werk war, daß er die Gebrüder Hackert in Dienst genommen hatte, so fühlte er sich sehr geschmeichelt, wenn alles gut und glücklich von statten ging. 5

Wegebau.

Der König, wenn er jemanden wohl will und die Idee eines rechtschaffenen Mannes von ihm hat, setzt einen oft in Verlegenheit. In diesem Fall befand sich Hackert sehr oft. Eines Morgens in Caserta kam er an den Hof, wo der König und die Königin im letzten Zimmer mit drei Ministern standen und sprachen. Da der König Hackert ins erste Zimmer hereintreten sah, so winkte er und schrie ganz laut, weil er noch drei Zimmer weit war: „Don Filippo, kommt her! Ihr habt mir immer die Wahrheit gesagt, Ihr werdet mir sie jetzt auch sagen.“ Hackert fand sich in der größten Verlegenheit; er wußte nicht, wovon die Rede war. Der König sagte: „Es sind sechs Monate, daß Ihr in Apulien bis Taranto gewesen seid. Sagt mir ohne Scheu, aufrichtig: wie sind die Wege?“ Hackert sagte: „Eure Majestät, da, wo die Wege gemacht sind, habe ich sie vortrefflich gefunden, wie alle gemachten Wege im ganzen Königreich; da, wo man sie noch nicht angefangen hat zu machen, sind sie, wie bekannt, schlecht. 10
20
25
30
35
40
45
50
55
60
65
70
75
80
85
90
95
100
105
110
115
120
125
130
135
140
145
150
155
160
165
170
175
180
185
190
195
200
205
210
215
220
225
230
235
240
245
250
255
260
265
270
275
280
285
290
295
300
305
310
315
320
325
330
335
340
345
350
355
360
365
370
375
380
385
390
395
400
405
410
415
420
425
430
435
440
445
450
455
460
465
470
475
480
485
490
495
500
505
510
515
520
525
530
535
540
545
550
555
560
565
570
575
580
585
590
595
600
605
610
615
620
625
630
635
640
645
650
655
660
665
670
675
680
685
690
695
700
705
710
715
720
725
730
735
740
745
750
755
760
765
770
775
780
785
790
795
800
805
810
815
820
825
830
835
840
845
850
855
860
865
870
875
880
885
890
895
900
905
910
915
920
925
930
935
940
945
950
955
960
965
970
975
980
985
990
995
1000
1005
1010
1015
1020
1025
1030
1035
1040
1045
1050
1055
1060
1065
1070
1075
1080
1085
1090
1095
1100
1105
1110
1115
1120
1125
1130
1135
1140
1145
1150
1155
1160
1165
1170
1175
1180
1185
1190
1195
1200
1205
1210
1215
1220
1225
1230
1235
1240
1245
1250
1255
1260
1265
1270
1275
1280
1285
1290
1295
1300
1305
1310
1315
1320
1325
1330
1335
1340
1345
1350
1355
1360
1365
1370
1375
1380
1385
1390
1395
1400
1405
1410
1415
1420
1425
1430
1435
1440
1445
1450
1455
1460
1465
1470
1475
1480
1485
1490
1495
1500
1505
1510
1515
1520
1525
1530
1535
1540
1545
1550
1555
1560
1565
1570
1575
1580
1585
1590
1595
1600
1605
1610
1615
1620
1625
1630
1635
1640
1645
1650
1655
1660
1665
1670
1675
1680
1685
1690
1695
1700
1705
1710
1715
1720
1725
1730
1735
1740
1745
1750
1755
1760
1765
1770
1775
1780
1785
1790
1795
1800
1805
1810
1815
1820
1825
1830
1835
1840
1845
1850
1855
1860
1865
1870
1875
1880
1885
1890
1895
1900
1905
1910
1915
1920
1925
1930
1935
1940
1945
1950
1955
1960
1965
1970
1975
1980
1985
1990
1995
2000
2005
2010
2015
2020
2025
2030
2035
2040
2045
2050
2055
2060
2065
2070
2075
2080
2085
2090
2095
2100
2105
2110
2115
2120
2125
2130
2135
2140
2145
2150
2155
2160
2165
2170
2175
2180
2185
2190
2195
2200
2205
2210
2215
2220
2225
2230
2235
2240
2245
2250
2255
2260
2265
2270
2275
2280
2285
2290
2295
2300
2305
2310
2315
2320
2325
2330
2335
2340
2345
2350
2355
2360
2365
2370
2375
2380
2385
2390
2395
2400
2405
2410
2415
2420
2425
2430
2435
2440
2445
2450
2455
2460
2465
2470
2475
2480
2485
2490
2495
2500
2505
2510
2515
2520
2525
2530
2535
2540
2545
2550
2555
2560
2565
2570
2575
2580
2585
2590
2595
2600
2605
2610
2615
2620
2625
2630
2635
2640
2645
2650
2655
2660
2665
2670
2675
2680
2685
2690
2695
2700
2705
2710
2715
2720
2725
2730
2735
2740
2745
2750
2755
2760
2765
2770
2775
2780
2785
2790
2795
2800
2805
2810
2815
2820
2825
2830
2835
2840
2845
2850
2855
2860
2865
2870
2875
2880
2885
2890
2895
2900
2905
2910
2915
2920
2925
2930
2935
2940
2945
2950
2955
2960
2965
2970
2975
2980
2985
2990
2995
3000
3005
3010
3015
3020
3025
3030
3035
3040
3045
3050
3055
3060
3065
3070
3075
3080
3085
3090
3095
3100
3105
3110
3115
3120
3125
3130
3135
3140
3145
3150
3155
3160
3165
3170
3175
3180
3185
3190
3195
3200
3205
3210
3215
3220
3225
3230
3235
3240
3245
3250
3255
3260
3265
3270
3275
3280
3285
3290
3295
3300
3305
3310
3315
3320
3325
3330
3335
3340
3345
3350
3355
3360
3365
3370
3375
3380
3385
3390
3395
3400
3405
3410
3415
3420
3425
3430
3435
3440
3445
3450
3455
3460
3465
3470
3475
3480
3485
3490
3495
3500
3505
3510
3515
3520
3525
3530
3535
3540
3545
3550
3555
3560
3565
3570
3575
3580
3585
3590
3595
3600
3605
3610
3615
3620
3625
3630
3635
3640
3645
3650
3655
3660
3665
3670
3675
3680
3685
3690
3695
3700
3705
3710
3715
3720
3725
3730
3735
3740
3745
3750
3755
3760
3765
3770
3775
3780
3785
3790
3795
3800
3805
3810
3815
3820
3825
3830
3835
3840
3845
3850
3855
3860
3865
3870
3875
3880
3885
3890
3895
3900
3905
3910
3915
3920
3925
3930
3935
3940
3945
3950
3955
3960
3965
3970
3975
3980
3985
3990
3995
4000
4005
4010
4015
4020
4025
4030
4035
4040
4045
4050
4055
4060
4065
4070
4075
4080
4085
4090
4095
4100
4105
4110
4115
4120
4125
4130
4135
4140
4145
4150
4155
4160
4165
4170
4175
4180
4185
4190
4195
4200
4205
4210
4215
4220
4225
4230
4235
4240
4245
4250
4255
4260
4265
4270
4275
4280
4285
4290
4295
4300
4305
4310
4315
4320
4325
4330
4335
4340
4345
4350
4355
4360
4365
4370
4375
4380
4385
4390
4395
4400
4405
4410
4415
4420
4425
4430
4435
4440
4445
4450
4455
4460
4465
4470
4475
4480
4485
4490
4495
4500
4505
4510
4515
4520
4525
4530
4535
4540
4545
4550
4555
4560
4565
4570
4575
4580
4585
4590
4595
4600
4605
4610
4615
4620
4625
4630
4635
4640
4645
4650
4655
4660
4665
4670
4675
4680
4685
4690
4695
4700
4705
4710
4715
4720
4725
4730
4735
4740
4745
4750
4755
4760
4765
4770
4775
4780
4785
4790
4795
4800
4805
4810
4815
4820
4825
4830
4835
4840
4845
4850
4855
4860
4865
4870
4875
4880
4885
4890
4895
4900
4905
4910
4915
4920
4925
4930
4935
4940
4945
4950
4955
4960
4965
4970
4975
4980
4985
4990
4995
5000
5005
5010
5015
5020
5025
5030
5035
5040
5045
5050
5055
5060
5065
5070
5075
5080
5085
5090
5095
5100
5105
5110
5115
5120
5125
5130
5135
5140
5145
5150
5155
5160
5165
5170
5175
5180
5185
5190
5195
5200
5205
5210
5215
5220
5225
5230
5235
5240
5245
5250
5255
5260
5265
5270
5275
5280
5285
5290
5295
5300
5305
5310
5315
5320
5325
5330
5335
5340
5345
5350
5355
5360
5365
5370
5375
5380
5385
5390
5395
5400
5405
5410
5415
5420
5425
5430
5435
5440
5445
5450
5455
5460
5465
5470
5475
5480
5485
5490
5495
5500
5505
5510
5515
5520
5525
5530
5535
5540
5545
5550
5555
5560
5565
5570
5575
5580
5585
5590
5595
5600
5605
5610
5615
5620
5625
5630
5635
5640
5645
5650
5655
5660
5665
5670
5675
5680
5685
5690
5695
5700
5705
5710
5715
5720
5725
5730
5735
5740
5745
5750
5755
5760
5765
5770
5775
5780
5785
5790
5795
5800
5805
5810
5815
5820
5825
5830
5835
5840
5845
5850
5855
5860
5865
5870
5875
5880
5885
5890
5895
5900
5905
5910
5915
5920
5925
5930
5935
5940
5945
5950
5955
5960
5965
5970
5975
5980
5985
5990
5995
6000
6005
6010
6015
6020
6025
6030
6035
6040
6045
6050
6055
6060
6065
6070
6075
6080
6085
6090
6095
6100
6105
6110
6115
6120
6125
6130
6135
6140
6145
6150
6155
6160
6165
6170
6175
6180
6185
6190
6195
6200
6205
6210
6215
6220
6225
6230
6235
6240
6245
6250
6255
6260
6265
6270
6275
6280
6285
6290
6295
6300
6305
6310
6315
6320
6325
6330
6335
6340
6345
6350
6355
6360
6365
6370
6375
6380
6385
6390
6395
6400
6405
6410
6415
6420
6425
6430
6435
6440
6445
6450
6455
6460
6465
6470
6475
6480
6485
6490
6495
6500
6505
6510
6515
6520
6525
6530
6535
6540
6545
6550
6555
6560
6565
6570
6575
6580
6585
6590
6595
6600
6605
6610
6615
6620
6625
6630
6635
6640
6645
6650
6655
6660
6665
6670
6675
6680
6685
6690
6695
6700
6705
6710
6715
6720
6725
6730
6735
6740
6745
6750
6755
6760
6765
6770
6775
6780
6785
6790
6795
6800
6805
6810
6815
6820
6825
6830
6835
6840
6845
6850
6855
6860
6865
6870
6875
6880
6885
6890
6895
6900
6905
6910
6915
6920
6925
6930
6935
6940
6945
6950
6955
6960
6965
6970
6975
6980
6985
6990
6995
7000
7005
7010
7015
7020
7025
7030
7035
7040
7045
7050
7055
7060
7065
7070
7075
7080
7085
7090
7095
7100
7105
7110
7115
7120
7125
7130
7135
7140
7145
7150
7155
7160
7165
7170
7175
7180
7185
7190
7195
7200
7205
7210
7215
7220
7225
7230
7235
7240
7245
7250
7255
7260
7265
7270
7275
7280
7285
7290
7295
7300
7305
7310
7315
7320
7325
7330
7335
7340
7345
7350
7355
7360
7365
7370
7375
7380
7385
7390
7395
7400
7405
7410
7415
7420
7425
7430
7435
7440
7445
7450
7455
7460
7465
7470
7475
7480
7485
7490
7495
7500
7505
7510
7515
7520
7525
7530
7535
7540
7545
7550
7555
7560
7565
7570
7575
7580
7585
7590
7595
7600
7605
7610
7615
7620
7625
7630
7635
7640
7645
7650
7655
7660
7665
7670
7675
7680
7685
7690
7695
7700
7705
7710
7715
7720
7725
7730
7735
7740
7745
7750
7755
7760
7765
7770
7775
7780
7785
7790
7795
7800
7805
7810
7815
7820
7825
7830
7835
7840
7845
7850
7855
7860
7865
7870
7875
7880
7885
7890
7895
7900
7905
7910
7915
7920
7925
7930
7935
7940
7945
7950
7955
7960
7965
7970
7975
7980
7985
7990
7995
8000
8005
8010
8015
8020
8025
8030
8035
8040
8045
8050
8055
8060
8065
8070
8075
8080
8085
8090
8095
8100
8105
8110
8115
8120
8125
8130
8135
8140
8145
8150
8155
8160
8165
8170
8175
8180
8185
8190
8195
8200
8205
8210
8215
8220
8225
8230
8235
8240
8245
8250
8255
8260
8265
8270
8275
8280
8285
8290
8295
8300
8305
8310
8315
8320
8325
8330
8335
8340
8345
8350
8355
8360
8365
8370
8375
8380
8385
8390
8395
8400
8405
8410
8415
8420
8425
8430
8435
8440
8445
8450
8455
8460
8465
8470
8475
8480
8485
8490
8495
8500
8505
8510
8515
8520
8525
8530
8535
8540
8545
8550
8555
8560
8565
8570
8575
8580
8585
8590
8595
8600
8605
8610
8615
8620
8625
8630
8635
8640
8645
8650
8655
8660
8665
8670
8675
8680
8685
8690
8695
8700
8705
8710
8715
8720
8725
8730
8735
8740
8745
8750
8755
8760
8765
8770
8775
8780
8785
8790
8795
8800
8805
8810
8815
8820
8825
8830
8835
8840
8845
8850
8855
8860
8865
8870
8875
8880
8885
8890
8895
8900
8905
8910
8915
8920
8925
8930
8935
8940
8945
8950
8955
8960
8965
8970
8975
8980
8985
8990
8995
9000
9005
9010
9015
9020
9025
9030
9035
9040
9045
9050
9055
9060
9065
9070
9075
9080
9085
9090
9095
9100
9105
9110
9115
9120
9125
9130
9135
9140
9145
9150
9155
9160
9165
9170
9175
9180
9185
9190
9195
9200
9205
9210
9215
9220
9225
9230
9235
9240
9245
9250
9255
9260
9265
9270
9275
9280
9285
9290
9295
9300
9305
9310
9315
9320
9325
9330
9335
9340
9345
9350
9355
9360
9365
9370
9375
9380
9385
9390
9395
9400
9405
9410
9415
9420
9425
9430
9435
9440
9445
9450
9455
9460
9465
9470
9475
9480
9485
9490
9495
9500
9505
9510
9515
9520
9525
9530
9535
9540
9545
9550
9555
9560
9565
9570
9575
9580
9585
9590
9595
9600
9605
9610
9615
9620
9625
9630
9635
9640
9645
9650
9655
9660
9665
9670
9675
9680
9685
9690
9695
9700
9705
9710
9715
9720
9725
9730
9735
9740
9745
9750
9755
9760
9765
9770
9775
9780
9785
9790
9795
9800
9805
9810
9815
9820
9825
9830
9835
9840
9845
9850
9855
9860
9865
9870
9875
9880
9885
9890
9895
9900
9905
9910
9915
9920
9925
9930
9935
9940
9945
9950
9955
9960
9965
9970
9975
9980
9985
9990
9995
10000
10005
10010
10015
10020
10025
10030
10035
10040
10045
10050
10055
10060
10065
10070

bar sein. Für den Sommer wäre es unnütz, sie so lang zu bauen; hingegen im Winter, wenn das Wasser hoch steigt, ist es sehr nötig." Der König sagte zu Acton: „Jetzt wissen wir die Wahrheit. Lassen Sie immer fortfahren.“ Hackert sprach hierauf von andern Sachen mit dem König allein. Als er wegging, winkte ihm heimlich Acton, daß er ihm was zu sagen habe, und Hackert erwartete ihn im letzten Zimmer. Acton kam und sagte: „Kommen Sie und speisen mit mir; wir müssen zusammen sprechen.“ Da der Wegebau zu seinem Departement gehörte, so war er sehr dabei interessiert; denn es waren Rekurse gekommen an den König, daß die Wege schlecht wären. Er sagte daher: „Wie Sie eben hörten, jetzt haben alle Verleumdungen ein Ende. Daran sind Sie Ursache; sonst hätte es noch vielleicht ein Jahr gedauert, und die Wege wären liegen geblieben.“ Hackert erwiderte: „Das Beste wäre, daß Eure Excellenz einen Ingenieur hinschickten, der die Wege untersuchte.“ — „Nein!“ sagte jener, „das geht nicht: denn die Schurken können den Ingenieur bestechen; so kommt von neuem Verdruß. Es ist besser, daß es bei Ihrem Zeugnis bleibt und wir die Wege machen. Der König und ich sind völlig versichert, daß Sie uns die Wahrheit gesagt haben.“

Protektion und Vertrauen.

25 Einen Morgen, da Hackert ganz ruhig in Neapel arbeitete, erhielt er ein Billet, er möchte um zehn Uhr zum Majordomo auf den Palast kommen. Eine kleine Weile darauf erhielt er ein anderes vom Marquis Caraccioli, er möchte in seine Sekretarie zu ihm kommen. Der
30 Ritter Venuti war eben bei ihm, wie kurz darauf ein Lauffer vom König hereintrat, Hackert sollte zwischen elf und zwölf Uhr zum König kommen. Venuti sagte:

„Wie ist es möglich, daß Sie so ruhig sitzen und malen? Wenn mir dies begegnete, so wäre ich halb tot.“ Hackert sagte: „Ein jeder wird etwas von mir haben wollen. Ich weiß keine Ursache, warum ich unruhig sein sollte. Wenn man ein reines unbeflecktes Gewissen hat, so kann man einem jeden frei unter die Augen treten. Es ist sehr gut, daß alle drei mich diesen Morgen verlangen: so verliere ich weniger Zeit.“ Den Majordomo traf Hackert nicht mehr an. Sein erster Sekretär sagte ihm, er wäre schon oben zum König gegangen. Er ging also gleich hinauf und fand ihn. Jener sagte ihm: „Der König hat befohlen, daß die Galerie von Capo di Monte soll eingerichtet werden, und hat ausdrücklich verlangt, daß Sie mit dabei sein sollen.“ Hackert sagte: „Wenn Eure Excellenz es verlangen, so bin ich zum Dienst des Königs bereit.“ — „Andres, als Inspektor, soll auch mit dabei sein.“ — Hackert schlug noch Bonito und Fischetti vor, damit es nicht Fremde allein wären. Es wurde genehmigt und die Sache vors erste im großen in einem Monat zu stande gebracht. Marchese Caraccioli, als ein alter Bekannter und Freund, nahm Hackert freundlich auf und sagte: „Sie werden mir einen Gefallen erweisen, wenn Sie einen jungen Sizilianer, der ein Schüler vom Ritter Maxon ist und ein, wie es mir scheint, gutes Bild gemacht hat, an den König empfehlen, daß er eine Pension bekommt, in Rom noch drei oder vier Jahre zu studieren. Finden Sie seine Arbeit nicht gut, und daß der Mensch wenig verspricht, so verlange ich nicht, daß Sie ihn empfehlen.“ Hackert lachte herzlich und sagte: „Das ist schnurrig! Die Sache gehört unter das Departement von Eurer Excellenz, und ich soll ihn empfehlen? Es hängt von Ihnen ab, ob er die Pension bekommen kann.“ — „Nein!“ sagte er, „wenn ich ihn dem König empfehle, so sagt gleich der König, daß ich die Malerei nicht genug

verstehe; wenn Sie es tun, so glaubt es der König." Hackert bat, daß der junge Mann sein Bild zu ihm bringen möchte. Wenn er es würdig fände, so wollte er alles tun, was in seinen Kräften stünde. Er möchte
 5 indes Geduld haben, bis der König in Neapel in sein Studium käme, wo er das Bild des jungen Malers Cranti zeigen wollte. Das Bild war ganz gut, dem König gefiel es, und Cranti bekam die Pension, vier Jahr in Rom zu studieren.

10 Wie Hackert zum König kam, fand er daselbst den Ritter Santasila, der Chef von der Tappezzerie des Hofes war. Der König hatte ihm schon Kommissionen gegeben, die Hackert nichts angingen. Da er mit ihm fertig war, sagte er zu Hackert: „Ihr gehet morgen mit Santasila
 15 nach Caserta. Ihr kennt die Kiste, worin die Kupfer sind. Suchet nach Eurem Geschmack die besten davon aus und verzieret mir auf Belvedere das und das Zimmer.“ Der König zog einen kleinen Schlüssel aus der Tasche und sagte: „In dem Kabinett, wo Borelli schläft,
 20 wisset Ihr, ist ein kleiner Schrank; in dem Schrank werdet Ihr viele Schlüssel finden, worunter auch der zu den Kupferstichen ist.“ Indem der König den Schlüssel hielt, so wollte Santasila den Schlüssel nehmen, wie es sich auch wohl gehörte. Der König zog den Schlüssel zurück
 25 und sagte zu Hackert: „Ich gebe Euch den Schlüssel; laffet ihn nicht aus Euren Händen. Kommt Ihr früh heut' Abend vor dem Theater zurück, so bringt mir den Schlüssel wieder; wo nicht, so händigt mir ihn morgen früh ein.“ Hackert war sehr verlegen und hat nie die
 30 Ursache erfahren können, warum er ihm allein den Schlüssel anvertraute. Indessen richtete er die Sache so ein, daß Santasila mit dabei sein mußte, wie er den Schlüssel aus dem Schranke nahm, und eben so auch bei dem Kupferansuchen. Also vor den Anstoden des

Palastes in Caserta hatte dem Anschein nach Santasila alle Ehre.

Der König setzte Hackert so oft in Verlegenheit durch sein Zutrauen, daß er manchmal nicht wußte, wie er es anfangen sollte, um alte Diener des Königs nicht zu beleidigen. Ob er sich gleich mit Höflichkeit aus der Sache zog, so war es natürlich, daß er viele Neider und heimliche Feinde hatte; welches durch das Betragen des Königs unvermeidlich war. Er bat Seine Majestät öfters um die Gnade, ihn mit dergleichen Aufträgen zu verschonen; es half alles nichts: denn wenn der König einmal es so will, so hilft kein Bitten, er geht seinen geraden Weg fort.

Zeichenstunden.

Hackert war in der Gesellschaft bei Hof öfters bei der Donna Carolina Bivenzio, die zwei Nichten bei sich hatte, die Kammeristinnen bei den Prinzessinnen waren. Beide Fräulein zeichneten ganz artig. Da er gewohnt war, des Abends lieber zu zeichnen als Karten zu spielen, so wurde die Abende, wenn sie frei und außer Dienst waren, gezeichnet. So geschah es auch bei der Fräulein Baronesse von Bechhard, die eine Art Oberhofmeisterin bei der Frau Therese, Tochter des Königs, jetzigen römischen Kaiserin, war, und wo auch die Frau Luise, die an den Großherzog von Toskana verheiratet wurde, sich befand. Da die Königin sah, daß die Fräulein sehr artig Landschaften zeichneten, so fiel es ihr ein, daß Hackert beiden Prinzessinnen Lektion geben möchte. Hackert erwiderte, daß es unmöglich wäre, weil er mit der Arbeit des Königs und andern Kommissionen, die ihm täglich vermehrt wurden, kaum Zeit zu einiger Rekreation übrig behalte. Die Unterredung zog sich in die Länge; die Königin wollte alle Gründe nicht annehmen, sondern bestand darauf und sagte: „Sie gehen viele Abende in

diese Gesellschaft; also kommen Sie zu meinen Kindern! Dieselbe Gesellschaft soll auch da sein, und sie zeichnen alle zusammen.“ Sie setzte noch hinzu: „Ich werde, so oft ich Zeit habe, selbst in die Gesellschaft kommen.“ Es ist beinahe unmöglich, der Königin von Neapel etwas abzuschlagen: ihre Beredsamkeit und Artigkeit macht, daß man gezwungen ist, ihrem Willen zu folgen. Endlich mußte es Hackert annehmen, mit dem Beding jedoch: des Abends und ohne den Titel noch Gehalt als Zeichenmeister der Prinzessinnen; denn hätte er den Titel und Gehalt von 40 Ducati monatlich angenommen, so hätten ihn die Gouvernantinnen kommandiert, welches ihm gar nicht anständig war. Also wurde es angefangen. Die Prinzessin Marie Theresese, mit allem Geist, war sehr flüchtig, die Prinzessin Luise solider und zeichnete besser. Die Königin kam sehr oft, so daß mehr Gesellschaft als Lektion war. Oft, wann Hackert sah, daß die beiden Prinzessinnen nicht Lust zum Zeichnen hatten, schlug er vor, unter verschiedenen Vorwänden, daß es besser wäre, von der Kunst zu sprechen, Kupfer zu sehen oder andere Kunstfachen; welches den Prinzessinnen außerordentlich gefiel. Er machte sich durch diese Art, Lektion zu geben, sehr beliebt. Seine Absicht war eigentlich diese, daß die Prinzessinnen von den Künsten unterrichtet würden, um mit Kenneraugen selbst urteilen zu können, wenn sie künftig im stande wären, die Künste zu unterstützen. Je länger dies dauerte, je lästiger wurde es ihm. Da die Prinzessinnen den Tag über mit Pedanten von allerlei Art geplagt waren, so konnten sie des Abends die Stunde sieben Uhr nicht erwarten: denn die Gesellschaft unterhielt sie angenehm; die Fräulein aber, die die wenigen Stunden, welche sie frei hatten, nicht wollten geniert sein, blieben nach und nach aus. Die Königin wunderte sich darüber, indessen war nichts zu machen.

So frei auch die Gesellschaft war, so war sie doch gespannt: denn jedes Wort, das gesprochen wurde, mußte bedacht sein; sonst gab es Anstoß.

Dieses hat er drei Jahre des Abends ausgehalten, bis endlich Tischbein, durch die Donna Carolina, die wirklich eine brave wackre Frau war, es dahin brachte, der Frau Marie Theresese Lektion im Malen zu geben. Er glaubte viele Vorteile davon zu ziehen, die aber seinen Wünschen nicht entsprochen haben. Nach vielen Monaten, bis die Prinzessinnen beide verheiratet wurden, bekam er einen Ring mit der Chiffer der Königin zum Geschenk für allen den Zeitverlust, den er hatte. Auf diese Weise kam Hackert davon, erhielt ein ähnlich Geschenk, eine goldene Dose, für drei Jahre, die er die mehrste Zeit in Caserta, auch oft in Neapel des Abends zugebracht hatte. Die Achtsamkeit hatten sie für ihn, daß, wenn sie anders beschäftigt waren, sie ihm wissen ließen, daß er sich nicht bemühen möchte. Viele andre Attentionen hatten sie noch für ihn; zum Beispiel, wenn sie kleine Feste gaben, wo die Prinzessinnen das Verzeichniß machen mußten von denen, die sie einluden, welches die Königin nachsah und diejenigen ausstrich, die sie nicht haben wollte, so wurde Hackert jedesmal eingeladen, sowohl zu ihren kleinen Bällen als zum Souper, ob er gleich nie des Nachts speiste. Die Königin, die auch nicht zu Nacht speiset, war aber bei Tische zugegen, aß wohl einen gefrorenen Sorbet und sprach viel. Sie hatte das mit Fleiß so eingerichtet, damit die Prinzessinnen sich an Gesellschaften gewöhnten und die Honneurs der Tafel machen lernten. Überhaupt muß man gestehen, daß eine Privatdame sich nicht mehr Mühe geben kann, ihre Kinder wohl zu erziehen, als die Königin von Neapel. Wer es im Innern mit Augen gesehen hat, wie Hackert, muß als ein ehrlicher Mann ihr nachsagen,

daß sie in Krankheiten die Wärterin und stets die beste Mutter ihrer Kinder in allen Stücken gewesen ist. Der König gleichfalls liebt seine Familie zärtlich und ist ein guter Vater, ob er gleich die Erziehung seiner Kinder
 5 gänzlich der Königin überlassen hat.

Da die Prinzessinnen so weit waren, etwas machen zu können, so fertigten sie Monate vorher jede eine Zeichnung für den Geburtstag des Königs. Beide Zeichnungen fielen ziemlich gut aus, ohne daß Hackert die Hand
 10 anlegte, indem er nur bloß mit Worten Unterricht gab. Der König war in Persano auf der Jagd; da er sie bekam, ward er so vergnügt, daß er sie selbst gleich in seinem Zimmer aufhing und den zärtlichsten Dankesbrief an seine Kinder schrieb.

Direktorstelle.

Da Bonito, den der König wenige Wochen vor seinem Tode zum Ritter des Konstantinordens gemacht hatte, mit einer kleinen Kommanderie von 400 Ducati jährlich, sich bei dem Profesz in der Kirche so sehr erhitzte, daß der alte Mann drei Tage darauf starb und es nie hatte ge-
 15 nießen können, so bewarben sich viele um seinen Posten. De Angelis, ein Sizilianer, ganz guter Maler und Zeichner, der lange bei der Akademie als Professor mit einem sehr kleinen Gehalt gedient und des Direktors Bonito Stelle viele Jahre vorgestanden, hatte die gerechtesten
 20 Ansprüche auf diesen Posten, sowohl wegen seines Talents als andrer Verdienste. Wilhelm Tischbein war auf Hackerts Anraten nach Neapel gekommen, wohnte viele Monate in dem Hause desselben und mietete sich hernach ein eignes Quartier, weil es ihm in Neapel gefiel und er auch Arbeit
 25 bekam. Er bewarb sich durch die Deutschen, die um die Königin waren, um die Direktorstelle bei der Akademie. Es wurde mit Hackert davon gesprochen; er antwortete,

daß er sich nie in die Sache mischen werde, wenn er nicht gefragt würde; daß er es für unbillig hielte, einen Mann von Verdienst, wie De Angelis war, der so viele Jahre gedient hatte, zurückzusetzen. Er fügte noch hinzu, daß er dem Tischbein nicht entgegen sein würde, daß es aber unmöglich wäre, ihn bei dem König zu diesem Posten zu empfehlen, weil er ein Fremder sei. Hackert wurde nicht weiter gefragt, also ließ er die Sache ihren Gang gehen.

Der Don Ciccio Daniele protegierte einen elenden Maler, Monti, weil er aus Macerati bei Caserta war und er der Cicisbeo vor vielen Jahren von seiner Frau gewesen. Monti, außerdem daß er ein schlechter Maler war, fiel jedermann mit seinen elenden Sonetten beschwerlich und hatte sich durch seine Satire viele Feinde gemacht. Die Erbschaft in Macerati hatte er ganz durchgebracht, so daß er außer einem kleinen Stücke Land, welches ihm sein Vater als Fideikommiß gelassen, nichts mehr besaß. Durch den Daniele, unter dessen Departement die Sache fiel, weil er der erste Sekretär bei dem Minister Marchese di Marco war, wurde es so weit getrieben, daß Monti Direktor der Malerakademie werden sollte. Auf der andern Seite wollte die Königin den Tischbein haben. Hackert bekümmerte sich gar nichts darum, und der König fragte ihn nicht. So stritten sie sich fort.

Einen Morgen kam Tischbein zu Hackert und sprach mit ihm über die Sache. Hackert erklärte, daß er ihm würde, so viel als in seinen Kräften stünde und wo er könnte, behilflich zu diesem Posten sein; daß er ihn aber als Fremder nicht empfehlen könnte bei dem König, wenn er nicht gefragt würde. Bonito hatte als Direktor 200 Ducati und als Kammermaler die gewöhnlichen 400 Ducati, zusammen also 600 Ducati. Hackert stellte

dem Tischbein vor, daß, wenn ihn der König zum Direktor machte mit den 200 Ducati, dies nicht der Mühe wert wäre, und er mehr Zeit verlöre, als ihm die Stelle einbrächte; wenn ihn aber der König auch zum Kammermalers machte, alsdann wäre es schon der Mühe wert, mit 600 Ducati jährlich den Posten anzunehmen. Vielleicht bei der neuen Einrichtung der Akademie könnte er auch noch wohl Logis bekommen, welches auch 400 Ducati zu rechnen wäre. Er versicherte aufrichtig, daß er ihm nie entgegen sein würde, als Fremder aber ihn unmöglich, ohne darüber gefragt zu werden, vorschlagen könnte. Tischbein sagte: „Der König gibt Ihnen 1200 Ducati jährliche Pension und Logis, für nichts als daß Sie nur bei dem König sind, wenn er will; wie ist es möglich, daß ich als Direktor mit so wenigem bestehen kann?“ Hackert erwiderte ihm: „Mein Posten ist ein neuer, der nie bei Hof existiert hat; er ist vom König geschaffen und wird vermutlich auch mit mir aufhören.“ Tischbein sagte: „Der König von Preußen hat mir 1000 Reichstaler anbieten lassen, wenn ich will nach Berlin kommen und die Direktorstelle der Akademie annehmen.“ Hackert sagte ihm: „Ich rate Ihnen, die Stelle sogleich anzunehmen; denn 1000 Reichstaler in Berlin sind so gut als 1600 Ducati in Neapel.“ Endlich verwickelte Daniele das ganze Werk so, daß Tischbein und Monti einen Konkurs machen mußten mit einem aufgegebenen historischen Sujet, welches jeder allein für sich zu machen hatte; wer es am besten machte, sollte die Stelle haben. De Angelis, als ein geschickter und solider Mann, wollte sich dazu nicht verstehen. Der Konkurs ward gemacht. Natürlich war Tischbeins Bild gut gezeichnet, wohl komponiert; wer beurteilte es aber? Don Ciccio Daniele und sein Minister Marchese di Marco; beide verstanden nichts von der Malerei. Daniele wollte seinen

Monti zum Direktor haben, die Königin den Tischbein; also zog sich das Werk in die Länge und ward je mehr und mehr verwirrt, so daß es Tischbein sehr leidtat, es angefangen zu haben. Endlich machte Daniele den Vorschlag durch seinen Minister, daß sie beide Direktoren würden, daß der König die 600 Ducati, die Bonito hatte, zusammen lassen möchte, daß ein jeder Direktor 300 Ducati erhielt, doch ohne den Titel als Kammermaler. Der König, den man schon lange damit ennuyiert hatte, genehmigte es, und Tischbein ward mit Monti Direktor, jeder mit 300 Ducati jährlich. Tischbein bezahlte allein 300 Ducati jährliche Miete für sein Quartier; nach einigen Jahren bekam er erst vom Könige frei Logis bei der Akademie. Als ein geschickter Mann erwarb er sich Verdienste um die Akademie. Er machte nicht allein gute Einrichtungen, sondern leitete auch die Schüler gut an. Als ein braver Zeichner führte er den echten antiken Stil ein, so daß seine Lehren in der Folge gute Früchte brachten und einige wenige aus seiner Schule, die nachher als Pensionärs in Rom studierten, sehr geschickte Maler wurden. So lange er noch in Rom war, malte er sehr gut und versprach viel. Sein Konradin war gut koloriert, durchsichtig, wahr und angenehm. Auch mit verschiedenen Porträten, die er in Rom malte, machte er sich Ehre. Nachher verließ er das Malen, legte sich aufs Zeichnen, besonders etrurischer Vasen, wodurch er vielleicht seinem eigentlichen Malertalent Abbruch tat.

Enkaustik.

Da der Rat Reiffenstein in Caserta bei ihm war, so machte Hackert einige Versuche à l'encaustique, sowohl auf seine Pappendeckel als auf Holz, und auch auf getünchte Mauer oder auf große Tavolozze, die er tünchen

ließ, daß sie also wie eine Mauer waren. Der König, der vielmal in sein Studium kam, wollte das Wachse**inbrennen** selbst mit ansehen und sagte: „Morgen früh werde ich kommen.“ Hackert vermutete, daß es, wie gewöhnlich, gegen sieben Uhr sein würde; er kam aber halb fünf Uhr. Zum Glück waren schon die Bedienten auf. Hackert stieg eben aus dem Bette. Der König unterhielt sich unterdessen recht gut, bis Hackert zu ihm kam, wo er denn das Einbrennen sah und selbst Hand mit anlegte. Diese Malerei wegen ihrer Haltbarkeit auf Mauer gefiel ihm so sehr, daß er gleich sagte: „Ihr müßet mir mein Bad in Belvedere enkaustisch malen lassen!“ welches auch wirklich geschah. Der König sprach sehr viel über diese Art Malerei und wollte genau davon unterrichtet sein. Reiffenstein und Hackert waren verschiedener Meinung. Hackert behauptete, daß es beinahe unmöglich wäre, ein Gemälde in vollkommener Harmonie zu verfertigen, weil man die Farben ganz blaß sehe und auf das Geratewohl arbeite; daß man erst siehet, was man gemacht hat, wenn das Wachs eingebrannt wird; wo alsdann das heiße Wachs das in den Farben bereits befindliche schmelzet und die Farben sehr lebhaft und schön erscheinen. Reiffenstein behauptete, man könne retouchieren. Hackert gestand es ein. „Aber,“ sagte er, „man tappet bei der Retouche eben so im Dunkeln wie zuvor: denn die Farben sind blaß. Es kommt also, mit aller Praktik, auf ein gut Glück an, ob es gerät oder nicht.“ Er bewies, daß die antiken Gemälde in Portici, die in Pompeji und Herculanum gefunden waren, keine Harmonie hätten, daß die Gewänder alle mit ganzen Farben gemalt wären, als Rot, Gelb, Grün, Blau u. s. w., daß das Fleisch in diesen Gemälden gemeiniglich zu rot wäre, oder gar zu blaß und grau. Kurz, es schien ihm schwer, daß man ein vollkommenes Gemälde enkaustisch

verfertigen könnte. Überdem so ist er der Meinung, daß ein Olgemälde, wenn es mit guten Farben behandelt ist, so lange dauern kann als ein enkaustisches Gemälde auf Holz oder Leinwand. Eins und anderes muß in Acht genommen werden, wenn es sich konservieren soll. Was 5
 Verzierungen betrifft auf Mauer, da ist diese Art Malerei vortrefflich. In den Verzierungen kommt es so genau nicht darauf an, ob der Ton der Farbe etwas weniger dunkler oder heller ist. Da nun der Maler sich zu seinem ganzen Zimmer oder Saal alle Töne, die er nötig hat, 10
 bereitet, so kann es ihm nicht fehlen, daß seine Verzierungen sowohl in Clairobscur als Camajeu gleich werden. Was Arabesken und andere Sachen betrifft, wozu verschiedene Farben gehören, kann es ihm gleichfalls nicht 15
 fehlen, daß alles aus einem Tone kömmt und folglich die Harmonie in dieser Dekorationsmalerei angenehm und gut werde. Es kömmt viel darauf an, daß er seine Farben sehr gleich dick, und nicht dick an einer Stelle und an der andern dünner aufträgt: dann wird es auch bei dem Einbrennen egal. In Italien ist diese Malerei 20
 sehr nützlich, um ganze Zimmer auszumalen, denn sie hält sich sehr rein. Man staubt es ab und reibet es mit einem wollenen Tappan über, wie man einen gebohnten Tisch abreibet, so bekommt es seinen vorherigen Glanz. Man ist von allerlei Insekten frei, die sich in warmen 25
 Ländern häufig in die Kalktrizen einnisten, die sehr schwer herauszubringen sind ohne Muripigment, der aber in Weimfarben das Unangenehme hat, daß er jahrelang stinket. Ob in den nördlichen Theilen von Europa die Enkaustik anwendbar ist, müßte die Erfahrung lehren: 30
 denn da nach großen Frösten die Wände, wenn sie auftauen, öfters so schwitzen, daß das Wasser herunterläuft, so könnte es leicht sein, daß die Farben darunter leiden und vielleicht abspringen. Hernach, so ist sie gegen die

Leinwandmalerei teuer. Da bei der Dekoration viele Mode herrschet und selten der wahre gute Geschmack nach den Antiken eingeführt ist, so ist die Leinwandmalerei vorzuziehen, weil sie weniger kostet und man
 6 nach der Mode seine Zimmer beliebig verändern kann.

Studiengebäude.

Der Architekt Santarelli hatte einen Plan gemacht, wonach das große Gebäude in Neapel, die Studien genannt, ausgebaut und vergrößert werden sollte, so daß alle Kunstwerke daselbst aufgestellt werden könnten, die
 10 sämtlichen Statuen, das ganze Museum von Portici, die Gemälde von Capo di Monte, und was sonst noch von Kunstwerken und Antiquitäten sich vorfände. Der Plan war gut, bequem und anständig. Nachdem der König stundenlang mit Hackert und Santarelli alles
 15 untersucht hatte, erhielt jener den Auftrag, einen genauen Anschlag über Kosten und Ausföhrung zu besorgen. Es waren 500 000 neapolitanische Dukaten nötig. Dabei war der Plan so gemacht, daß niemand stehen konnte und, wenn die Galeerensklaven wie gewöhnlich
 20 beim Abtragen des Bergs und beim Legen der Fundamente arbeiteten, noch 40 000 Dukaten erspart wurden, die zum Transport und mehrerer Verzierung konnten angewandt werden. Der König war sehr zufrieden mit allem; Hackert verlangte jährlich 50 000 Dukaten, in der
 25 Bank deponiert, und versprach, das Ganze in zehn Jahren fertig zu liefern. Wollte man jährlich mehr dazu anwenden, so könnte in weniger Zeit alles in Ordnung sein.

Der Marchese Benuti jedoch mit seiner Bielschwänzerei verdarb alles: denn die Secretarie war schon eifer-
 30 süchtig, daß der Papst, der dem Minister abgeschlagen hatte, die Farnesischen Statuen abgehen zu lassen, das- selbe doch nachher dem Marchese Benuti und Hackert

bewilligte; und nun arbeitete sie daran, daß die Studien nicht gebaut werden sollten. Durch Kammeristinnen machte man die Königin glauben, Hackert würde den Staat ruinieren, wenn man ihn gewähren ließe. Anfangs war der König fest, nach und nach, wie gewöhnlich, 5 gewann die Königin. Da Hackert dies merkte, zog er sich mit Ehren aus der Sache und wollte mit dergleichen nichts mehr zu tun haben.

Zwei Jahre drauf tat Don Ciccio Daniele Vorschläge, wie jene Zeichnung von Santarelli ausgeführt 10 werden könnte. Sie wurden angenommen, und man vertat in zwei Jahren 350 000 Ducati, und der achte Teil war noch nicht gemacht. Als der König davon unterrichtet wurde, wollte er Rechnung abgelegt haben. Der Fiskal Marchese Bivenzio bekam die Kommission. 15 Verschiedene starben während des Prozesses, sogar der Majordomo maggiore, Prinz Belmonte Pignatelli. Der Architekt Santarelli zog sich aus der Affaire und schob alles auf den zweiten Architekten, welcher gestorben war. Der König fand sich betrogen, und die Sache blieb liegen. 20

Marchese Bivenzio, ein wahrer Patriot und Kunstliebhaber, wünschte, daß das Werk ausgeführt würde, und suchte verschiedene Male Hackert zu bereden, es von neuem anzugreifen. Dieser aber gab die kurze Antwort: 25 „Der Hof will betrogen sein; in meinem Leben mische ich mich nicht mehr in die Sache.“

Seehäfen.

Im Jahr 1787 wurde in Castellammare das erste Kriegsschiff gebaut, von vierundsiebzig Kanonen, La Partenope. Das Schiff, im Moment als es vom Stapel ablief, sollte nebst dem dabei gegenwärtigen Hof und 30 allem zuschauenden Volk vorgestellt werden. Im Grunde war der Besuch, von jener Seite her gesehen. Das Bild

wurde mit großem Detail ausgeführt, und Georg Hackert stach es nachher in Kupfer, wodurch General Acton sich sehr geschmeichelt sah.

Der König bestellte noch fünf andre große Bilder, 5
 6 lauter Seehäfen: die Zurückkehr der Eskadre von Algier mit der Aussicht der Reede von Neapel, von Santa Lucia genommen; den Hafen von Castellammare; die Zurückkehr des Königs von Livorno nach Neapel, vom Magazin de' Granai genommen; La Badia di Gaeta, 10
 10 in der Ferne der Molo di Gaeta und die päpstlichen Galeeren; eine Bue von Forio auf der Insel Ischia. Diese sechs Bilder sind in Caserta, in einem Vorzimmer des Königs.

Der König schickte Hackert 1788 nach Apulien, um 15
 15 alle Seehäfen zu zeichnen und zu malen. Er gebrauchte zu der Reise am Adriatischen Meere, von Manfredonia bis Tarent, mehr als drei Monate.

San Leocio.

Als er von gedachter Reise zurückkam, präsentierte er sich der Königin, die ihm Nachricht gab, daß der König 20
 20 in San Leocio eine Kur brauche, und ihm sagte, daß er so bald als möglich dahin gehen möchte, um dem König Gesellschaft zu leisten, der in dieser Zeit sonst niemand sehe. Hackert ging denselben Tag noch nach Caserta. Abends nach seiner Ankunft bekam er ein höflich Billet, 25
 25 im Namen des Königs geschrieben, daß er sich nicht inkommodieren möchte, des andern Morgens zu kommen; es würde Ihro Majestät aber angenehm sein, ihn um vier Uhr des Nachmittags zu sehen. Er wurde sehr gnädig empfangen, der König hielt ihn bis in die Nacht 30
 30 auf. Da er beim Weggehen die Befehle Seiner Majestät verlangte, so frug der König: „Bleibt Ihr in Caserta oder geht Ihr wieder nach Neapel?“ Hackert erwiderte,

daß er ganz von Jeho Majestät Befehlen abhinge. Der König sagte sehr gnädig und freundlich: „Wenn Ihr in Caserta bleibt, so werdet Ihr mir einen Gefallen tun, alle Nachmittag um vier Uhr zu kommen. Wir wollen Kupfer besehen und die Zeit angenehm zubringen, weil ich nicht aus den Zimmern gehen darf, bis die Kur zu Ende ist.“ So geschah es nun, und die Zeit verfloß sehr angenehm. Den letzten Tag dankte der König den wenigen Personen, die ihm Gesellschaft geleistet hatten, auf eine sehr verbindliche und schmeichelhafte Weise. Es war niemand als Duca della Miranda, Duca di Riario, der Arzt Beiro und Hackert.

Der König hatte indessen den Gedanken gefaßt, San Teocio zu vergrößern, sowohl wegen seiner Seidenfabrik, die er da anlegte, wozu er verschiedene Florentiner hatte kommen lassen, als auch wegen des alten Palastes von Belvedere, nebst der Kirche, die so zu sagen ein Palast war, welche auß neue befestigt und hergestellt werden sollten. Diesen Zweck erreichte man durch angelegte Nebengebäude, und das Ganze gewann an Solidität.

Der Architekt Collicini hatte den Bau zu besorgen. Er war ein Schüler vom alten Vanvitelli, sehr solid im Bauen, aber dem unglücklichen Borominischen Geschmac ergeben; und in dieser Art hatte gedachter Architekt schon vieles gebaut und verziert. Dem König aber, der bei Hackert in Neapel vielmals im Hause gewesen war, gefiel der dort angebrachte Geschmac, zu möblieren und die Zimmer zu verziern, gar sehr. „Es ist simpel,“ sagte er, „und schön, und doch ist ein Luxus darunter versteckt.“ Nun glaubte er im Anfang mit Collicini dergleichen selbst machen zu können; da es aber nicht gehen wollte, ließ er Hackert ganz unversehens nach San Teocio rufen und sagte: „Ihr müßt mir helfen, sonst werde ich

nicht fertig. Ich glaubte es allein machen zu können; aber ich sehe, daß ich nicht einmal dazu komme, meine Kupferstiche im kleinen Kabinett zu arrangieren. Nun habe ich Mariano Rossi hier, er soll mir einen Plafond malen. Ihr müßt mir die Gedanken dazu geben.“ Hackert antwortete: „Lassen mich Eure Majestät ein wenig darauf denken.“

Der König, der in allem, was ihn persönlich angeht, sehr feurig ist, machte zehn Schritte und frug gleich:
 10 „Was ist Eure Meinung?“ Jener versetzte: „Da dieses ein Schlafzimmer ist, so finde ich schicklich, eine Aurora in das Oval des Plafonds zu malen, und über dem Spiegel des Kamins würde der Genius des Schlags vorgestellt. Das übrige würde ganz simpel verziert, da-
 15 mit man ruhig die schöne Aussicht der Campagna felice genießen könne. Indessen findet sich vielleicht noch was Bessers, wenn Eure Majestät mir Zeit lassen, zu denken.“ Der König sagte: „Besser kann es nicht werden!“ Und so wurde es ausgeführt.

20 Nun kam es an den Saal, wo der König Personen empfing. „Hier,“ sagte er, „will ich es sauber haben, aber nicht königlich — stellet Euch vor, daß ich ein guter Baron auf meinem Landsitz bin — ohne Luxus, aber sauber. Was denket Ihr hier für den Plafond anzu-
 25 geben?“ Hackert antwortete: „Weil San Leocio ein Ort ist, wo Manufakturen angelegt werden, so finde ich schicklich, im Plafond vorzustellen, wie Pallas die Menschen lehret spinnen, weben und dergleichen.“ Das fand der König gut, und es wurde ausgeführt. In den Türstücken
 30 waren die schönen Künste vorgestellt. Die Kabinette und Zimmer von seiner Suite wurden alle simpel und anständig orniert und dienten, bei Festen Fremde aufzunehmen.

Der große Saal, der sowohl zur großen Tafel als
 Goethes Werke. XXXIV. 19

zum Tanzen diente, wurde auf folgende Weise orniert. Im Mittelbilde war Ariadne und Bacchus im Triumph vorgestellt, und in vier runden Feldern Bacchus, der den Menschen den Ackerbau, Weinbau u. s. w. lehrte. Dieses wurde sehr schlecht von Fischetti ausgeführt, so daß der König sagte, als er es fertig sah: „Es ist gut für eine Schenke, aber nicht für mich.“ Indessen, da er den Künstler selbst gewählt hatte, so ließ er's geschehen und sagte: „Die Möbel, die Ihr habt machen lassen, sind solid und elegant; die Malerei will ich nicht ansehen. Es ist mir zu langweilig, von neuem anzufangen und es herunterreißen zu lassen.“

Hernach fiel es dem König ein, ein großes Bad zu haben, von 80 Palmen Länge, wo er schwimmen konnte. Nachdem dieses gebaut war, ornierte es Hackert enkaustisch, sogar den Plafond, welches zwar mühsam war, aber glücklich ausfiel. Also ward Belvedere di San Leocio fertig. Der König gab ein Fest, wo in einem Theater, das für den einen Abend nur von Holz gebaut war, die Nina pazza per Amore von Paesiello zum erstenmal aufgeführt wurde. Hackert hatte die Anstalten zu dem Feste gemacht und, ungeachtet alles eng und klein war, dergestalt die Einrichtung getroffen, daß über 300 Damen und erste Kavaliere an den Tafeln sitzen konnten, die übrigen aber an kleinen Tischen oder stehend soupierten.

Der König und die Königin waren außerordentlich zufrieden, als sie den Tag vor dem Feste alle Anstalten sahen, indem sie nie geglaubt hatten, daß so viel Platz da wäre und daß der große Saal noch zum Tanzen nach dem Souper frei blieb. Als das Theater geendigt war, wurde soupiert. Die Herzogin Amalia von Sachsen-Weimar war dazu eingeladen. An des Königs Tafel befanden sich 48 Personen, und da eben zu der Zeit eine spanische Eskadre vor Neapel lag, so waren auch alle

Stabsoffiziere derselben zu dem Feste geladen. Nach dem Souper wurde getanzt. Der König beschenkte Hackert mit einer goldnen Dose und Repetieruhr, so daß die Königin sagte: „Gott vergeb' es mir! Ich fürchte, daß es nahe an seinem Ende ist; denn er schenkt niemals.“
 5 Indessen ist anzumerken, daß der König nicht Dosen, Uhren und dergleichen verschenkte, wie die Königin häufig that; lieber verehrte er 100, auch 200 Unzen in Gold, welches denn für den Empfänger weit besser war als
 10 eine Dose, die er mit 80 Unzen bezahlt hätte und nur 40 wert war.

Carditello.

Der König ließ Carditello bauen. Der Architekt Collicini hatte abermals den Auftrag. Es ist ein großes Jagdhaus, oder vielmehr kann man es einen Jagdpalast
 15 nennen. Es sind viele Ställe dabei, theils für Pferde, weil eine Stuterei daselbst angelegt ist, theils für Kühe, deren über 200 waren. In der angelegten Meierei wurde gute Butter und Parmesankäse gemacht. Ingleichen eine
 20 Bäckerei, um Brot für die Arbeiter zu backen; verschiedene andere Gebäude zur Landwirtschaft und Wohnungen für diejenigen, die im Winter an diesem Orte leben: denn im Sommer ist die Luft sehr übel, ja in gewissen Monaten tödlich. Indessen Leute, die da geboren sind, halten es
 25 aus, ohne krank zu werden, leben aber doch selten über 40 bis 45 Jahre.

Hackert erhielt den Auftrag vom König, den ganzen Palast von Carditello, nebst der darin begriffenen Kirche, mit Bildhauerei und Malerei zu verziern. Dieses ward
 in zwei Jahren vollendet. Am Himmelfahrtstag, als
 30 dem Fest der Kirche, ward ein Wettrennen zu Pferde auf englische Art gegeben, in einem Oval, das rings um den Palast und die Gebäude hergeht und mit Stufen wie ein Amphitheater gebaut ist. In demselben steht

auch ein runder Tempel mit Säulen, worin sich die Musik befindet. Auch waren andere kleine populäre Feste für das Volk eingerichtet, das zu vielen Tausenden herbeiströmte. Der König war sehr vergnügt, daß alles fröhlich und gut ausfiel, dankte Hackert für seine Mühe und sagte: 5
 „Das ist der einzige Palast, den ich habe, der fertig und völlig möbliert ist.“

Sizilien.

Nun fingen leider die Unruhen in Frankreich an, und es fanden sich in Neapel auch heiße Köpfe für die Sache der Freiheit und Gleichheit. Der König fuhr in- 10
 dessen immer noch fort, sich für die Künste zu interessieren. Im Jahr 1790 wurde Hackert mit einem kleinen Fahrzeug, welches man in Neapel Scappavia nennt, einer Art von Feluke, mit zwölf Mann wohl bewaffnet, ab- 15
 geschickt, die Küste von Kalabrien und Sizilien zu besuchen und alle malerischen Seehäfen zu zeichnen und Studien zu machen, wonach die Bilder in Neapel könnten gefertigt werden. Die Reise ward gegen Ende Aprils angefangen; durch üble Witterung jedoch, die in dieser 20
 Jahreszeit ungewöhnlich ist, verlor Hackert viele Zeit, indem er an öden Stellen der Küste Kalabriens, wo nichts zu zeichnen war, Halte machen mußte. Er ging darauf nach Messina, Syrakus, Augusta und Palermo, wo er zur Zeit des Festes der heiligen Rosalia ankam und den vielen Gaukeleien der fünf Tage beiwohnte. 25
 Siebzehn Tage war er in Palermo und zeichnete verschiedene Ansichten des Hafens und der See.

Der Bizekönig, Prinz Caramanica, der sein Freund schon seit langer Zeit in Neapel gewesen war, nahm ihn sehr günstig auf, und überdies hatte ihn der König noch 30
 eigenhändig an den Prinzen empfohlen. Er hatte Logis im Palast und war aufs beste versorgt. Den ersten Abend

des Festes stellte der Prinz ihn selbst der ganzen Noblesse vor: denn der Prinz hatte oft in Neapel gesehen, daß sowohl der König als die Königin Hackert bei Hoffesten an Souveräne vorstellten, welche damals Neapel besuchten. Auch fiel dieses den palermitanischen Kavallieren, die Hackert kannten und ihn in Neapel als ersten Kammermaler bei allen königlichen Festen gesehen hatten, nicht auf; hingegen die nie von ihrer Insel gekommen waren, begriffen es nicht, daß ein Maler vom Bizekönig vorgestellt würde; noch weniger war es ihnen begreiflich, daß der Bizekönig den Künstler oft bei Spazierfahrten in den Hasen und aufs Land mitnahm. Don Ciccio Carrelli, erster Sekretär des Bizekönigs, führte ihn in alle übrigen Asseembleen, wo Feste gegeben wurden.

Da der König den Vorsatz gefaßt hatte, nach Wien zu gehen, wohin ihn die Königin und die beiden Prinzessinnen begleiten sollten, so wollte Hackert noch vor der Abreise des Königs im August in Neapel sein. Er verließ daher sein kleines Fahrzeug und ging mit dem gewöhnlichen Paketboot *Il Tartaro* zurück. Wäre Hackert nicht noch mit Carditello und dessen Möblierung beschäftigt gewesen, so hätte ihn der König mit nach Wien genommen. Er wollte aber alles bei seiner Zurückkunft fertig finden, und so ließ er den Künstler zurück.

Kriegsunruhen.

Ungeachtet die Unruhen sich immer mehr und mehr verbreiteten, so ging doch alles seinen Gang fort, bis der Krieg nach Italien kam und die beiden Tanten Ludwigs XVI. aus Rom nach Neapel flüchten mußten. Da fing alles an, zu stocken. Hackert mußte sein Quartier im alten Palast zu Caserta räumen, so wie alle andern Kavaliere, denen ihre Wohnung daselbst angewiesen war; die Prinzessinnen sollten ihn beziehen. Hackert wohnte

noch ein Jahr in Caserta für sich, gab es aber auf, weil der Hof kein Quartier für ihn bezahlen wollte. Er wurde nun sehr oft nach Caserta gerufen, welches dem König am Ende mehr kostete, und Hackert verlor viele Zeit dabei. Indessen ging es noch so ziemlich. Der König kam dann und wann, aber viel seltner als sonst. Hackert sah wohl, daß das Ganze schief ging; aber er durfte sich's nicht merken lassen: denn alle Wohlgesinnten, die nicht in den Ton stimmten, den Haß und Parteigeist angegeben hatten, sondern vernünftig und ohne Leidenschaft urtheilten, waren augenblicklich in Verdacht und in Gefahr, ohne Verhör jahrelang im Gefängnis zu schmachten. Hackert, um sich zurückzuziehen und um nur die großen Festtage, wo es seine Stelle erforderte, bei Hofe zu erscheinen oder, wenn er gerufen wurde, sich zum König zu begeben, mietete sich ein klein Casino sul Vomero, welches die schönste Aussicht vom ganzen Meerbusen hatte. Wenn er zum König gerufen wurde, war Anstalt getroffen, daß die Nachricht davon in einer halben Stunde bei ihm war. Er setzte sich in den Wagen und konnte in der zweiten halben Stunde auf dem Palast des Königs sein. Also war er auf dem Lande und in der Stadt zugleich und brauchte den König nicht um Urlaub zu bitten.

Um sich von den traurigen Ahnungen zu zerstreuen, die er von den bevorstehenden Schicksalen hatte, machte er in den heißen Monaten malerische Reisen nach Monte Forte, Monte Vergine, zu den weißen Benediktinern, wo der General und viele Abte seine Freunde waren, so wie auch zu den Kamaldulensern all' Incoronata. Und so brachte er in den Apenninen, so lange die große Hitze dauerte, mehrere Monate zu. In stiller Einsamkeit malte er viele fertige Studien nach der Natur, welches er im Winter verschiedene Monate zu Pozzuoli und Bajä fort-

setzte; machte ferner kleine Reisen auf seine Kosten im Königreich, nach Cajazzo, Piedi Monte, Alisa, Sal Mattese. Allein die Sorgen begleiteten ihn überall hin.

Er gedachte daher seine Kapitalien zurückzuziehen; aber sie mußten erst aufgelündigt werden. Auch war der Kurs auf auswärtige Plätze schon so schlecht, daß man 15 Prozent verlor. Doch würde er dieses nicht geachtet haben, wäre es nur möglich gewesen, sein Geld zurückzuziehen, ohne öffentliches Aufsehen zu machen: der Hof würde es sogleich erfahren und Verdacht geschöpft haben. Also war Schweigen und Abwarten das einzige Mittel.

Endlich wurde die weltbekannte unglückliche Katastrophe zubereitet, wovon Mylord Nelson und Lady Hamilton die Triebfedern waren. Jeder mußte sein Silber hergeben. Hackert lieferte für 2400 Scudi Silbergeschirr ein. Löffel und Gabeln durfte man behalten; jenes aber wurde bei angedrohter Konfiskation verlangt. Man bekam Bankzettel, die in dreißig Tagen 50 Prozent verloren. Der König zog alles bare Geld an sich, und der unglückliche Krieg ging an, von dem niemand sich Gutes versprechen konnte, der einen Begriff von Krieg und von Armeen hatte.

Endlich flüchtete der Hof nach Palermo, und man ließ Neapel in Händen von Menschen ohne Talent und Redlichkeit. Sobald nun die Vazzaroni Macht gewannen, war die Anarchie vollkommen und jeder ehrliche Mann augenblicklich in Gefahr, sein Hab und Gut ausgeplündert zu sehen und ermordet zu werden. In dieser Lage befand sich Hackert mit seinem Bruder Georg, welche beide in einem Flügel des Francavillischen Palastes wohnten.

Nachdem der königliche Palast ausgeplündert war, standen beide Brüder hinter einer Jalousie am Fenster, um zu sehen, was für ein Lärm auf der Straße Chiaja wäre. Die Vazzaroni riefen einander zu: Wir müssen

den Francavillischen Palaſt plündern, denn die Königin hat viele ſchöne Sachen daſelbſt! Beide Brüder nahmen Hut und Stock und jeder ſeine Schatulle mit Papieren und Kameen, und was ſie ſonſt Pretioſes hatten, um ſich durch den Garten zu retten, zu deſſen Genuß ihnen die Königin den Schlüssel gegeben hatte. Sie wollten ſich nach dem Kaſino auf dem Vomero begeben. Mit einmal entſtand ein neuer gewaltiger Tumult unter den Lazzaroni, deſſen Urſache die Brüder nicht erfuhren; aber glücklichweiſe unterblieb die Plünderung. Indeffen machten ſie ſo viel als möglich inſgeheim Anſtalten, die beſten Sachen einzupacken, welches nur mit vieler Schwierigkeit geſchehen konnte, theils wegen der Lazzaroni, theils weil die Feinde in der Nähe von Neapel waren.

Franzosen.

Endlich rückten die Franzosen ein. Es iſt wohl nie von redlich gemintten Menſchen ein Feind ſo gewünscht worden, als die Franzosen in dieſem Augenblick. Es herrſchte die größte Anarchie, die man ſich denken kann: jeden Augenblick Mord und Toſchlag. Wer ſich am Fenſter ſehen ließ, konnte ſich eine Kugel erwarten. Drei Tage jedoch, nachdem die Franzosen in Neapel eingerückt waren, ſah man die wilden Lazzaroni in Lämmer verwandelt; man hatte ihrer ſieben an einem Tage erſchoſſen. Jeder konnte nun ruhig des Tages auf der Straße gehen.

Den vierten Tag fand Hackert einen Zettel an ſeiner Thüre, daß der Diviſionsgeneral Ney nebst ſeinem Generalſtab und vier Kommiſſarien bei ihm wohnen ſolle. Hackert widerſetzte ſich heftig und verlangte zu wiſſen, mit welcher Autorität dieſes geſchehe. Man antwortete, das Einquartierungsbillet von der Munizipalität ſollte des andern Tages erfolgen. Indeffen rückten 86 Jäger und Pferde in den Palaſt ein, weil ſo viel Stallung für ſie da war.

Die vier Kommissärs blieben die Nacht da und schliefen gekleidet auf Matragen: denn Hackert hatte nur drei Betten, eins für sich, eins für einen Fremden und das dritte für den Bedienten. Des Morgens wollten die Kommissärs alles versiegeln, welches mit guten und bösen Worten beigelegt wurde. Sie bemächtigten sich gleich siebzehn großer Gemälde von Seehäfen, die dem König gehörten und unten im Studium von Georg Hackert standen. Drei Seehäfen von gleicher Größe waren bei Hackert in seinem Studium oben, die er mit Mühe und Weitläufigkeiten rettete: denn er bewies endlich, daß der König sie noch nicht bezahlt habe und sie bis jetzt noch des Künstlers Eigentum wären. General Rey, der vom General Championnet zum Kommandanten von Neapel ernannt war, kam an, logierte sich in Philipps Quartier und bediente sich seines Bettes, seiner Küchengeräthschaften und alles, was da war. Der Generalstab war unten einquartiert bei Georg Hackert, wo sie in Betten schliefen, welche die Munizipalität geben mußte. Sein Studium wurde die Sekretarie. Und so gereichte dasjenige, was ihnen so viel Glück und Vergnügen gebracht hatte, den Teil eines königlichen Palastes zu bewohnen, nunmehr zur großen Unbequemlichkeit, indem sie als Privatleute gleichsam an des Königs Stelle die neuen Gäste bewirten sollten und ihre eigenen Sachen als königlich angesehen wurden; denn das besondre Verhältnis, worin sie standen, war den ankommenden Siegern nicht leicht deutlich zu machen.

Rettung.

Den General Rey lud Hackert den ersten Tag, weil sein Koch noch nicht angekommen war, zum Essen ein, und durch höfliche und kräftige Behandlung, auch durch die Vorstellung, daß sie geborene Preußen seien, wurde der General ihr Freund; und wie Hackert im Sieben-

jährigen Kriege sein erstes Auskommen als Künstler französischen Offizieren zu danken hatte, so dankte er nun französischen Generalen seine Rettung.

Es kam ein Billet von der Municipalität, daß Hackert sogleich 1200 neapolitanische Dukaten Kontribution bezahlen sollte. Das Geld war nicht vorhanden, also wendete er sich an General Rey um guten Rat. Dieser setzte sich mit ihm in den Wagen und brachte ihn zum General Championnet, dem er ihn als einen berühmten Künstler vorstellte, da er denn sehr gut aufgenommen ward. Allein von der Kontribution war diesmal nicht die Rede; doch wurde er nachher durch die erworbene Gunst auf eine indirekte Weise von derselben befreiet.

General Rey zeigte sich sehr freundlich gegen die beiden Brüder und verlangte, daß sie täglich mit ihm speisen sollten; ja er verwies es ihnen auf die höflichste Weise, wenn sie einmal fehlten. Auch gab er auf manche andere Weise an den Tag, wie sehr er sie schätze und beschütze. Hierdurch wurde Hackert in große Verlegenheit gesetzt: denn in seinem Herzen war er überzeugt, daß die Republik nicht bestehen könne und daß der König bald wieder in den Besitz seines Landes kommen würde. Viele Generale besuchten ihn nun in seinem neuen Hause, das er bezogen hatte, seitdem er den Francavillischen Palast verlassen mußte. Sie zeigten sich alle als Liebhaber der Kunst, einige als Kenner. General Rey war vertraulich und aufrichtig gegen ihn. Eines Tages sagte er: „Daß Ihr kein guter Republikaner sein könnt, ist mir sehr begreiflich; denn ein Künstler, der jährlich 6000 Livres Pension verliert, nebst einer schönen Wohnung und hundert andern Bequemlichkeiten, kann unmöglich ein Freund von der neuen Ordnung der Dinge sein; aber ihr seid ruhige Leute und habt euch weder sonst noch jetzt in Regierungsgeschäfte gemischt. Wir

schätzen euch als Artisten und respektieren euch als
 Preußen. Und wie ich euch seit einem Monat kenne,
 habe ich den besten Begriff von euch. Aber ich rate euch,
 ja ich verlange aufs dringendste, daß ihr Neapel verläßt
 5 und nach Paris gehet, denn ich kann euch vertrauen, daß
 man mir schon angeschlossen hat, euch als Royalisten ar-
 retieren zu lassen. Zieheth weg! Männer und Künstler,
 wie ihr seid, ihr könnt in der ganzen Welt ruhig leben."

Mißliche Lage.

Die beiden Brüder hatten schon längst über ihre Lage
 10 nachgedacht, ihre Verhältnisse zur Municipalität wohl
 überlegt und auch vorher schon vom General Key etwas
 Ähnliches hören müssen. Sie sahen voraus, was nach
 dem wahrscheinlichen Abzug der Franzosen sie erwartete.
 Sie beschloffen daher, sich zu entfernen und, wenn auch
 15 nicht gerade nach Paris zu gehen, wenigstens Livorno zu
 erreichen, denn der Großherzog Ferdinand war noch in
 Toskana. Einige Tage darauf sagte General Key zu
 Hackert: „Wann gehet Ihr?“ Dieser antwortete: „Mit
 dem ersten Schiffe, das neutral ist. Ein Däne liegt hier,
 20 der Quarantäne hält; mit dem will ich gehen.“ Der
 General versetzte: „Lut es so geschwind als möglich,
 denn ich habe meine Ursachen.“ Er rief sogleich seinen
 Sekretär und gab jedem einen Paß, mit der Weisung,
 ihn beständig in der Tasche zu tragen und die französische
 25 Kokarde auf dem Hut. Und so waren die beiden Brüder
 bei Hof in Palermo für Jakobiner ausgeschrien, und in
 Neapel wollte man sie als Royalisten einkertern. In
 diesem Falle befanden sich damals alle vernünftigen und
 mäßigen Leute.

Abfahrt.

30 Endlich war die Quarantäne des dänischen Kapitäns
 zu Ende, und Hackert mußte bis Livorno über 300 Piafter

bezahlen für sich, seinen Bruder, einige zwanzig Kisten und einen englischen Wagen. General Key hatte Befehl gegeben, daß nichts, was ihnen zugehörte, visitiert werden sollte. Der dänische Generalkonsul, Christian Heigelin, war auch mit auf dem Schiffe, Direktor Tischbein und andere mehr, in allem 43 Passagiere. Bei Monte Christo ward das Schiff von einem französischen Raper besucht, und weil ein Türke auf dem Schiffe war, welcher Datteln hatte, so wurde das Schiff genommen. Hackert wider-
setzte sich mit Festigkeit, zeigte seinen französischen Paß und wurde als Preuze respektiert. Indessen wollten sie das Schiff nach Bastia in Korsika bringen. Heigelin und Schwarz, als Kaufleute, wußten wohl, daß in Bastia keine Gerechtigkeit sei; also da die Raper das Schiff verlassen hatten, handelten sie mit den beiden Kerls, die auf dem Schiffe als Wache zurückgeblieben waren, und stellten ihnen vor, der Großherzog von Toskana habe schon das Land verlassen und die Franzosen seien im Besitz desselben. Sie möchten das Schiff, anstatt nach Bastia, nach Livorno bringen lassen. Dieses kostete 200 Piafter, welche Hackert mit den beiden Obgenannten bezahlte, weil sie die besten Güter auf dem Schiffe hatten.

Livorno.

Der Wind ward ungestüm und trieb das Schiff gegen Livorno, und nach einer verdrießlichen Reise von dreizehn Tagen kamen sie in der Nacht auf der Reede daselbst an. Des Morgens früh wurde das Schiff wie gewöhnlich besucht, und weil ein Raper darauf gewesen war, 25 Tage Quarantäne deklariert, welche auch im Hospital St. Jakob gehalten wurde.

Hackert ließ gleich seinen englischen Wagen wegbringen; da es aber an die Kisten kam, wollte man sie visitieren, ob auch englische Waren darin wären. Durch

den preussischen Agenten und den General Miollis aber wurde alles sogleich vermittelt und die Kisten ohne Visitation verabsolgt. Der Kaufmann Schwarz hingegen und andere hatten noch einen weitläufigen Prozeß, der erst
 5 lange hernach in Paris entschieden wurde.

General Miollis war durch General Rey schon unterrichtet, daß die beiden Gebrüder Hackert nach Paris gingen. Die Sache war aber schwer auszuführen, und man ließ die Entschuldigung gelten, daß das Meer voller Raper
 10 und das Land voller Armeen sei. Sie wählten einstweilen Pisa zu ihrem Wohnplaz und hielten sich stille, bis endlich die kaiserlichen Truppen einrückten.

Florenz.

Ein Jahr darauf zogen beide Brüder nach Florenz und richteten sich ein. Im Jahr 1803 kaufte Hackert
 15 sich eine Villa mit zwei Podere, welches so viel sagen will als zwei Bauersfamilien, welche das Land der Herrschaft um billige Bedingungen bauen. Diese Villa liegt a San Piero di Careggio, nahe bei der Villa, wo Lorenzo il Magnifico gewohnt hatte. Hackert hatte seine Woh-
 20 nung in Florenz und lebte viele Monate auf der Villa, wo ein Studium eingerichtet war, so daß er fleißig malte und sich dabei auch mit der Kultur des Landes beschäftigte. Er behandelte seinen Wein nach Chaptals Unterricht, preßte sein Öl, wie es die Provenzalen machen,
 25 legte sich einen Küchengarten an, baute das Kornland besser, ließ gemauerte Gräben ziehen, pflanzte einige tausend neue Reben, so daß sein Gütchen in kurzem sehr einträglich ward. Die Wohnung war reinlich und ein-
 30 fach eingerichtet, und er sah nur wenige Freunde und Fremde, die ihm empfohlen waren, damit die Ruhe des Landlebens nicht gestört werden möchte. Sein Bruder Georg besorgte in der Stadt den Kupferstichhandel und

was sonst von dieser Art vorkam, kam Sonnabends zu ihm und ging Montags früh nach Florenz zurück. Dieser Bruder ward ihm aber bald durch den Tod geraubt. Er starb den 4. November 1805, noch nicht 50 Jahr alt. Er wurde als Protestant in Livorno begraben: denn in Florenz ist keine Grabstätte für Protestanten. 6

Lebensende.

Noch ein ganzes Jahr verlebte Hackert in völliger Tätigkeit; doch ward er gegen Ende 1806 vom Schlagfluß befallen, worauf er noch einige Zeit mit Besinnung und Hoffnung lebte, bis er im April 1807 die Welt verließ. 10

Er gehörte zu den Menschen, die auf eine entschiedene Weise ihres eignen Glückes Schmiede sind. Sein angebornes Talent entwickelte sich bald, und ein ruhiger Fleiß, eine unausgesetzte Bemühung brachte ihn nach und nach auf den Gipfel, wo wir ihn gesehen haben. Er war eine von den glücklichen Naturen, die bei einer großen Selbstbeherrschung jedermann dienen und niemand gehorchen mögen. Er hatte die Gabe, sich in Menschen zu schicken, ohne im mindesten biegsam zu sein. Dabei gereichte es ihm freilich zum größten Vortheile, daß gerade das Fach, wozu ihn die Natur bestimmt hatte, zu seiner Zeit vor vielen andern begünstigt war. Die große Strenge und Ordnung, mit der er seine Kunst so wie seine Geschäfte betrieb, ward mild und leidlich für andre, indem sein eigentliches Metier ihn jedermann angenehm machen mußte. Die vielen Liebhaber suchten und bezahlten ihn, die vielen Dilettanten strebten ihm nach, und jeder war schon zufrieden, wenn er sich auch nur einen Schein jenes großen Talentes gewonnen hatte. So war Hackert geschätzt, ohne beneidet zu werden, und konnte immer er selbst sein, ohne den Menschen lästig zu fallen. 15 20 25 30

Seinen Brüdern war er mehr als Vater: er ward ihnen zugleich Lehrer und Gönner, Führer und Beschützer. Sein Äußeres war seinem Innern völlig gemäß. Wohlgebaut, zeigte er sich strack, ohne steif zu sein, doch mehr mit einem ernstern als gefälligen Anstand. Man hätte wohl in seinem Wesen etwas Diplomatisches finden können, welches in dem Kalten, Gefälligen der Hofleute besteht, ohne das Submisse von diesen zu haben, weil der Diplomate sich immer auch gegen die vornehmsten Personen, mit denen er umgeht, eine gewisse Würde geben muß, indem er, wenn er auch ihresgleichen nicht ist, doch ihresgleichen vorzustellen hat. Wir dürfen hierbei nicht vergessen, daß er ein Preuße von Geburt war und seinen Teil von der Glorie des großen Königs sich zueignete. Er ähnelte daher durch Tüchtigkeit, Strenge, Schärfe, Tätigkeit und Ausdauer den Besten, die uns aus dieser Nation bekannt geworden — eine Vergleichung, die, indem sie den Begriff von ihm erleichtert, ihm nur zur Ehre gereichen kann.

Nachträge.

Vor Erinnerung.

Die Nachricht von dem Tode seines verehrten Freundes Philipp Hackert erhielt der Herausgeber zugleich mit einem Paket biographischer Aufsätze, welche ihm der Verewigte in einer frühern und letzten Verordnung zugebracht hatte. Sie sind größtenteils von Hackerts eigener Hand, und freilich war die vorzunehmende und dem Verstorbenen zugesagte Redaktion manchen Schwierigkeiten unterworfen. Die Anmut solcher Aufsätze beruht auf einem natürlichen, fast mehr noch als die Rede selbst losen und ungezwungenen Stil, welcher sich jedoch in einer Druckschrift wunderbarlich

ausnehmen, ja kaum lesbar sein würde. Den Freunden des Künstlers und der Kunst eine nicht mißfällige Lektüre zu bereiten und dem Natürlichen, Wahren, Anmutigen jener Blätter bei einer Bearbeitung so wenig als möglich zu entziehen, war die Aufgabe, welche man zu lösen sich angelegen sein ließ; und man wünscht, daß die Absicht wenigstens im Ganzen möge gelungen sein. 5

Diese durch unsere Redaktion entstandne Sammlung besteht in drei Abteilungen, wovon die erste einen kurzen Abriß des Lebens- und Kunstganges unsers Hackert bis in sein vierzigstes Jahr enthält, die zweite aus dem Reisejournal eines Engländers, der mit Hackert Sizilien durchzog, die dritte aus einer Anzahl nicht eigentlich zusammenhängender Anekdoten besteht, welche jedoch die Kunst- und Lebensstätigkeit des merkwürdigen Mannes vielseitig vor Augen stellen. Möchte man von jener ersten Abteilung wünschen, daß sie etwas mehr, und von der letzten, daß sie etwas weniger ausführlich verfaßt wäre, so geschähe es wohl nicht ganz mit Unrecht. Doch hat man bei Redaktion dieser Hefte weder dort etwas zu geben noch hier etwas abnehmen können, ohne den Charakter derselben zu zerstören. Da man hier Nachrichten von einem bedeutenden Manne, und zwar durch ihn selbst erhält, so ist es billig, daß man auch seiner eigenen Art, womit er von sich spricht, etwas nachgebe. 15
20
25
Wir haben daher an diesen Aufsätzen nicht mehr getan, als nötig war, um sie lesbar zu machen, damit das meistens glückliche Leben unseres Freundes auch glatt und bequem vor den Augen des Beschauers hinfließen möge.

Was das Reisejournal betrifft, so konnte die Frage entstehen, ob es wohl der Mühe wert sei, solches zu übersetzen und abzudrucken. Sizilien, das in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts gleichsam erst für fremde Nationen entdeckt wurde, ist so vielfach durchreist 30

und beschriebenen worden, daß man sich kaum nach einer
 abermaligen, besonders nach einer älteren Reisebeschrei-
 bung sehnen möchte. Die Bemerkung jedoch, daß man
 eher müde wird, selbst zu reisen, als Reisebeschreibungen
 5 zu lesen, schien auf eine bejahende Antwort hinzudeuten.
 Freilich besitzen wir einen verständigen einsichtigen Swin-
 burne, einen edlen und männlichen Nievesel, einen heitern
 mitunter etwas übereilten Lebemann Brydone, einen ge-
 schäftigen, aber nicht immer zuverlässigen Borch, einen
 10 treuen und guten, aber etwas weitschweifigen Bartels,
 einen ernsten und gefaßten Münter, einen unterrichteten
 und blühenden Stolberg, einen wissenschaftlichen, obgleich
 nicht genug begründeten Spallanzani, den durch sein
 Kupferwerk alles gleichsam abschließenden Houel, ja noch
 15 so manche andere, daß man also gar wohl diesen Knight
 hätte entbehren können, um so mehr, als er einige seiner
 Vorgänger unmittelbar vor Augen gehabt zu haben scheint.
 Aber ein jeder, der in der Ferne ein Land studieren will,
 er habe es früher nun selbst gesehen oder nicht, wird
 20 immer so viel Zeugen aussuchen, als er nur kann, deren
 Menge in diesem Fall nur interessanter ist, weil sowohl
 die verschiedenen Zeiten, in welchen sie beobachtet, als
 die verschiedenen Standpunkte, woraus sie die Gegen-
 stände angesehen, dem Betrachtenden und Urteilenden
 25 sehr zu statten kommen. Reisebeschreibungen aus ver-
 schiedenen Jahren sind gleichsam als Chroniken solcher
 Gegenstände anzusehen; die eigentlichen augenblicklichen
 Zustände werden aufgefaßt und festgehalten, indessen sich
 in der Wirklichkeit manches verändert und sich nach
 30 wenigen Jahren ganz neue Erscheinungen dem Beobachter
 darbieten. So stand zu den Zeiten Knights Messina noch
 aufrecht, und der Weg auf den Gipfel des Atna war,
 obgleich beschwerlich genug, doch noch zurückzulegen, an-
 statt daß nach der Eruption von 1787, welche am Gipfel

selbst ausbrach, das Erklimmen desselben beinahe unmöglich ward. Von Schlüssen, die aus solchen Vergleichungen können gezogen werden, gibt uns Spallanzani ein interessantes Beispiel, indem er zusammenstellt, was seine Vorgänger von der innern Beschaffenheit des Atnäischen Kraters gemeldet hatten. Und wer von denen, die sich mit der Erdbeschreibung ernstlich beschäftigten, hat nicht mehr oder weniger auf gleiche Weise verfahren? Die Bekanntschaft, die wir bei dieser Gelegenheit mit so bedeutenden Männern machen, ist fast eben so viel wert als die Bekanntschaft mit den Gegenständen selbst: denn wo zeichnen sich die Nationen und die Individuen derselben wohl mehr aus als auf Reisen? Jeder bringt eine gewisse einheimische Urteilsweise mit; jeder hat einen gewissen Maßstab des Guten, Würdigen, Wünschenswerten oder Vortrefflichen; und auch der Zeitcharakter, den die Reisenden an sich tragen, spricht sich aus. Sadert mit seinen beiden englischen Freunden erscheint durchaus tüchtig, wohlwollend, rechtlich, auf einen bestimmten Zweck losarbeitend. Die Hauptrichtung des Jahrhunderts gegen alle Untätigkeit, und was den Menschen darin erhält, die Hauptneigung zu allem, was wirksam und förderlich ist, besonders im Staatsfache, so wie im Ökonomischen, Merkantilischen, Technischen, erscheint an diesen wenigen Männern theils in der Reisebeschreibung, theils in der Biographie. Sie bekennen sich alle zu der Religion des ehrlichen Mannes, und wir sehen einen Papst, einen König, welche Redlichkeit und Tätigkeit zu schätzen wissen, ohne zu fragen, welcher Kirche ein solcher Mann angehöre. Der Widerwille Knights gegen alles, was Faulheit und Tagdieberei begünstigt, bricht überall hervor, und so scheint er völlig jenen Tagen gemäß denkend, von welchen sich seine Reisebeschreibung datiert.

Zu dieser Apologie des gegenwärtig abgedruckten

Tagebuchs läßt sich noch hinzufügen, daß es doch auch gleichsam gefordert wird, in dem Leben eines Landschaftsmalers auch einmal die Landschaft selbst zu sehen; welches eigentlich nur durch einen Dritten geleistet werden kann, 5
 6 der, indessen der Künstler zeichnet, die wörtliche und schriftliche Schilderung der Gegend übernimmt. Mehrere Stellen dieser Art sind Herrn Knight vorzüglich gelungen. So sind es denn auch nur wenige Bogen, die man sogar nach Belieben überschlagen könnte.

10
 15
 16
 17
 18
 19
 20
 21
 22
 23
 24
 25
 26
 27
 28
 29
 30
 31
 32
 33
 34
 35
 36
 37
 38
 39
 40
 41
 42
 43
 44
 45
 46
 47
 48
 49
 50
 51
 52
 53
 54
 55
 56
 57
 58
 59
 60
 61
 62
 63
 64
 65
 66
 67
 68
 69
 70
 71
 72
 73
 74
 75
 76
 77
 78
 79
 80
 81
 82
 83
 84
 85
 86
 87
 88
 89
 90
 91
 92
 93
 94
 95
 96
 97
 98
 99
 100
 101
 102
 103
 104
 105
 106
 107
 108
 109
 110
 111
 112
 113
 114
 115
 116
 117
 118
 119
 120
 121
 122
 123
 124
 125
 126
 127
 128
 129
 130
 131
 132
 133
 134
 135
 136
 137
 138
 139
 140
 141
 142
 143
 144
 145
 146
 147
 148
 149
 150
 151
 152
 153
 154
 155
 156
 157
 158
 159
 160
 161
 162
 163
 164
 165
 166
 167
 168
 169
 170
 171
 172
 173
 174
 175
 176
 177
 178
 179
 180
 181
 182
 183
 184
 185
 186
 187
 188
 189
 190
 191
 192
 193
 194
 195
 196
 197
 198
 199
 200
 201
 202
 203
 204
 205
 206
 207
 208
 209
 210
 211
 212
 213
 214
 215
 216
 217
 218
 219
 220
 221
 222
 223
 224
 225
 226
 227
 228
 229
 230
 231
 232
 233
 234
 235
 236
 237
 238
 239
 240
 241
 242
 243
 244
 245
 246
 247
 248
 249
 250
 251
 252
 253
 254
 255
 256
 257
 258
 259
 260
 261
 262
 263
 264
 265
 266
 267
 268
 269
 270
 271
 272
 273
 274
 275
 276
 277
 278
 279
 280
 281
 282
 283
 284
 285
 286
 287
 288
 289
 290
 291
 292
 293
 294
 295
 296
 297
 298
 299
 300
 301
 302
 303
 304
 305
 306
 307
 308
 309
 310
 311
 312
 313
 314
 315
 316
 317
 318
 319
 320
 321
 322
 323
 324
 325
 326
 327
 328
 329
 330
 331
 332
 333
 334
 335
 336
 337
 338
 339
 340
 341
 342
 343
 344
 345
 346
 347
 348
 349
 350
 351
 352
 353
 354
 355
 356
 357
 358
 359
 360
 361
 362
 363
 364
 365
 366
 367
 368
 369
 370
 371
 372
 373
 374
 375
 376
 377
 378
 379
 380
 381
 382
 383
 384
 385
 386
 387
 388
 389
 390
 391
 392
 393
 394
 395
 396
 397
 398
 399
 400
 401
 402
 403
 404
 405
 406
 407
 408
 409
 410
 411
 412
 413
 414
 415
 416
 417
 418
 419
 420
 421
 422
 423
 424
 425
 426
 427
 428
 429
 430
 431
 432
 433
 434
 435
 436
 437
 438
 439
 440
 441
 442
 443
 444
 445
 446
 447
 448
 449
 450
 451
 452
 453
 454
 455
 456
 457
 458
 459
 460
 461
 462
 463
 464
 465
 466
 467
 468
 469
 470
 471
 472
 473
 474
 475
 476
 477
 478
 479
 480
 481
 482
 483
 484
 485
 486
 487
 488
 489
 490
 491
 492
 493
 494
 495
 496
 497
 498
 499
 500
 501
 502
 503
 504
 505
 506
 507
 508
 509
 510
 511
 512
 513
 514
 515
 516
 517
 518
 519
 520
 521
 522
 523
 524
 525
 526
 527
 528
 529
 530
 531
 532
 533
 534
 535
 536
 537
 538
 539
 540
 541
 542
 543
 544
 545
 546
 547
 548
 549
 550
 551
 552
 553
 554
 555
 556
 557
 558
 559
 560
 561
 562
 563
 564
 565
 566
 567
 568
 569
 570
 571
 572
 573
 574
 575
 576
 577
 578
 579
 580
 581
 582
 583
 584
 585
 586
 587
 588
 589
 590
 591
 592
 593
 594
 595
 596
 597
 598
 599
 600
 601
 602
 603
 604
 605
 606
 607
 608
 609
 610
 611
 612
 613
 614
 615
 616
 617
 618
 619
 620
 621
 622
 623
 624
 625
 626
 627
 628
 629
 630
 631
 632
 633
 634
 635
 636
 637
 638
 639
 640
 641
 642
 643
 644
 645
 646
 647
 648
 649
 650
 651
 652
 653
 654
 655
 656
 657
 658
 659
 660
 661
 662
 663
 664
 665
 666
 667
 668
 669
 670
 671
 672
 673
 674
 675
 676
 677
 678
 679
 680
 681
 682
 683
 684
 685
 686
 687
 688
 689
 690
 691
 692
 693
 694
 695
 696
 697
 698
 699
 700
 701
 702
 703
 704
 705
 706
 707
 708
 709
 710
 711
 712
 713
 714
 715
 716
 717
 718
 719
 720
 721
 722
 723
 724
 725
 726
 727
 728
 729
 730
 731
 732
 733
 734
 735
 736
 737
 738
 739
 740
 741
 742
 743
 744
 745
 746
 747
 748
 749
 750
 751
 752
 753
 754
 755
 756
 757
 758
 759
 760
 761
 762
 763
 764
 765
 766
 767
 768
 769
 770
 771
 772
 773
 774
 775
 776
 777
 778
 779
 780
 781
 782
 783
 784
 785
 786
 787
 788
 789
 790
 791
 792
 793
 794
 795
 796
 797
 798
 799
 800
 801
 802
 803
 804
 805
 806
 807
 808
 809
 810
 811
 812
 813
 814
 815
 816
 817
 818
 819
 820
 821
 822
 823
 824
 825
 826
 827
 828
 829
 830
 831
 832
 833
 834
 835
 836
 837
 838
 839
 840
 841
 842
 843
 844
 845
 846
 847
 848
 849
 850
 851
 852
 853
 854
 855
 856
 857
 858
 859
 860
 861
 862
 863
 864
 865
 866
 867
 868
 869
 870
 871
 872
 873
 874
 875
 876
 877
 878
 879
 880
 881
 882
 883
 884
 885
 886
 887
 888
 889
 890
 891
 892
 893
 894
 895
 896
 897
 898
 899
 900
 901
 902
 903
 904
 905
 906
 907
 908
 909
 910
 911
 912
 913
 914
 915
 916
 917
 918
 919
 920
 921
 922
 923
 924
 925
 926
 927
 928
 929
 930
 931
 932
 933
 934
 935
 936
 937
 938
 939
 940
 941
 942
 943
 944
 945
 946
 947
 948
 949
 950
 951
 952
 953
 954
 955
 956
 957
 958
 959
 960
 961
 962
 963
 964
 965
 966
 967
 968
 969
 970
 971
 972
 973
 974
 975
 976
 977
 978
 979
 980
 981
 982
 983
 984
 985
 986
 987
 988
 989
 990
 991
 992
 993
 994
 995
 996
 997
 998
 999
 1000

Charles Gore.

Geboren den 5. Dezember 1729 zu Horkestow in
 Yorkshire, stammte aus einer würdigen Familie, und
 einer seiner Vorfahren war Lord Mayor der Stadt
 London gewesen. Sein Vater, ein sehr rechtschaffner
 25 und wohlwollender Mann, führte den gleichen Vornamen
 und war der jüngste von drei Brüdern. Die ältesten
 wurden Parlamentsglieder, und ihn bestimmte man zur
 Handelschaft nach Art jener Zeit, wo man es jüngern
 Söhnen des ersten Adels nicht nachtheilig hielt, wenn sie
 30 ihr Glück auf diesem Wege suchen wollten. Er war eine
 Zeitlang als Direktor der englischen Faktorei in Ham-
 burg angestellt und gerade in der Epoche, als die eng-

lischen Armeen unter dem Kommando des Herzogs von Marlborough sich auf dem festen Lande befanden. Der Herzog war ihm sehr gewogen und zeichnete ihn aus; er dagegen widmete sich dergestalt der Person und dem Interesse dieses großen Heerführers, daß, als beide zurück nach England kamen und der Herzog bald in Ungnade fiel, die beiden ältern Brüder aber auf der Seite des Ministers Lord Oxford hielten, er darüber verdrießlich sich von seiner Familie trennte und sich nach Yorkshire begab, wo er eine Besizung kaufte und bei schon zunehmendem Alter heiratete.

Er hatte sieben Kinder von seiner Gattin, darunter unser Charles Gore das dritte und der einzige Sohn war. Er ward in der Westminster-Schule erzogen und, weil sein Vater bei geringem Vermögen mehrere Kinder hatte, gleichfalls der Kaufmannschaft gewidmet, da er denn mehrere Jahre auf dem Bankeomptoir seines Onkels John Gore arbeitete; als er aber einst seine Familie in Yorkshire besuchte, machte er Bekanntschaft mit einer jungen Erbin, die bei ansehnlichem Vermögen eine vorzügliche Schönheit besaß. Als er durch die Heirat mit diesem Frauenzimmer unabhängig ward, so verließ er alsbald seine kaufmännische Laufbahn, die ihm von jeher sehr mißfallen hatte. Seine Gattin brachte ihm vier Töchter, davon die zweite sehr zeitig starb; er aber blieb mit seiner Familie in Yorkshire bis zu seines Vaters Tode und beschäftigte sich diese Zeit über, so gut als die Lage seines Wohnorts zuließ, sich in jenem Talent zu üben, welches er von Jugend an bei sich entdeckt hatte, Mechanik nämlich und Schiffbaukunst. Nach dem Tode seines Vaters konnte er nunmehr seiner überwiegenden Leidenschaft für die Schifffahrt vollkommen Lauf lassen, welche bis zum größten Enthusiasmus anwuchs, als er in Hampshire die angenehme Stadt Southampton an

dem Flusse gleiches Namens zu seinem Aufenthalte wählte, die wegen der Nähe von Portsmouth mit seinen Werften und mit Spithead, wo die Flotte gewöhnlich stationiert, ihm alles lieferte, was er nur zum Studium und zur
 5 Ausübung seines Lieblingsgewerbes nötig hatte.

Dieses trieb er zehn bis zwölf Jahre unermüdet, indem er verschiedene Schiffe nach seinen eignen Modellen erbauen ließ, wovon das eine, die Schnecke genannt, ein
 10 Kutter, wegen seiner zierlichen Gestalt und der Schnelligkeit des Segelns merkwürdig und von allen Seeleuten bewundert war. Herr Gore hatte die Ehre, in diesem Schiffe die Brüder Ihro Majestät, die Herzoge von York, Gloucester und Cumberland, von Southampton auf Spithead, Portsmouth, die Insel Wight und sonst umher-
 15 zuführen. Gewöhnlich brachte er seinen Sommer, ja den größten Teil des Jahres damit zu, daß er mit der Flotte die Küste von England besuhr, auch die Küsten von Frankreich, die Inseln Guernsey, Jersey und andre besuchte und auf diese Weise die Kenntniß des Schiffbaues und
 20 des Seewesens sich eigen machte, wodurch seine Zeichnungen so außerordentlich schätzbar werden. Er hatte beständig zwei Matrosen im Dienste und stand selbst immer am Steuerruder. Zu einer Fahrt auf die hohe See nahm er alsdann mehrere Mannschaft.

Erst in dem Jahr 1773 ward er veranlaßt, diese
 25 seine Lage und eine Lebensart aufzugeben, die ihm so äußerst angenehm war; doch der schlimme Gesundheitszustand seiner Gattin und die Meinung der Ärzte, daß die Luft von Southampton ihrer Genesung entgegenstehe,
 30 bewogen ihn, um ihrentwillen einen mildern Himmelsstrich zu suchen und seine Familie zu einem Winteraufenthalt nach Lissabon zu versetzen. Aber die Gesundheit seiner Gattin wurde dadurch so wenig gefördert, daß er das nächste Jahr nach England zurückzukehren

im Begriff stand, als unvermutet ein alter Bekannter ankam, Kapitän Thompson, der den Levant, eine Fre-
gatte von 32 Kanonen, kommandierte und auf seinem
Wege in das mittländische Meer in Lissabon ansprach.
Herr Gore konnte dem freundlichen Erbieten des Kapi- 5
tänns nicht widerstehen, der ihn und seine Familie nach
Livorno zu bringen versprach; und weil dieser geschickte
Schiffmann den Auftrag hatte, den verschiedenen eng-
lischen Garnisonen Geld zu bringen, so fand Herr Gore
die erwünschte Gelegenheit, Gibraltar und Port Mahon 10
auf der Insel Minorca zu sehen, an welchem letzten
Platz der Kapitän sich beinahe drei Wochen aufhielt.

Sie trennten sich in Livorno. Nachdem Herr Gore
sich fast ein Jahr in Florenz aufgehalten und seine
jüngste Tochter dem Lord Comper, der daselbst ansässig 15
war, verlobt hatte, zog er mit seiner Familie nach Rom
und Neapel und kehrte nach einiger Zeit der Vermäh-
lung seiner Tochter wegen nach Florenz zurück, nachdem
er vorläufig ein Haus in Rom gemietet hatte, wo er sich
denn meistens bis zum Jahr 1778 aufhielt. 20

Während dieser Zeit machte er vertraute Bekant-
schaft mit Philipp Hackert, dem berühmten Landschafts-
maler. Sie brachten zwei Sommer zusammen auf Castel
Gandolfo und Albano zu, immerfort mit verschiedenen
Lustreisen beschäftigt, wobei sie immer nach der Natur 25
studierten und zeichneten; welches in dieser göttlichen,
reichen und durch so mannigfaltige Schönheiten verherr-
lichten Gegend ein großer Genuß war.kehrten sie
gegen den Winter nach Rom zurück, so brachte Gore
seine meisten Abende in Hackerts Hause zu, wo sich einige 30
deutsche Künstler, ingleichen englische und andere Fremde
ebenfalls einfanden, die sich wie er den Künsten ergeben
hatten. Gewöhnlich saßen sie um einen großen Tisch,
auf welchem mehrere Lampen stunden, und jeder wählte

sich ein Vorbild aus Hackerts schönen Studien nach der Natur, indessen ein italienischer Abbate ihnen den Tasso und die übrigen vorzüglichsten italienischen Dichter vorlas und erklärte. Der Abend ward gewöhnlich mit einer
 6 mäßigen, aber guten Tafel beschloffen, und die Träume dieser kleinen Sozietät sollen oft besonders malerisch gewesen sein.

Im Jahre 1777 unternahm Herr Gore, in Gesellschaft seiner Freunde Hackert und Knight, die Reise nach
 10 Sizilien, woran er sich zeitlebens so gern erinnerte. Nach drei Monaten kehrten sie nach Rom zurück, und im folgenden Jahre verließ Gore Italien, um nach der Schweiz zu gehen. Hackert begleitete ihn abermals, bis Venedig, wo sie mit großen Schmerzen von einander schieden, in-
 15 dem Hackert mit einer Gesellschaft junger Engländer und Russen die Borromeischen Inseln besuchen wollte.

In der Schweiz verweilte Gore beinahe zwei Jahre und kehrte nach England zurück, indem er auf dem Wege Frankreich, die Niederlande und Holland besuchte. In
 20 seinem Vaterlande hielt er sich abermals gegen zwei Jahre auf; als aber im Jahr 1785 die Gesundheit seiner Gattin von neuem zu sinken anfang, so brachte er sie nochmals aufs feste Land und kehrte unmittelbar von Spaa nach England allein zurück, um seine Geschäfte in Ord-
 25 nung zu bringen, indem er sich vorgenommen hatte, sich durchaus in Neapel niederzulassen. Aber ein unerwartetes Unglück zerstörte diesen Plan. Während seiner Abwesenheit starb die geliebte Gattin zu Spaa den 22. August 1785 an einem Flußfieber, den neunten Tag ihrer Krank-
 80 heit, zum größten Schmerz ihrer Töchter, denen sie mit Recht so wert und teuer gewesen. Auf Anordnung ihres Gemahls ward ihr Leichnam ins Vaterland gebracht. Herr Gore hatte jene traurige Nachricht zu Shobdencourt in Shropshire vernommen, da er am Podagra in dem Hause

seines Freundes Lord Bateman darniederlag, der mit seiner trefflichen Gemahlin ihm in diesen körperlichen und Gemüthsbedrängnissen den lebenswürdigsten Beistand leistete. Sobald er wieder hergestellt war, kehrte er zu seinen Töchtern zurück, hielt sich einige Monate im Haag auf, wo er sich vornahm, den bisher noch unbetretenen Teil von Deutschland zu besuchen. Sie gelangten im Oktober 1787 nach Weimar und setzten ihre Reise nach Dresden und Berlin fort und wurden zuletzt durch die zuvorkommende Güte und Freundlichkeit der weimarischen Herrschaften bewogen, sich im Jahre 1791 in Weimar niederzulassen.

Die Gegenwart dieses vortrefflichen Mannes ist unter die bedeutenden Vorteile zu rechnen, welche diese Stadt in den letzten Jahren genossen. Seine Persönlichkeit machte stets einen wohlthätigen Eindruck. Einfach, freundlich und gefällig erwies er sich gegen jedermann; selbst noch im Alter machte seine Gestalt, seine Gesichtsbildung einen sehr angenehmen Eindruck. Der Unterhaltung mit ihm konnte es niemals an Stoff fehlen, weil er vieles gesehen, erlebt und gelesen, ja man kann sagen keinen Augenblick des Lebens mit unbedeutenden Gegenständen zugebracht hatte. Seine ansehnlichen Einkünfte setzten ihn in den Stand, bequem und behaglich zu leben und dabei großmütig, gegen Tätige fördernd, gegen Leidende hilfreich zu sein. Sein durchaus gleichförmiges Betragen machte seine Gesellschaft sicher und angenehm, und selbst wenn er am Podagra litt, war er noch heiter, mittheilend und unterhaltend. Sein früheres Leben auf der See, an den Küsten, in schönen und bedeutenden Gegenden hatte jene Lust in ihm erregt, solche flüchtige Augenblicke zu fixieren. So hatte er sich der Prospektzeichnung ergeben und war hauptsächlich dadurch mit Hackert innig verbunden. Um desto gewisser von der

Richtigkeit solcher Abbildungen zu sein, hatte er die Camera obscura angewendet, deren Mängel ihm zwar nicht verborgen waren, deren er sich aber doch als Liebhaber mit vielem Vortheil zu bedienen wußte. Er setzte
 5 dergleichen Übungen immer fort, welches ihm um so leichter ward, als er an Rat Kraus, einem sehr geschickten und in diesem Fache fertigen Künstler, den besten Gehilfen fand. Er machte mit demselben verschiedene Reisen, davon ich nur der zu der Belagerung von Mainz
 10 und der nach den Borrromeischen Inseln gedenke.

Was ihn aber zu Hause auf eine sehr angenehme Weise beschäftigte, war die Sorgfalt, womit er seine früheren Zeichnungen zusammenstellte, ordnete, ausarbeitete, durch Nachzeichnungen aus Reisebeschreibungen ergänzte
 15 und in große Bände zusammenbinden ließ. Hieraus entstand eine vorzügliche Folge von Ansichten. Sissabon, Gibraltar, Minorca, die Küsten des Mittelmeers, Sizilien, Italien waren unter verschiedenen Gesichtspunkten glücklich aufgefaßt und mit der Leichtigkeit eines Lieb-
 20 habers dargestellt. Die Seestücke und Häfen zeichnen sich vorzüglich durch trefflich gezeichnete Schiffe aus: denn indem Herr Gore so lange Zeit sich mit dem Schiffbau abgegeben, so waren ihm diese wichtigen Gebäude nicht bloß dem Scheine nach bekannt, sondern er verstand
 25 ihre Formen so wie die ganze Technik, wodurch sie bewegt werden, aufs genaueste. Wie ein tüchtiger Figurenzeichner, der mit der Anatomie wohl vertraut ist, die Gelenke an den rechten Ort setzt, so waren bei ihm die Teile des Schiffs im rechten Verhältnis, weil er ihren
 30 Gebrauch und die Wirkung, die sie hervorbringen sollten, sehr genau kannte; wie er denn auch bis kurz vor seinem Ende mit der Gesellschaft zu Verbesserung des Schiffbaus in London, deren Mitglied er war, in beständigem Verhältnis blieb und ihr seine Betrachtungen mittheilte,

die er über diesen Gegenstand immer fortsetzte. Als Beweis seiner unveränderlichen Neigung zu diesen Gegenständen kann man anführen, daß er nicht vierundzwanzig Stunden vor seinem Ende, welches den 22. Januar 1807 erfolgte, seiner Tochter den Wunsch ausdrückte, daß sie bei ihrem Ableben ein Legat der Sozietät der Marine zu London hinterlassen möge. Eben so verordnete er in seinem Testamente, daß von den alten Matrosen, welche mit ihm jenen Kutter, die Schnecke, geführt hatten, der eine, welcher noch am Leben war, eine Pension regelmäßig bis an sein Ende erhalten sollte; welches denn auch durch seine treffliche Tochter gewissenhaft erfüllt worden.

Jene Sammlung, die in den letzten Jahren seine größte Freude gemacht hatte, ward nach einer kurz vor seinem Tode ausgesprochenen Verordnung Ihro des Herzogs von Weimar Durchlaucht zum Andenken übergeben. Es sind diese schönen Bände auf die Bibliothek niedergelegt und werden daselbst aufbewahrt. Eine Marmorbüste des Herrn Gore wird daselbst auch das Andenken an seine Persönlichkeit erhalten. Seinen Überresten gestattete man den Vorzug, in der Hofkirche niedergesetzt zu werden, wo sie neben seiner ältern Tochter Elise Gore, einer der würdigsten Schülerinnen Hackerts, die ihrem Vater vorausgegangen, eine Ruhestätte gefunden. Ihm daselbst ein wohlverdientes Monument zu setzen, war seiner jüngern Tochter Emilie vorbehalten.

Ausführliche Beschreibung der sechs Gemälde,
die zwei Treffen bei Tschesme vorstellend.

Erstes Gemälde.

Evolution, um den Feind zu der Schlacht vom 5. Juli 1770 zu nötigen.

Die türkische Flotte war in einem Halbzirkel am rechten Ufer des festen Landes bei Tschesme geordnet.

Das türkische Schiff mit der großen rot und grünen Flagge und dem roten Wimpel auf dem großen Mast kommandierte der Kapitän Bascha; das Schiff mit der großen gelb und roten Flagge auf dem großen Mast war des Contreadmirals; das Schiff mit der großen roten Flagge auf dem Fockmast befehligte der zweite Contreadmiral; alle andren türkischen Schiffe führen rote Flaggen und Wimpel. Auf dem Lande hinter der Flotte stehen die Landtruppen, 30 000 Mann stark, die Landung der Russen zu verhindern und die Schiffstruppen im Nothfalle abzulösen. Hievon sieht man nur einen Teil auf dem Bilde, indem Lager und Zelte durch die Schiffe und den Rauch bedeckt sind; so wie man auch von mehreren Galeeren, kleinen Schiffen und Schaluppen zum Transport der Mannschaft nur einige vorgestellt sieht.

Der Obergeneral der kaiserlichen Flotte, Graf Orlow, hatte beschlossen, die Feinde bei geringem Winde, der ihn jedoch begünstigte, anzugreifen, und rückte um 11 Uhr mit drei Divisionen vor. Die erste Division von drei Schiffen, die Europa, St. Gtasi und Tri Swetiteli, befehligt der Admiral Spiridow, dessen große Flagge auf dem Mittelmast des zweiten Schiffes St. Gtasi, worauf er sich befand, zu sehen. Diese ganze Division hat blaue Windsfahnen. Das erste Schiff, Europa, wendet sich, indem es auf den Feind seine Ladung abfeuert, welcher schon die russische Flotte eine Zeitlang beschossen hatte. Die zweite Division, gleichfalls von drei Schiffen, St. Januarius, Trierarcha und Kastislaw, rückt in Linie vor und wird von dem Obergeneral, dem Grafen Orlow, befehligt, der auf dem Schiffe Trierarcha sich befindet, auf dessen großem Mast man die große Kaiserflagge sieht. Auf dem Fockmast ist die große rote Flagge, als Zeichen des Angriffs. Diese ganze Division hat weiße Windsfahnen. Die dritte Division besteht aus

drei Schiffen, Ne tron menja, Swetoslaw und Saratow, unter den Befehlen des Admirals Elphinstone, der sich auf dem Schiffe Swetoslaw befand. Es hat die Contreadmiralsflagge auf dem Besanmast. Die ganze Division hat rote Windfahnen und rückt gleichfalls in Linie vor. Die Bombarde, die sich bei der zweiten Division nach vorn zu befindet, wirft beständig Bomben auf den Feind.

Zweites Gemälde.

Treffen von Tschesme den 5. Juli 1770.

Das Schiff St. Estafi, welches das Schiff des türkischen Contreadmirals genommen hatte, war, von dem großen brennenden Mast desselben entzündet, aufgefliegen. Die Trümmer desselben sieht man im Vordergrund. Man erblickt Russen, welche die türkische Flagge retten, um dieses Zeichen ihres Siegs zu erhalten; an der andern Seite mehrere Türken und Russen, die sich um die Wette auf einen Teil der Trümmer zu retten suchen. Weiterhin erblickt man eine russische Schaluppe, die eine Menge russischer Soldaten und Matrosen rettet, die mit dem Schiff aufgefliegen waren. Alle die übrigen Schaluppen eilen herbei zu demselben Zweck, aufgefordert durch den roten Wimpel auf dem Foamast des Admiralschiffs Trierarcha. Dasselbe Schiff hat Anker geworfen und schlägt sich unaufhörlich mit kleinem Gewehr- und Kanonenfeuer. Das Schiff Kastislaw hält an der Windseite, um sich mit Vorteil zu schlagen. Das Schiff Tri Swetiteli, um der Gefahr zu entgehen, von dem brennenden türkischen Schiff entzündet zu werden, durchbrach die Linie der Türken unter fortdauerndem Gesecht. Die Europa und der Heilige Januarius fahren fort, zu manövrieren, indem sie die feindlichen Schiffe beschießen. Die dritte Division des Contreadmirals Elphinstone ist noch nicht in den Streit verwickelt. Die Schaluppe, die

sich entfernt, ist die, welche den Admiral Spiridow und den Admiral Grafen Orlov gerettet hatte. Das Schiff des türkischen Contreadmirals, das durch den St. Estasi genommen war, entzündete sich. Die türkische Mann-
 5 schaft, um sich zu retten, stürzte sich ins Meer; einige Stunden darauf erreichte das Feuer die Pulverkammer, und das Schiff flog auf. Der erste türkische Contre-
 10 admiral hat sein Ankertau gekappt, seine Flaggen gesenkt, und entfernt sich, um nicht durch gedachtes Schiff angezündet zu werden. Ein anderes in der Nähe macht Anstalten, dasselbe zu tun, während es sich noch schlägt. Alle übrigen Schiffe, dieselbe Gefahr und das beständige Feuer der russischen Flotte fürchtend, kappen gleichfalls ihre Ankertäue und beginnen ihren Rückzug.

Drittes Gemälde.

Rückzug der Türken in den Hafen von Tschesme.

15 Die Türken ziehen sich in den Hafen zurück mit gesenkten Flaggen. Das Schiff *Trierarcha*, worauf sich der Graf Orlov befand, gab das Signal zum Verfolgen, indem eine rote Flagge mit einem weißen Oval in der Mitte am großen Mast unter der Kaiserflagge auf-
 20 steckt war. Das Schiff selbst aber und der *Kastislaw* ist noch im Gefecht mit den Feinden, indes der übrige Teil die Flotte verfolgt. Die Schaluppen, welche befehligt waren, die Mannschaft des aufgeslogenen Schiffes zu retten, kehren zurück und nähern sich ihren Schiffen.
 25 Der Vordergrund stellt eine kleine Insel vor, wo sich ein türkischer Posten befindet, der den russischen Schaluppen durch ein anhaltendes Feuer beschwerlich fällt; sie antworten demselben, indem sie ihren Weg fortsetzen. Mehrere Türken von der Mannschaft des aufgeslogenen
 30 Schiffes retten sich auf diese Insel.

Viertes Gemälde.

Nächtlicher Angriff vom 7. Juli 1770.

Die vier Schiffe, Europa, Rastislaw, Ne tron menja und Saratow, zwei Fregatten, Afrika, Nadeschda, und eine Bombarde machen die Eskadre aus, die den Feind angreifen sollte. Sie war vom Contreadmiral Greigh befehligt, der auf dem Schiff Rastislaw sich befand. Auf dem Gipfel des großen Mastes sieht man die Korvette und auf dem Flaggenmaste drei angezündete Schiffslaternen, welche das Zeichen zum Angriff sind. Um den Angriff zu maskieren, scheint die übrige Flotte sich segelfertig zu machen. Die vier Brander liegen vor Anker und erwarten das Signal zum Handeln. Die Bombarde wirft beständig Bomben. Die Fregatte Nadeschda nähert sich der türkischen Batterie von 22 Kanonen, ungeachtet ihres beständigen Feuers. Die Fregatte Afrika nähert sich von der andern Seite, um die Vollendung einer andern angefangenen Batterie zu verhindern. Die türkischen Schiffe, alle vor Anker in dem Hafen von Tchesme, fangen, indem sie die Annäherung der russischen Eskadre bemerken, zu kanonieren an.

Fünftes Gemälde.

Verbrennung der türkischen Flotte im Hafen von Tchesme.

Die drei Schiffe Europa, Rastislaw und Ne tron menja liegen vor Anker am Eingang des Hafens, nahe bei der feindlichen Flotte, welche sie immerwährend beschiefen. Der Saratow bleibt zurück, um im Nothfall eines dieser Schiffe zu ersetzen. Die Fregatte Nadeschda feuert auf die Batterie von 22 Kanonen; Afrika fährt fort, die Errichtung der zweiten Batterie zu verhindern. Die Bombarde feuert unaufhörlich.

Da der Wind sich völlig gelegt hatte, sendete der

Graf Orlov die Schaluppen zu jenen Schiffen, um sie im Fall einer Gefahr wegbringen zu können. Die andern Schiffe der Flotte liegen vor Anker. Die vier schon abgeschendeten Brander haben die türkische Flotte in Brand gesteckt, wovon ein Teil schon durch die glühenden Kugeln der drei Schiffe entzündet gewesen. Man hat die beiden Effekte eines Schiffs, welches aufsteigt, vorgestellt. Der erste ist der, wo man die Feuersäule sieht, die sich in Wolken ausbreitet, ungefähr drei Minuten dauert und sich alsdann, wie man auf dem zweiten Effekt sieht, in das rote Feuer mit Funken verwandelt, in dessen Mitte eine Rauchsäule aufsteiget, welche sich nach oben verbreitet und auch ungefähr drei Minuten dauert. Man hat für gut befunden, zwei Schiffe vorzustellen, deren eines drei Minuten nach dem andern aufgesflogen wäre, um die verschiedenen Wirkungen einer solchen Explosion sehen zu lassen. Zugleich sieht man, daß die Flammen der feindlichen Flotte sich einem Teil der Stadt und den nächsten Landhäusern mitgeteilt haben.

Sechstes Gemälde.

Rückkehr der siegreichen Flotte am Morgen des 8. Juli 1770.

Die Eskadre der drei Schiffe, die beiden Fregatten und die Bombarde kehren bei Anbruch des Tages von ihrer glücklichen Unternehmung zur Flotte zurück und bringen ihre Beute mit, nämlich das Schiff Rhodus mit gesenkter Flagge unter der russischen, sodann vier Galeeren, die einzigen Überbleibsel der türkischen Flotte. Das Schiff Kastislaw, indem es sich dem Schiff Trierarcha nähert, grüßt den Oberbefehlshaber, dessen Schiff antwortet. Im Vordergrund sieht man die Trümmer mehrerer feindlichen Schiffe, und Türken, die sich zu retten suchen.

Über Landschaftsmalerei.

Theoretische Fragmente.

Es läßt sich wohl denken, daß ein Mann wie Philipp Hackert, der seiner Natur nach so verständig war und immerfort in einem klaren Bewußtsein lebte, Betrachtungen über die Kunst im allgemeinen, besonders aber über die Art, wie er solche behandelt, wie er in derselben zu einem hohen Gipfel gelangt, während einer so tätigen und langen Lebenszeit öfters angestellt habe. Er war zu solchen theoretisch-praktischen Bemerkungen durch die Sulzersche Theorie, auf die er einen sehr großen Wert legte, aufgefordert und fühlte in sich wohl den Beruf, dasjenige, was er so gut ausübte, auch gelegentlich auszusprechen. Er hatte stets Liebhaber und Künstler als Schüler um sich und theilte denselben gern seine Überzeugungen mit. Da es sich ihm nun so gut zuhörte und jedermann sich leicht durch einen so trefflichen Meister überzeugt fand, so wünschte man natürlich, diese fruchtbaren Lehren auch aufs Papier fixiert zu sehen, und gab ihm diesen Wunsch öfters zu erkennen. Er ließ sich daher bewegen, wiederholte Versuche zu solchen didaktischen Aufsätzen zu machen; allein es wollte ihm nicht gelingen, seine so wohlgefaßten Gedanken mit einer gewissen Methode darzustellen.

Es liegen mehrere Papiere vor uns, welche von dieser Bemühung zeugen, und ihr Inhalt ist wert und würdig genug, aufbewahrt zu werden. Allein es kann dieses nur in Gestalt von Fragmenten geschehen, die wir denn auch so unsern Lesern mittheilen.

Nach Ihrem Verlangen, mein Freund, erhalten Sie hiermit meine Gedanken über die Landschaftsmalerei. Gewöhnlich glaubt man, es sei etwas Leichtes, Land-

schaffen zu zeichnen und zu malen. In diesem Irrtum stehen die meisten Liebhaber, ja sogar Künstler, denen es an Einsicht und Kenntniß fehlt. Einige Massen, mit einem gewissen Effekt zusammengestellt, können unsrer
 5 Einbildungskraft als eine Landschaft erscheinen, die aber sehr unvollkommen ist. So findet man sogar verschiedene Steine, wo die scherzende Natur Städte, Häuser, Türme, ja sogar oft Bäume vorgestellt hat. Im Luchmachell-Marmor sieht man allerlei Figuren, besonders
 10 Köpfe, sowohl Karikaturen als schöne Gesichter. Dies hängt aber mehr von unserer Einbildungskraft ab; wie denn auch einer mehr oder weniger als der andere in solchen Dingen zu sehen glaubt. Und solchen zufälligen Naturerscheinungen sind gar oft die unbestimmten Entwürfe mancher Maler ähnlich.

Viele misrathene Historienmaler legten sich auf das Landschaftsmalen, weil sie es für leicht hielten; ja sie glaubten, sich zu erniedrigen, und hätten dergleichen Dinge nicht unternommen, wenn sie sich dadurch nicht
 20 ihren Lebensunterhalt verschafft hätten; ja sie sprachen selbst mit Verachtung davon. Allein es glückte ihnen auch nicht. Viele haben sich Jahre durch gequält, ohne etwas hervorzubringen; auch ist ihr Name unbekannt geblieben.

Es ist beinahe nicht möglich, zu einem Grade der Vollkommenheit zu gelangen, wenn man diese Kunst der Landschaftsmalerei nicht in ihrem ganzen Umfange studiert. Ich finde, daß bei allem Fleiß das menschliche Leben dazu zu kurz ist, wie zu allen andern Künsten. Jetzt,
 30 da ich sechzig Jahre alt bin, fange ich erst an, wahr zu sehen und die Natur richtig zu beurteilen und nachzuahmen, ungeachtet ich von meinem sechzehnten Jahre an sie belauschet und mit Eifer und Fleiß studiert habe.

Es gehört zu der Landschaftsmalerei überhaupt nicht
 Goethes Werke. XXXIV. 21

allein ein feiner Geschmack und ein feines Gefühl, sondern es ist auch ein anhaltender Fleiß erforderlich, alle nötigen Studien zu machen, die so mannigfaltig sind, daß man sich kaum vorstellt, wie viele Gegenstände man nachzuahmen und ihnen den Charakter der Wahrheit und Schönheit zu geben hat, man mag nun nach der Natur zeichnen oder malen. 5

Ferner gehört eine gute Gesundheit dazu, die Veränderung der Witterung zu ertragen, weil der Landschaftsmaler die Sommermonate in öden Gegenden zu bringen muß, wo die Natur von Menschenhänden noch nicht verstümmelt ist. Nahe bei den Städten findet man Kultur, aber keine malerischen Gegenstände, obgleich viele Liebhaber diese Landschaften vorziehen. Sie denken an das schöne angebaute Land, das so ergiebig ist und so manche reiche Ernten verschafft an Öl, Wein, Obst und andern Früchten mehr, die in dem italienischen Klima nahe bei einander wachsen, so daß man zum Beispiel Toskana einen wahren Garten nennen kann. Diese Vorstellung der Fruchtbarkeit macht nun jenen Liebhabern die Natur, aus solchem Gesichtspunkt betrachtet, schön; und obgleich die Gegenstände in diesem Sinne auch mögen schön genannt werden, so sind sie doch nur für den Landschaftler selten brauchbar, außer in der Ferne und in mittleren Planen; da können sie gut und dienlich sein, selten aber nahe, und im Vorgrunde ganz und gar nicht: die Natur ist zu sehr gekümmert, selten malerisch. Je weniger die Gegenden kultiviert sind, je malerischer sind sie. An Vorgründe ist bei jenen Gegenden nicht zu denken, die sich äußerst selten finden. 10 15 20 25 30

Nach meiner Meinung muß der Landschaftler Figuren gezeichnet haben, damit er seine Landschaften staffieren kann und dadurch Leblichkeit gewinnt, Vieh und allerlei Tiere zu zeichnen und nach der Natur zu malen. Ich

finde es nötig, daß er in mathematischen Wissenschaften belehrt sei, daß er Architektur, Optik und Perspektive kenne; besonders muß er sich ein gutes perspektivisches Auge angewöhnt haben, die Natur richtig nachzuahmen.

6 Viele Liebhaber, auch Künstler selbst, preisen sehr die Camera obscura und raten an, daß man viel darin zeichnen soll. Nach meiner Meinung kann sich ein Liebhaber wohl damit amüsieren; der Künstler aber muß sie nie brauchen, weil sie ihm nachtheilig ist, aus Ursache, weil sie nicht richtig sein kann. Außer dem Fokus sind

10 alle Linien, wie bekannt, krumm: alles zieht sich in die Länge, alle Kleinigkeiten, die sie anzeigt, werden zu klein; dadurch gewöhnt er sich eine kleine Manier an, und weil die Lichtstrahlen durch verschiedene Gläser gebrochen werden, bis sie außs Papier fallen, so sieht man alles verdunkelt. In der Ferne und im Mittelgrund vermißt man den schönen Silberton, der mit dem Lustton so schön in der Natur herrscht. Hier ist alles mit einem leichten Flor überzogen, mit einem gewissen Rauchton, den viele

20 Künstler Speckton nennen und den man sich in der Folge schwer abgewöhnen kann. Überhaupt ist es in der Kunst schwierig, das Angewohnte abzulegen, besonders wenn man sich einmal falsche Maximen in den Kopf gesetzt hat. Ich nenne das in der Kunst zurücklernen; dieses

25 ist viel mühsamer und schwerer, als auf dem rechten Wege vorwärts zu gehen.

Nach meiner Meinung und Übung finde ich, daß man weit mehr hervorbringt, wenn man vollkommen in der Größe, wie man das Bild machen will, den Kontur nach der Natur mit bloßem Auge zeichnet, ohne weitere

30 Hilfsmittel. Hat man die Perspektive wohl gelernt, so wird es leicht werden, die Natur richtig nachzuahmen. Der Künstler muß sich an das Große gewöhnen, daß nicht zu viele Kleinigkeiten in die Zeichnung oder in das

Bild kommen, die in einem kleinen Raum nur Unordnung machen und unmöglich darzustellen sind. Er muß vieles weglassen, um die wahre Illusion des Gegenstandes hervorzubringen, und so gewöhnt sich sein Auge nicht allein an einen großen Stil, sondern auch nach und nach an den Silberton der Natur, und je mehr er zeichnet und malt, je mehr lernt er diesen Ton sehen, kennen und nachahmen.

Es ist freilich Anfängern nicht zu raten, große italienische Ausichten sogleich zu zeichnen und zu malen, wo man öfters von einem Hügel oder Berg in einer Entfernung von 40 bis 60 Miglien das Meer entdeckt oder die weit entfernten Apenninen. Ich habe den Atna 120 Miglien vom Meer aus gesehen. Man muß mit kleinen Entfernungen, die sehr deutlich prononciert sind, anfangen, wo die Pläne durch Flüsse, Seen, Wälder, mit Getreide bebautes Land deutlich abgeschnitten sind, daß man Auge und Hand nach und nach daran gewöhnt, daß man mit Geschmac und Fertigkeit alle Gegenstände, die einem aufgegeben werden oder die man selbst wählt, nachzuahmen versteht, durch Kunst und Geschmac, ohne die Wahrheit der Natur zu alterieren.

Da die Gegenstände so mannigfaltig in der Natur sind, so muß der Künstler viele Zeit anwenden, alle kennen zu lernen und zu zeichnen. Das Studium der Bäume braucht viel Übung und Zeit. Nach meinem Prinzip teile ich im allgemeinen alle Bäume überhaupt in drei Klassen ein, so wie ich sie selbst radiert und herausgegeben habe. Nach diesen muß der junge Künstler und Liebhaber, wenn er zeichnen lernen will, seine Hand üben. Das erste ist der Kastanienbaum. Kann er dessen geschwankige Blätter und Partien zeichnen und gruppieren, so ist es ihm hernach leicht, den Nußbaum, die Esche und alle Bäume, die längliche Blätter haben, zu zeich-

nen: denn er zieht seine gruppierten Blätter nur mehr oder weniger lang; der übrige Charakter des Baums besteht in seinem Stamm, im Schwung der Äste und in der Form des Ganzen, wie auch im Kolorit. Hernach
 5 kommt der Eichenbaum, welcher ein zackiges Blatt hat. Kann er dieses mit Freiheit hinzeichnen, so wie man schreibt, so ist ihm leicht, alle Arten von Eichen, Dornen, Weinstöcken u. s. w., genug alles, was zackige Blätter hat, zu zeichnen. Das dritte Blatt ist die Pappel, welches
 10 ein rundes Blatt ist. Hat er dieses genugsam geübt, so kann er die Linde, die Ulme und alles, was runde Blätter hat, hervorbringen, wenn er, wie schon gesagt, auf das Eigentümliche des Stamms und auf die Natur der Äste Acht hat. Auf diese Weise wird der Künstler die Mannig-
 15 faltigkeit der Bäume und Sträucher, die in die Tausende gehen, leicht nachbilden. Es ist dem Landschaftler nicht genug anzuraten, viele Bäume zu zeichnen, und man muß schon bloß im Kontur, welche Art des Baums es ist, erkennen. Er muß hiebei Geschmack haben, um das Schönste
 20 jeder Art in der Natur zu wählen. Niemals muß er eine verstümmelte Natur nachahmen; sogar wenn er kranke und sterbende Natur nachahmt, muß er auch hier das Schöne zu finden wissen, und sowohl bei nachgeahmten als komponierten Bäumen muß alles schön und lachend,
 25 freundlich und lieblich sein.

Die Gestalt eines schönen Gärtnerbaumes ist, daß er über dem untern dicken Stamm sich in eine Gabel von zwei Zweigen bildet. Dieses mit sehr schön geschwungenen und variierten Ästen bildet wirklich auch einen schönen
 30 Baum für den Landschaftsmaler. Wenn der Künstler vieles nach der Natur gezeichnet hat, so wird er sich solche schöne Natur merken, die ihm auch bei der mangelhaften anshilft; er wird auf diesem Wege die schönsten Regeln der Kunst finden, und das schöne Ideal wird

ihm nicht fremd sein. Da alles in der Malerei sinnlich ist, so ist nichts bei allen unsern Ideen möglich, als was uns die Natur mehr oder weniger schon dargestellt hat. Denn ob wir gleich öfters die Ideen neu glauben, so sind sie doch aus bekannten Gegenständen entstanden. Wir finden sie aber neu, weil unser Gedächtnis, bei der großen Mannigfaltigkeit der Eindrücke, sich nicht mehr erinnert, wo wir sie her haben. Je mehr nun der Künstler Lokalgedächtnis hat, je mehr wird sein Kopf angefüllt sein von so mannigfaltigen Gegenständen, die er theils selbst gezeichnet oder auch nur gesehen hat. Es wäre wohl zu wünschen, daß der Künstler alles aufzeichnen könnte, was er Gutes und Neues in der Natur findet; allein das Leben ist zu kurz: kaum hat man die Natur etwas kennen gelernt und ihre Effekte belauscht, so sind die Jahre da, daß man davon scheiden muß und die Kunst aufhört.

Wenn des Künstlers Hand einigermaßen geübt ist, daß er in allen Wendungen und auf alle Weise die Blätter und Partien der Bäume hinschreiben kann, so muß er nach der Natur zeichnen, ohne sich zu lange mit Kopieren nach Zeichnungen aufzuhalten: denn bei dem Kopieren lernt er zwar den Mechanismus der Hand, aber er versteht keine Zeichnung, wenn er die Natur nicht kennt. Er wähle sich im Anfang mittlere Bäume, die nicht zu groß sind, die aber deutliche Partien haben, und mache sie so gut nach, als er kann. Wenn es auch im Anfang steif wird, so lasse er sich doch nicht abschrecken. Wo er die Partien deutlich findet, ahme er sie mit Richtigkeit und Geschmaç nach; wenn sie im Schatten undeutlich und in Masse sind, behandle er solche auf gleiche Weise. Er suche die Art, wie man mit Richtigkeit und Wahrheit die Natur nachahmt. Nach und nach kommt er dahin, daß er dies mit Leichtigkeit und freier Hand zu tun versteht, und seine Werke werden gefallen.

Hat er eine Zeitlang so fortgefahren, so wage er es, große, schöne Bäume zu zeichnen, und wähle stets die schöne Natur, so viel nur möglich ist. Er muß seinen Standpunkt wenigstens zweimal so weit vom Baume
 5 nehmen, als dieser hoch ist. Erlaubt es das Terrain, so ist es besser, drei- oder viermal so weit entfernt zu sein: denn sein Auge kann das Ganze fassen, und er sieht einzelnes genug, um alle Formen richtig zeichnen zu können.

Er tut wohl, einige Tage bei einer Art von Bäumen
 10 zu bleiben, aber nicht wochenlang: denn es ist nötig, sich in den verschiedenen Arten zu üben; sonst geschieht es leicht, daß der Künstler immer die Sorte zeichnet, die ihm geläufig ist, und es ihm hernach schwer wird, sich an andre zu wagen, die ihm nicht geläufig sind. Auf diese
 15 Weise kommt er nach und nach dahin, alle Arten von Bäumen richtig und kenntlich nachzuahmen und den wahren Baumschlag zu lernen, aus dem der Charakter eines jeden Baumes ersichtlich ist.

Ich habe in meinem Leben immer viel vom Baumschlag sprechen und auch geschickte Künstler citieren hören,
 20 daß nämlich einer und der andre einen vortrefflichen Baumschlag habe. Vieles ist hierin wahr; allein nach meiner Bemerkung konnte der Baumschlag sehr gut sein, er war aber immer derselbe, was ich maniert nennt,
 25 und die Varietät der Bäume fehlte. Ich verlange, daß ein jeder Botanikus den Baum sogleich erkenne, so wie auch Pflanzen und andere Blätter im Vorgrunde.

Ich rate sehr zu einem ernstlichen Studium der Bäume: denn es gehört Zeit und Übung dazu, es auf
 30 einen gewissen Grad zu bringen. Da ein junger Künstler feurig und ungeduldig ist, so will er gleich ein Ganzes hervorbringen, ohne die gehörige Zeit an das Einzelne zu wenden; aber dieses läßt sich mit einem einzelnen Baume auch tun. Und findet er keinen Mittelgrund und

Ferne an der Stelle, wo er seinen Baum gezeichnet hat, so suche er sich einige Schritte weiter einen Fond dazu, der sich paßt, und mache ein paar Figuren oder Tiere im Vor- oder Mittelgrund; so bleibt es kein bloßes Studium von Baum, sondern es wird schon eine Landschaft. Nichts gefällt mehr, sowohl in der Natur als in Zeichnungen und Gemälden, als ein schöner Baum. Einige Felsen, Steine oder andere Bäume im Mittelgrund und etwas Fernung macht eine schöne Landschaft, wo der Baum am ersten brilliert.

Nach diesem zeichne der junge Künstler Felsen, die zugleich mit Bäumen oder Sträuchern bewachsen sind, und gebe wohl auf den Charakter der Brüche Acht. Kalkfelsen sind öfters sehr verschieden unter sich. Die vulkanischen haben einen ganz besondern Charakter, sowohl in der Form als in der Farbe. Er zeichne ferner Steine, Felsenstücke, Kräuter von verschiedener Art, mit großen, mittelmäßigen und kleinen Blättern, die ihm zu seinem Vordergrund dienen. Hernach gehe er an das Ganze und wähle sich im Anfang eine Gegend, die nicht zu reich an Gegenständen ist, ziehe seine Linie des Horizonts nach seinem Standpunkt; darauf zeichne er die großen Linien und Objekte, bis er seine Pläne und übrigen Objekte im Ganzen richtig zusammen hat. Alsdann fange er an, das Detail mit Genauigkeit zu zeichnen. Die vielen Kleinigkeiten hingegen, die sein Raum nicht erlaubt darzustellen, muß er weglassen, aber so unvermerkt, daß die Wahrheit nicht alteriiert werde. In Entfernungen, wo Gruppen Häuser zusammenstehen, ist man oft genötigt, viele wegzulassen und nur die Hauptsachen zu wählen, weil es sonst zu klein würde und der Künstler kein Instrument hat, so kleine Objekte darzustellen. Es gehört freilich eine gewisse Übung, ein Takt dazu, um mit Fertigkeit und Richtigkeit das Undeutliche, was in der Fernung

herrscht, zu zeichnen, indem man nicht zu deutlich werden und doch alles Nötige darstellen soll. Beim Malen ist dieses leichter als beim Zeichnen, wovon ich an seinem Orte sprechen werde.

6 Es wird erfordert, daß der Künstler nicht allein seinen Standpunkt wohl gewählt habe, wo die Objekte mit einander in einem guten Bezug stehen und dabei angenehme Gruppen im Detail machen, er muß auch dabei die Natur wohl belauschen, in welchem Licht sie den besten
 10 Effekt macht, es sei früh Morgens oder etwas später, gegen Abend oder bei untergehender Sonne. Hat er sich hierüber bestimmt, so ist es nötig, daß er in dem Augenblick, wo die Natur schön beleuchtet ist, wenigstens die Massen des Schattens anlege und sodann nach seinem
 15 Gedächtnis ausarbeite. Er kann auch des andern Tages zu der Stunde sich wieder hinsetzen, um den Effekt immer mehr und mehr zu belauschen, bis er ihn so weit hat, daß er das Bild glaubt nach seiner Einbildungskraft fertig machen zu können. Fährt der Künstler im Anfang
 20 mit dieser Mühsamkeit und Geduld fort, so wird er bald seinen Endzweck erreichen. Freilich ist es schwer, daß ein feuriges Genie sich zwingen soll, ehe seine Werke geraten, mit Geduld so oft an denselben Platz wieder zurück-
 25 zukehren; allein ein wahres Genie dringt durch, es überwindet alle Schwierigkeiten, sie mögen so groß sein wie sie wollen, es kommt endlich auf den Punkt, den es sich vorgesetzt hat.

Als das beste Mittel hiebei, welches ich selbst versucht habe, kann ich anraten, wenn man bei einer angefangenen
 30 Sache merkt, daß man daran ermüdet ist, sie sogleich liegen zu lassen und, nach einer kleinen Promenade, nach der Natur irgend etwas anders anzufangen, was reizen kann. Die Neuheit erregt Lust und Liebe, und die Veränderung der Dinge macht uns den Verdruß, daß wir unser Ziel

nicht sogleich erreicht haben, vergessen; so daß wir des andern Tags nach Ruhe und Überlegung das Werk mit neuem Mute wieder angreifen, bis wir endlich die ersten Schwierigkeiten überwunden haben und nach und nach zu der großen Fertigkeit gelangen, alles, was uns die Natur darbietet, mit Kunst und Geschmack ohne Anstand nachzeichnen zu können, und das mit eben solcher Leichtigkeit, als jemand mit wohlgeformten Buchstaben sogleich einen Brief schreibt.

In der Komposition der Landschaften ist hauptsächlich dahin zu sehen, daß alles grandios sei, wie solches Nikolaus und Kaspar Poussin, Carracci und Domenichino geleistet haben. Diese Meister formierten einen großen und einnehmenden Stil; man findet nichts Kleinliches in ihrer Komposition. Von der Fernung an bis auf den Vorgrund sind alles große Linien. Die Bäume bestehen mehrtheils aus großen Massen; doch haben sie auch öfters leichte Bäume gemalt. Genug, man muß die Wahrheit der Natur nicht im Detail suchen. Doch kann man an diesen Meistern ausstellen, daß ihr Baumschlag immer derselbe sei, und ein Baum sich selten vom andern unterscheide. Ungleiches wäre zu wünschen, das Kolorit möchte wahrer sein; es ist nicht der Ton der Natur: die Fernungen sind zu blau und zu hart, der Mittelgrund gemeiniglich zu grün, ohne Lustperspektive, und die Vorgründe und andre Plane zu schwarzgrün, Felsen und anderes Erdreich zu gelb, ohne variierte Töne, und das Ganze muß hart werden. Man kann einwenden, daß die Terra verde, die sie in Ölfarben gebraucht, schuld an der Dunkelheit sei, weil sie in Öl, durch Kupfer und Vitriol, die sie enthält, nachdunkelt. Ich habe aber gefunden, daß Kaspar Poussin nie harmonisch gewesen sein kann, auch da seine Bilder neu waren. Im Palast des Connetable Colonna in Rom habe ich eine Menge Gouache-Landschaften gesehen, so-

wohl auf Kalk als Leinwand und Brettern; keine waren harmonisch. Die auf Kalk hatten durch die Zeit gelitten, die übrigen gar nicht. Ich kenne diese Bilder genau: denn ich habe viele von denen, die auf Kalk gemalt waren,
 5 in Gouache kopiert, in einer ziemlichen Größe, weil ich vorher sah, daß sie durch die Zeit und die wenige Sorgfalt, die man für ihre Erhaltung hatte, bald würden zu Grunde gehen; welches ich denn leider nach fünf- und-
 zwanzig Jahren wahr gefunden habe.

10 Die genannten großen Meister, welche die Regeln des großen Stils aus der schönen italienischen Natur geschöpft haben, nehmen uns ein, sowohl wenn sie schöne als wenn sie schreckliche Gegenstände ausführen. Ihre Stürme und Ungewitter sind so schrecklich schön, daß sie
 15 Schauern erregen. Die angenehmen Gegenstände sind reizend durch die großen und mannigfaltigen Linien, auch da, wo die Landschaft gleichsam in der Vogelperspektive vorgestellt ist, wie zum Beispiel an der großen Landschaft von Kaspar im Palast Colonna, wo Abraham seinen Sohn
 20 zum Opfer führt. Dieses Bild ist weniger schwarz geworden als die andern, ist harmonischer und macht mehr Effekt.

Claude Lorrain, ob er gleich viel nach der Natur gezeichnet und noch mehr gemalt hat, bedient sich in vielen
 25 Fällen des Poussinischen Stils. Seine Komposition ist angenehm, die Gruppierung der verschiedenen Bäume reizend, und man sieht überhaupt, daß sein Gefühl für die schöne Natur außerordentlich fein gewesen, ob man wohl tadeln könnte, daß seine Perspektive fehlerhaft ist,
 30 und man öfters wünscht, daß bei so vielen Schönheiten die Linien der Plane richtiger wären.

Was sein Kolorit betrifft, so ist meiner Meinung nach keiner dahin gekommen, es so vollkommen zu machen. Sein Dunst in verschiedenen Tageszeiten, sowohl in der

Fernung als der Luft, ist außerordentlich. Man findet den sanften Nebel des Morgens und die Ausdünstungen des Abends nicht allein in der fernsten Entfernung, sondern alle Grade durch bis auf den Mittelgrund, wo der sanfte Nebel herrscht, ohne jedoch die Lokalfarben, welche die Natur zeigt, und ohne das Detail zu alterieren. Alles ist sehr deutlich und macht auf den Zuschauer die angenehmste Empfindung. Seine Bäume im Vordergrunde, ungeachtet der schönen Gruppierung, sind öfters schwer, öfters hat auch die Terra verde sie schwarz und undeutlich gemacht, so daß es nur eine Masse geworden ist und man keine Partien im Baum, sondern nur dessen Silhouette sehen kann. Wo er Ultramarin brauchte, sind sie besser erhalten.

Zu seiner Zeit waren in und bei Rom viele immergrüne Eichen, welches ein sehr schöner Baum ist, der aber, wenn er nicht gut studiert wird, leicht schwer aussieht. Dieser Bäume hat er sich viel bedient.

Indessen bei allem, was man noch in seinen Landschaften wünscht, ist er beständig schön, reizend und gefällt immer mehr, je länger man seine Werke anschaut.

Poussin ist einnehmend bei dem ersten Anblick, so wie die Größe des Meeres uns auffällt, wenn man es lange nicht gesehen hat; man wird es aber in einigen Tagen müde und sieht es mit Gleichgültigkeit an. Poussins Figuren sind im großen Stil und gefallen. Claudes Figuren, wenn nicht Filippo Lauri die Bilder staffiert hat, sind gemeiniglich sehr mittelmäßig, so wie auch das Vieh. Claude sagte selbst: „Die Landschaft lasse ich mir bezahlen, Figuren und Vieh gebe ich obenein.“ Man kann mit Gewißheit sagen: hätte Claude in seiner Jugend angefangen, zu zeichnen, und hätte mehr Praktik gehabt in der Behandlung dessen, was man Mechanismus der Kunst nennt, so würden seine Vorgründe eben so schön

als Fernungen und Mittelgründe geworden sein. Es ist zu bewundern, daß ein Mensch, der sich so spät der Kunst gewidmet hat, so zu sagen der größte Landschaftler geworden ist. Genie und Fleiß haben ihn dahin gebracht.

Ich muß hier einige Beispiele anführen, woraus man die Beschaffenheit der Landschaftsmalerei, als ich in Rom war, lernen kann. Die jungen Franzosen, sowohl die Pensionärs der französischen Akademie als andere, trugen in Oktav oder Duodez ein klein Büchlein in der Tasche und zeichneten mit Rotstein oder schwarzer Kreide nach der Natur, aber alles maniert. Ich sah Zeichnungen von mehreren Künstlern, und alle schienen sie mir, als wären sie von einer Hand. Der maltesische Ambassadeur, Baron de Breteuil, hatte von allen Künstlern, die damals in Rom waren, Zeichnungen oder Gemälde, und da er sie mir eines Morgens mit vielem Pomp zeigte, so mußte ich bei einem jeden Stück fragen, von wem es sei, wenn ich den Namen nicht fand. Er wunderte sich sehr, daß ich so wenig Kenner wäre, und gab mir einige höfliche Berweise, daß ich diese kostbaren Sachen nicht genugsam schätzte, und ich wußte mir nur durch die Antwort aus der Sache zu helfen, daß ich die alten Gemälde zwar gut verstünde, aber noch zu neu in Rom wäre, um die Schönheiten der neuen jungen Künstler einzusehen.

Als Voltaire im Jahr 1770 in Neapel die Studien sah, die ich und mein Bruder Johann daselbst gemacht hatten, sagte er mir, daß es töricht sei, sich so viel Mühe zu geben. Er habe auch die Torheit begangen, aber seine Studien hülfsen ihm jetzt nicht. Er sagte freilich nach seiner Art sehr wahr; denn da ihm die wahre Wissenschaft der Kunst fehlt, so sieht man in allen seinen Gemälden, daß sie maniert sind, ungeachtet dieser Künstler

wahre Verdienste im Effect hat. Seine Eruption des Besuw und seine Mondscheine, besonders die aus seiner guten Zeit, sind im Effect vortrefflich; hingegen was er nach der Natur macht, ist jämmerlich, weil er keine Perspektive noch die wahren Formen der Natur versteht. 5

Die Engländer in Rom hatten einen andern Tick. Sie studierten nichts nach der Natur. Delane imitierte die schwarzen Gemälde von Kaspar Poussin und malte die feinen noch schwärzer. Forrester tat ungefähr das Gleiche, zeichnete etwas nach der Natur, aber elend, ohne 10 Grundsätze. Unsre Damen, die Liebhaberinnen im Landschaftzeichnen sind, machen es besser. Dan wollte den Claude nachahmen, zeichnete die Linien nach der Natur oder ließ sie sich von Tito Rusieri oder andern zeichnen und malte eine klare Lust mit Fernung, woran der Ton 15 einiges Verdienst hatte. Weil das nun hinter einer großen Masse von braunen und schwarzen Bäumen stand, so schien es auf den ersten Blick, als ob es etwas wäre. Dieses nannten die Engländer den Claudeschen Stil. Ich kann nicht leugnen, daß ich Reiffensteinen, der mich zu 20 diesen Künstlern geführt hatte, meine Bewunderung sehen ließ, wie es doch möglich wäre, daß es Menschen gäbe, die solches Zeug besitzen und bezahlen wollten. Auf alle Fälle muß man gestehen, daß die Engländer auch ihre mittelmäßigen Künstler zu der Zeit sehr encoura- 25 gierten.

Sittliche Wirkung.

Ich habe öfters bemerkt, daß es Menschen gibt, welche eine Landschaft ohne Gefühl ansehen können. Das kommt aber daher, daß sie weder die Schönheit der Natur empfinden noch die des Gemäldes, welches jene vorstellt. 30 Auf der andern Seite wirkt aber in einer Landschaft nicht allein die wahre Nachahmung und die Kunst, sondern es

gibt noch eine sittliche Illusion, welche sie hervorbringt. Viele Gegenden gefallen vorzüglich aus Nebenbegriffen, ob sie gleich nicht die schönsten sind, indem andre Vorstellungen des Zuschauers sich damit verbinden. Es
 5 kommt sehr viel auf die Gemüthsbeschaffenheit an, und wie der Mensch gestellt ist; und so kann eine mittelmäßige Gegend mehr Eindruck machen als eine ideell schöne. Osters hat derjenige, der sie anschaut, daselbst mit Freunden glückliche Stunden verlebt, und nun erweckt ihm das
 10 Bild vergangne angenehme Erinnerungen, neue Ideen schließen sich an, kurz, er fühlt sich in dem Augenblick glücklich.

Eine schöne Gegend mit Wasser, Fernung und Bäumen, in welcher man keine Figuren sieht, erregt gemeinlich
 15 den Wunsch, darin spazieren zu gehen, in der Einsamkeit, sich selbst überlassen, seinen eignen Gedanken nachzuhängen. Sind an solchen Stellen Figuren gemalt, so macht sie nicht mehr den Effect, sondern vielmehr das Gegentheil. Tiere, als Ochsen und Schafe, verhindern
 20 zwar nichts, im Gegentheil, sie beleben, und weil wir an die zahmen Tiere gewöhnt sind, so tragen sie auf Spaziergängen zu unserm Vergnügen bei. Wünschen wir hingegen eine völlige Einsamkeit, so verhindern sie uns auch an den schönen Ideen, und man wünscht die Figuren
 25 von der Stelle hinweg. Höchstens kann ein Hirt oder ein paar Hirten sitzend unter einem Baume angebracht werden, die das Vieh hüten, als Mann, Frau und Kinder. Diese, weil sie unschuldig sind und bloß in der Absicht, das Vieh zu hüten, auf der Stelle sitzen, verhindern uns
 30 nicht an unserm Vergnügen, sondern erregen wohl eher eine unschuldige Freude.

Viele Landschaften machen uns ein außerordentlich Vergnügen, wenn sie uns Gegenden vorstellen, wo große Taten geschehen sind, als Schlachten und andere große

Begebenheiten der Geschichte. Wenn Reisende solche Gegenden gesehen haben und finden sie nun mit Treue und angenehmer Wahrheit im Gemälde vorgestellt, so erweckt es ihnen eine ganze Reihe historischer und anderer bedeutenden Vorstellungen. Auch Gegenden, wo berühmte Männer gelebt und gewohnt haben, als Horazens Villa bei Tivoli, a Vicenza, Baucuse, wo Petrarca sich aufhielt, solche Landschaften interessieren öfters Liebhaber und Halbkenner.

Im schrecklichen Stil ist es nicht allein genug, daß die Gegend rauh und schrecklich sei, ja die Figuren können öfters allein das Schreckliche ausmachen, wie in der Landschaft des Nikolaus Poussin, wo die Person bei der Quelle von der großen Wasserschlange umwunden wird.

Über Smalerei.

Zu der Zeit, als die Kunst, mit Olfarben zu malen, nicht allgemein bekannt und noch eine Art von Geheimnis war, dachte ein jeder Künstler selbst nach, studierte seine Öle und seine Farben und ließ sie sich zu Hause reiben. Seitdem aber die Farbenhändler geriebene Farben und gegründete Tücher verkaufen, so ist die Kunst in Ansehung der Dauer der Farben sehr zurückgekommen, weil wenig Maler selbst darauf nachgedacht haben und andere an diesem Haupterfordernis zu sparen gedenken. Vorzüglich aber haben die Farbenhändler, um ihre Farben und Tücher wohlfeil zu geben, die Sache nachlässig getrieben, ja ihre Waren aus betrügerischer Habsucht verfälscht.

Die Zeit von Jahrhunderten hat uns über Dinge belehrt, welche die alten Maler nicht wissen konnten, zum Beispiel, daß die Terra verde in Öl mit der Zeit schwarz wird, daß der Lack, von Cochenille gemacht, mit Weiß vermischt, durchs Weiß zerfressen wird, daß alle Farbe,

worin sich Vitriol oder Kupfer gemischt findet, schwarz wird.

Durch Erfahrung, Nachdenken und Untersuchung alter, wohlerhaltner Gemälde habe ich vieles gelernt; 5 besonders aus angefangenen und halbfertigen Bildern alter Meister habe ich bei genauer Untersuchung vieles gesehen. Ich will mich hier in keine besondere Beschreibung, wie die alten Meister ihr Malen behandelt, einlassen, sondern bloß beschreiben, wie ich es be- 10 handle, und was ich am beständigsten und dauerhaftesten gefunden habe. Von meinem Vater habe ich vieles gelernt, der es von unsern Voreltern überliefert erhielt, welche sämtlich Maler waren. Das übrige habe ich nach meiner eignen Art und Nachdenken zu- 15 gesetzt.

An alten Bildern, die auf dünne Leinwand mit Bolus, Ocker oder andern leichten Erdfarben schlecht gegrün- det waren, habe ich bemerkt, daß nicht allein der Vi- triol, der sich öfters in diesen Farben besand, die Bilder 20 schwarz machte, sondern auch, daß die Luft, die das Öl ziemlich aus den Farben herausgezogen hatte, so daß sie durch die Leinwand durchstreichen konnte, daß die Luft sag' ich die Farben schwarz gemacht hatte. Ich sah ein schön Bild von Salvator Rosa in Rom, welches auf 25 solche schlecht gegründete Leinwand gemalt war. Man hatte die Leinwand auf den Blendrahmen rings herum und auch in der Mitte, wo das Querholz des Rahmens sich befand, angeleimt. Hier war die Farbe gut stehen geblieben und sah sehr schön aus; hingegen zu beiden 30 Seiten des Querholzes bis an den Blendrahmen war es so schwarz geworden, daß ich es kaum erkennen konnte. Wie schön aber das Bild gewesen, sah man bloß in der Mitte an einem breiten Strich, wo wie gesagt die Leinwand an das Querholz angeleimt war, und rings

herum an den Wänden, wo die Luft also nicht hatte durchstreichen können.

Leider bricht hier der Aufsatz ab und ist wahrscheinlich auch niemals weiter geführt worden. Es würde in manchem Sinne interessant gewesen sein, Hackerts technische Bemerkungen zu erfahren, weil er sowohl im Malen als im Restaurieren der Bilder besondere Einsichten hatte. Von dem letzten zeugt seine kleine Schrift in Form eines Sendschreibens an den Ritter Hamilton: *Sul uso della Vernice nella Pittura*, 1788, welche auch ins Deutsche durch den Galerie-Inspektor Riedel in Dresden 1801 übersetzt worden. In diesem Aufsatz wird die oben (Seite 260) erwähnte Restauration der Bilder durch Andres und das Firnissen der Bilder gegen damalige Tadler in Schutz genommen.

Philipp Hackerts Brief an den Herausgeber.

Datirt vom 4. März 1806.

Seit meinem letzten Brief habe ich leider in kurzem vieles erfahren, nach dem gelben Fieber in Livorno, Krieg und andern Fatalitäten den Tod meines Bruders Georg den 4. November verwichnen Jahres. Die Stütze meines Alters ist verloren; indes bin ich gesund, und mit einem kleinen Husten und Schnupfen der Grippe, die viel Unheil angerichtet hat, glücklich entwischt. Ich male und studiere fleißig wie ein junger Bursche.

Ihr Werk „Winckelmann und sein Jahrhundert“ habe ich gelesen, welches mir unser Prediger Schulthesius in Livorno geliehen. Ich mache Ihnen und Ihrem Freund Meyer mein aufrichtig Kompliment über dieses Buch. Es ist mit Wahrheit, Kenntniß und Unparteilichkeit geschrieben, deutlich und belehrend. Es ist das einzige Werk, das ich kenne, was über die Kunst ge-

schrieben ist, daß ich gut finde. Warum haben Sie mir aber nicht eher geschrieben, daß meine Vorgründe grell sind? Ich würde es gleich abgeändert haben; deswegen bin ich ein wenig böse auf Sie.

6 Nun glauben Sie nicht, daß ich mich entschuldigen will, um meine Fehler zu bedecken. Jenen Vorwurf ziehe ich mir vielleicht dadurch zu, daß ich mich einzeln gemachter Studien bediene, die allein wohlthun, im ganzen aber, mit so viel andern Objekten zusammen,
10 schädlich sind, wenn sie nicht vollkommen mit der Harmonie des übrigen verbunden werden.

Öfters überläßt man es auch der Zeit, die durch ihre Patina mitmalt, den durchsichtigen Ton läßt und das Ganze harmonisch macht. Wollte man dieses durch
15 Kunst gleich anfangs tun, so würde es dem Gemälde mit der Zeit sehr nachtheilig werden. Diese Patina ist nützlich und unvermeidlich: denn ungeachtet aller erdenklichen Sorgfalt, Reinlichkeit in Öl und Farben u. s. w., so ist es doch der Natur der Sache gemäß, daß ein Ölgemälde sich
20 auf der Oberfläche ein wenig verändert und nach und nach die kleine Patina bekommt und doch den Silberton behält, wenn er in die Gemälde wirklich gemalt ist. Claudes Landschaften sind wesentliche Beweise davon. Dietrichs Landschaften, wie sie neu waren, schienen grell,
25 jetzt sind sie sehr harmonisch, einige zu gelbe Steine ausgenommen.

Der Spektion oder Rauchtton, der vielfach in niederländischen Gemälden herrscht, ist öfters dem Künstler, aber auch öfters dem Torf- oder Steinkohlenrauch, der in
30 der Luft herrscht, zuzuschreiben, und der sich, wenn das Gemälde frisch ist, so in die Farben verjaugt, daß es keine Möglichkeit ist, ihn herauszubringen. Dieses geschieht leicht im Winter, und ehe Firnis auf dem Bilde ist; denn alsdann dringt die Bisterluft in die Poren der

Farben leicht ein. Mein Bruder, der selige Johann, hatte in London im Winter eine Landschaft gemalt, die ich nach seinem Tode kommen ließ, wo die Bisterluft so eingedrungen war, daß sie auch Andres, der geschickte Bilderpufer, nicht herausbringen konnte. Es hatte den 6
Speckton wie viele Niederländer. Die er in Italien gemalt hat, haben den Silberton behalten.

Ihr Buch hat mich auf eine Idee gebracht. (Ich hoffe, daß Sie meiner nicht spotten werden, daß ich in meinem Alter noch neue Dinge unternehmen will.) Es ist näm- 10
lich, mit dem großen idealischen Stil Wahrheit der Natur sowohl in Ton als Formen zu verbinden. Poussin, Carracci, Domenichino u. s. w. haben einen großen Stil; allein die Objekte sind auch öfters so unwahr, als wären sie aus einer andern Welt. Diese Konvention, 15
wie bekannt, ist einmal angenommen. Was das Kolorit betrifft, so ist es nicht allein unwahr, sondern hart. Man entschuldigt diese respektablen Männer, daß die Zeit und ihre Art zu malen ihre Gemälde schwarz gemacht habe. Ich kann aber durch Poussins Wasserfarbengemälde im 20
Palast Colonna und die des Francesco di Bologna (Grimaldi) im Palast Borghese beweisen, daß Poussin nie harmonisch in der Farbe gewesen ist. Seine Luft ist immer hart; die gewöhnlichen roten Streifen, die zu dunkelblaue Fernung, die hartgrünen monotonen Bäume, 25
die allzu gelben Felsen und Wege, wo der bloße Ocker herrscht, können nie übereinstimmend gewesen sein. Diese Wasserfarbengemälde haben sich nicht verändert; durch das Verdunkeln der Terra verde sind hingegen seine Ölgemälde eher harmonisch geworden. Francesco di 30
Bologna ist in seinen Wasserfarben harmonischer. Seine Bäume haben denselben Fehler, daß sie dunkelgrün und monoton sind. Bogueat hat in Pistoja einen Saal gemalt und des Poussin gelbe Felsen und kohlschwarze Bäume

so imitiert, daß einem angst und bange wird, wenn man es ansieht. Es ist mir unbegreiflich, wie ein Mann wie Bogue, der wirklich so viele Geschicklichkeit hat und ernsthafte gute Studien im Portefeuille besitzt, solch tolles
 5 Zeug darstellen konnte.

Wenn ich nun meine neuen Versuche ins Werk richte, gelingt es mir vielleicht, einen großen verschönten Stil, den Silberton der schönen Natur, die nebligten Dünste, die schönen Formen der Bäume, ohne den Charakter zu
 10 vernachlässigen, kurz alles mögliche Idealschöne, was die Natur einer Landschaft darbietet, in einem Gemälde darzustellen, was den Eindruck einer vollkommenen Landschaft gäbe.

Um nun aber nicht in das Manierierte zu fallen
 15 und die großen Meister zu bestehlen oder schwach nachzuspotten, wie es leicht den Nachahmern geschieht, so habe ich in meinem Portefeuille Gegenden gewählt, die wirklich schon den Stempel des großen Stils an sich tragen. Wenn ich nun diese idealisch schönere, so hoffe ich,
 20 daß meine Werke die Originalität behalten werden und man darin die Wahrheit der Natur verschönert wiederfinden wird. Jetzt wird es nur darauf ankommen, wie diese Werke von den Liebhabern der Kunst aufgenommen werden. Bis hieher ist der Geschmack ausschließ-
 25 lich für das Wahre gewesen; ein jeder hat entweder zur Erinnerung Italiens getreu nachgeahmte Gegenden verlangt, oder um seinen Freunden im Vaterlande nach seiner Rückkunft zu zeigen, was er gesehen hat, und Anekdoten dabei zu erzählen u. s. w. Gibt es für diesen
 30 neuen Stil nicht im Allgemeinen Liebhaber, so wird es doch einige Kunstkenner geben, die mir, wenn es wirklich glückt, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Künstlern wird es freilich gefallen; die sind aber die nicht, die da zahlen können. Herr Fabre, der seit der Bassevillischen Ge-

schichte aus Rom hieher geflüchtet ist, muß als sehr geschickter Mann gerühmt werden. Er malt mit Geschmaç und hat ein sehr gutes brillantes Kolorit. Er malt auch dann und wann Landschaften mit kleinen historischen Figuren, im Poussinischen Stil, welche besser sein würden, wenn er den Poussin weniger nachahmte. Er traf, als er mich besuchte, mich bei meiner neuen Unternehmung, welche ihm sehr gefiel, ob ich ihm gleich noch nicht deutlich meine Idee entdecken wollte. 5

Benvenuti ist jetzt hier Direktor der Akademie. Desmarets ist hier; er komponiert vortrefflich, ob er gleich kein Schüler von David ist. Seine Farbe ist schwer, kompakt, sein Pinsel nicht angenehm. Seine Kompositionen, besonders in kleinen Gemälden, sind ausnehmend schön; die Sujets aber immer grausam, Mord und Todschlag. Noch seh' ich keinen, der die Simplizität und Schönheit der Alten hat. Gauffier und seine in häuslichen Gemälden so geschickte Frau starben vor einigen Jahren, eins gleich nach dem andern, an der Schwindsucht. Gauffier war auf dem Gipfel seiner Kunst und hatte sich sein Vebelang gequält, ihn zu erreichen; da er genießen sollte, so starb er. 10 15 20

Anmerkungen

Winckelmann (S. 3—18).

Im Jahre 1805 erschien bei Cotta das Sammelwerk „Winckelmann und sein Jahrhundert. In Briefen und Aufsätzen herausgegeben von Goethe“. Weit ausgreifend sollte es die Person Winckelmanns und seine Bedeutung für die gebildete Welt als Reformator der Kunstgeschichte darstellen. Diesen Zweck glaubte Goethe am besten dadurch zu erreichen, daß er siebenundzwanzig der erhaltenen, an Selbstbekenntnissen reichen Briefe Winckelmanns an seinen Freund Berendis abdruckte, einen „Entwurf einer Geschichte der Kunst im achtzehnten Jahrhundert“ von Heinrich Meyer hinzufügte und das Ganze mit drei „Skizzen zu einer Schilderung Winckelmanns“ abschloß. Die erste dieser Skizzen, die die Entwicklung seines Helden als Mensch behandelt, ist Goethes eigenes Werk (S. 10—48 dieses Bandes); die künstlerische Entwicklung Winckelmanns wurde wiederum von Meyer, seine wissenschaftliche Bedeutung von Friedrich August Wolf in Halle beleuchtet. Den Anhang bildete ein chronologisch geordnetes Register sämtlicher Briefe Winckelmanns mit einem Namenverzeichnis. Eine Widmung Goethes an die Herzogin Amalie als Eigentümerin der Briefe, sowie vier einleitende Abschnitte von ihm gaben dem Konglomerat eine gewisse Abrundung.

In dieser Gestalt wurde es in die Ausgabe der Werke von 1816 ff. aufgenommen, und auch die Ausgabe letzter Hand behielt noch fremde Bestandteile bei, nämlich die Skizzen von Meyer und von Wolf. Unsere Ausgabe verzichtet auf diese wie auf die Widmung, nicht aber auf die vier einleitenden Abschnitte (S. 3—S. 9, Z. 4). Das „Vormort“ (S. 9) diente ursprünglich als Einleitung zu den drei Skizzen, und die „Einleitung“ (S. 10) ist der Anfang der ersten unter

ihnen, also der von Goethe verfaßten über Winkelmann als Menschen.

Den äußeren Anlaß zu dieser Arbeit hatte Goethe durch die oben erwähnten, damals noch ungedruckten Briefe Winkelmanns an Berendis erhalten, die aus dem Nachlasse des 1783 verstorbenen Adressaten in den Besitz der Herzogin Amalie gekommen waren. Schon lagen andere Brieffsammlungen Winkelmanns, der sich nie rückhaltloser, tiefer und unmittelbarer zu äußern pflegte als im schriftlichen Verkehr, herausgegeben vor, schon war eine biographische Literatur über den großen Toten, dessen Wirkung sich allmählich aufs kräftigste erwiesen hatte, vorhanden: da bot sich Goethe in jenen besonders vertraulichen Briefen an Berendis eine willkommene Ergänzung des Materials und zugleich die Gelegenheit, nun auch seinerseits über Winkelmann gewichtige Worte zu sagen. Nach einigen Ansätzen im Jahre 1799 und nach wiederholter Umgestaltung des Planes entstand das Werk Ende 1804 und Anfang 1805; „in doloribus“, nämlich in Tagen schwerer und schmerzhafter Krankheit, wurde es vollendet.

Aber weder das Mosaikartige seiner Zusammensetzung noch das Beinvolle seiner Entstehung läßt sich an Goethes „Winkelmann“ spüren. Er ist ein von Meisterhand in großen Zügen und in kühnen Linien angelegtes Gemälde. Weit davon entfernt, die Schicksale Winkelmanns in chronologischer Folge darzustellen, hat Goethe unternommen, den zur Reise gelangten und auf der Höhe seines Schaffens stehenden, im Glücke blühenden Mann durch Betrachtung und Rückblicke zu erklären und ihn zugleich in den Mittelpunkt der gelehrten Bewegung seiner Sphäre zu rücken. Eine innige Begeisterung führte ihm dabei die Feder: war ihm doch schon durch Friedrich Dezer in Leipzig das Evangelium Winkelmanns von der absoluten Schönheit der Antike eingepflanzt worden, und die Nachricht von der schmählichen Ermordung des verehrten Mannes (am 8. Juni 1768) hatte ihn, den wahrheitsuchenden Leipziger Studenten, niedergeschmettert wie der Verlust eines unentbehrlichen Beraters; Winkelmannsche Gedanken hatten ihn nach seiner Rückkehr zum klassischen Geschmack nicht wieder verlassen, den Schriften

Winkelmanns, besonders der „Geschichte der Kunst im Alterthum“, war er vieles schuldig geworden, und mit stets erneuter wehmüthiger Erregung mochte er sein eigenes, an den trüben Norden gefesseltes Geschick mit dem zwar vorzeitig abgebrochenen, aber doch zu der ersehnten Erkenntnis des Alterthums gelangten Lebenslaufe Winkelmanns vergleichen. Aus der Tiefe seiner Resignation schöpfte Goethe die Kraft zu der schönsten literarischen Charakteristik, die ihm je gelungen ist.

Seite 3, Zeile 1 ff. Über „die in Weimar verbündeten Kunstfreunde“ s. Bd. 33, Einleitung S. XIII, Anmerkungen S. 325. Daß Goethe mit dem „Winkelmann“ an die „Propyläen“, Preisaufgaben und Ausstellungen anknüpfte, ist nur natürlich, da er durch ihn in demselben Sinn auf das Publikum weiter zu wirken hoffte; freundlicher Wiederhall aus dem Freundeskreise mochte ihn dabei ermutigen, obgleich die „heitere“ Erinnerung (S. 13) an die „Propyläen“, die doch nach verhältnismäßig kurzem Bestehen aus Mangel an Lesern eingegangen waren, uns immerhin befremdlich erscheint und auch die mit den Künstlern gemachten Erfahrungen nicht eben große Erfolge erwarten ließen.

S. 4, Z. 2. Offener und schärfer als in dieser diplomatisch-konzilianten Vorrede gedachte Goethe sich später über diese „Gegenwirkungen“ auszusprechen. Doch fand sich ein Entwurf zu einer solchen Auseinandersetzung erst im Nachlaß des Dichters auf einem Blatte, das seinem letzten Jahrzehnt angehört und unter der Überschrift „Letzte Kunstausstellung 1805“ zuerst in der Ausgabe von 1839 den „Biographischen Einzelheiten“ eingereiht wurde. Es heißt dort:

„Die siebente und letzte Kunstausstellung war den Taten des Herkules gewidmet. Hoffmann von Köln erhielt abermals den Preis. Herkules, der den Fluß in den Stall des Augias hereinführt, war höchst geistreich gedacht, mit Lust und Freiheit vollendet. Um uns recht zur Beurteilung vorzubereiten, studierten wir die Philostratischen Gemälde, deren lebensreiche Gegenstände wir den Liebhabern empfohlen.

Polygnots Vasche und sonstige alte Kunstwerke, von

denen uns nur die Beschreibung übrig geblieben, wurden fleißig bedacht und im antiken Sinn nach mannigfaltiger Prüfung so gut als möglich wiederhergestellt. Hierbei verlor man die frühere Mitwirkung der Gebrüder Niepenhausen, deren schönes Talent sich mit andern der Legende und dem Mittelalter zugewendet hatte.

Wenn die bisherigen Ausstellungen sowohl den Künstlern als uns gar manchen Vorteil brachten, so schieden wir nur ungern davon, und zwar auch aus dem Grunde, weil eine durch Frömmerei ihr unverantwortliches Rückstreben beschönigende Kunst desto leichter überhand nahm, als süßliche Reden und schmeichelhafte Phrasen sich viel besser anhören und wiederholen als ernste Forderungen, auf die höchstmögliche Kunsttätigkeit menschlicher Natur gerichtet.

Das Entgegengesetzte von unsern Wünschen und Bestrebungen tut sich hervor, bedeutende Männer wirken auf eine der Menge behagliche Weise; ihre Lehre und Beispiel schmeichelt den meisten; die Weimarischen Kunstfreunde, da sie Schiller verlassen hat, sehen einer großen Einsamkeit entgegen.

Gemüt wird über Geist gesetzt, Naturell über Kunst, und so ist der Fähige wie der Unfähige gewonnen. Gemüt hat jedermann, Naturell mehrere; der Geist ist selten, die Kunst ist schwer.

Das Gemüt hat einen Zug gegen die Religion; ein religiöses Gemüt mit Naturell zur Kunst, sich selbst überlassen, wird nur unvollkommene Werke hervorbringen; ein solcher Künstler verläßt sich auf das Sittlich-Hohe, welches die Kunstmängel ausgleichen soll. Eine Ahnung des Sittlich-Höchsten will sich durch Kunst ausdrücken, und man bedenkt nicht, daß nur das Sinnlich-Höchste das Element ist, worin sich jenes verkörpern kann.“

5, 12. Der Entwurf Heinrich Meyers zu einer Kunstgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts wurde nicht weiter ausgeführt. Das brauchen wir nicht zu beklagen, da Meyer durchaus nicht im stande war, der weitverzweigten Barock- und Rokokokunst gerecht zu werden, sondern sich ganz der Einführung des klassizistischen Geschmacks hingab.

5, 28. Hier sei in Kürze daran erinnert, daß Johann Joachim Winckelmann, am 9. Dezember 1717 als Sohn eines Schusters zu Stendal geboren, sich mühsam bis auf die Universität durchkämpfte, Theologie, Geschichte, Medizin und Mathematik studierte, nach einigen Lehrerjahren 1743 Bibliothekar des Grafen Blünow in Röhrenitz bei Dresden wurde, 1755 nach Rom zog und dort, besonders seit seiner Verbindung mit dem Cardinal Albani, in der Wiederbelebung des tieferen Verständnisses für das Altertum seine Sendung erfüllte, bis er 1768 in Triest ermordet wurde. — Über Verendis vgl. 8, 1 ff.

6, 8. Man kann nicht sagen, daß ein ungeduldiger Schritt, also etwa die Nichtachtung einer Gefahr, Winckelmanns Tod verschuldet habe: er erwartete in dem besten Gasthof von Triest den Abgang seines Schiffes, und es war sozusagen ein Zufall, daß er gerade bei dieser Gelegenheit das Opfer eines Räubers wurde.

6, 19. Baron Philipp von Stosch, aus Küstrin gebürtig, lebte in Rom und Florenz als Sammler von Kunstwerken aller Art, die er 1757 seinem Neffen Wilhelm Muzell-Stosch hinterließ. Mit beiden Männern, vorzüglich aber mit dem letzteren, für den er einen Katalog der berühmten Gemmen-sammlung in übereilung anzufertigen übernahm (S. 23), hat Winckelmann korrespondiert. Vgl. Förster, Winckelmanns Briefe, Berlin 1825.

7, 2. Die Briefe an die Schweizer, nämlich an Kaspar und Heinrich Züeffli, Salomon Gekner, Christian von Mecheln und die beiden Usteri, waren schon 1778 in Zürich gedruckt worden. Sie beschäftigen sich weniger mit gelehrten Gegenständen als mit freundschaftlichen Mitteilungen.

7, 8. K. W. Daxdorfs Sammlung „Winckelmanns Briefe an seine Freunde“ erschien in Dresden 1777 und 1780; sie wird von dem obengenannten Försterschen Werke an Vollständigkeit übertroffen.

9, 1. Wenn Goethe durch seine Ausgabe der Briefe an Verendis den Verehrern Winckelmanns ein Fest zu bereiten meint, so erinnern wir uns billig auch des Festes, das die Archäologische Gesellschaft in Berlin, voll Pietät gegen den

Neubegründer ihrer Wissenschaft, noch jährlich zu Windelmans Geburtstag durch Ausgabe von Programmen feiert.

9, 5. Vgl. unsere Vorbemerkung S. 345.

11, 23. Die Reise nach Frankreich, die nicht bloß ein Einfall war, sondern der Abschluß seiner akademischen Bildung werden sollte, trat Windelmann 1741 von Jena aus an; er mußte aber aus Mangel an Geld, oder weil er französischen Werbern nicht in die Hände fallen wollte, schon in Gelnhausen umkehren. Vgl. Justi, „Windelmann“ I, 102.

12, 3. Diese summarische Auffassung der Alten als so außerordentlich begabter Menschen beruht doch wohl einigermaßen auf Enthusiasmus und Vorurteil. Beides läßt sich verstehen, da Goethe alles Heil von der Antike hoffte; aber so idealistisch seine Geschmacksrichtung damals war, so optimistisch betrachtete er auch die Geschichte, die uns keineswegs viele durchaus geschlossene, „antike“ Naturen kennen lehrt.

15, 14 f. Um sich den Weg nach Italien und zu einer Anstellung daselbst zu eröffnen, war Windelmann 1754 in Dresden zum katholischen Bekenntnis übergetreten, übrigens nicht ohne schwere innere Kämpfe, da es doch nicht nur etwas ihm an sich Gleichgültigem, nämlich der evangelischen Konfession, abzuschwören, sondern auch die ihm noch viel gleichgültigere katholische ausdrücklich zu beschwören galt.

16, 1. Chloris und Thyia, zwei mythische Freundinnen aus dem Sagenkreise des Poseidon, werden von Goethe auch in dem Aufsatz über die Gemälde Polygnots in der Lesche zu Delphi (vgl. Bd. 35) erwähnt.

16, 17. Der schwärmerische Freundschaftskultus, in dem Windelmans hingebende und schönheitsdurstige Seele sich erging, fand, soviel wir wissen, seinen ersten Gegenstand in einem Bögling, Friedrich Lamprecht aus Hadmersleben, einem noch unreifen und unbedeutenden jungen Menschen, der offenbar keinen Begriff von der im Erhabenen wohnenden Natur des älteren Mannes fassen konnte und seiner Ekstase bald überdrüssig wurde. Ähnliches begegnete Windelmann noch öfter, was nicht zu verwundern ist, da seine opferfreudige Leidenschaft sich nicht an gleichgeschaffene Ge-

müher zu wenden pflegte, sondern ganz unvermutet an Personen haften blieb, die ihm nur durch irgendwelchen Zug sympathisch waren, und anderseits kaum etwas sich schwerer mit Grazie erträgt als die unverstandene Zudringlichkeit eines hocherregten Herzens.

17, 10. Über Goethes Ansicht von der Entstehung menschlicher Schönheit vgl. seine Kritik Diderots Bd. 33, S. 208 ff.

18, 3 f. Das Goldelfenbeinbild des Zeus, das Phidias für den Haupttempel in Olympia gearbeitet hat, ist uns außer auf eisenen Münzen nur in der Beschreibung des Pausanias (V, 11) und anderen Erwähnungen erhalten. Ältertümlich streng stilisiert, mit dem Zepter und einer Rute in den Händen auf prächtigem Throne sitzend, erschien der Gott dem in die dämmerige Halle Eintretenden so ungeheuer groß und zugleich so würdevoll und milde, daß er allerdings einen erhebenden Eindruck auf Lebenszeit gemacht haben mag.

19, 12. Der Beichtvater des Kurfürsten von Sachsen, Pater Leo Rauch, ein Jesuit, war auch bei Windelmanns Bekehrung geschäftig und verschaffte ihm überdies manchen irdischen Vorteil.

22, 5. Die „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerey und Bildhauerkunst“ erschienen 1755 und in zweiter Auflage 1756, um zwei erläuternde „Sendschreiben“ vermehrt.

22, 24. Von den Kennern und Kunstrichtern, die Goethe hier aufführt, beherrschten in der That einige, mehr oder weniger, die Geschmacksrichtung in Deutschland um 1760. Philipp Daniel Bippert, Professor an der Dresdner Akademie, war als Erforscher des Altertums angesehen und ist noch heute als Sammler der nach ihm benannten Daktyliothek, einer Zusammenstellung von Abgüssen geschnittener Steine, bekannt; Christian Ludwig von Hagedorn war nicht nur Direktor der Dresdner Akademie, sondern auch der maßgebende Ästhetiker der Zeit, der in demselben Sinne wie Friedrich Adam Deser, der Maler und Theoretiker in Leipzig, den klassizistischen Stil nach Kräften förderte. Der Maler Christian Wilhelm Ernst Dietrich, als Nachahmer und als

Effektiver entschieden tüchtig, wurde in der Periode des Manierismus sehr überschätzt; Karl Heinrich von Heineken war als Lexikograph der Künstler besonders tätig; Matthias Osterreich, der zuerst in Dresden, dann in Potsdam Galeriedirektor war, ist am wenigsten hervorgetreten und spielte sogar eigentlich die lächerliche Rolle eines Ignoranten im Amte.

23, 28. Auch durch diese Bemerkung verrät sich Goethes nicht eben glücklicher Dilettantismus in den bildenden Künsten.

23, 30. Der Freund ist Wilhelm von Humboldt, der 1801 bis 1808 als preussischer Gesandter in Rom lebte und am 23. August 1804 den im folgenden abgedruckten Brief an Goethe geschrieben hatte.

24, 31. Wenn Horaz in seiner zweiten Epode, deren Anfang Humboldt zitiert, und in den Oden I, 7 und II, 6 das Leben in Tibur-Tivoli als die Muße eines Unbeschäftigten schildert, so faßt er es nicht anders auf, als wie wir das Sommerleben auf einer modernen Villa kennen, während die tiburtinische Herrlichkeit von heute den Archäologen mit antiquarischen Interessen in Atem hält oder den Sentimentalen durch ihre Elegie rührt.

25, 4. Dieser Freund war der in Rom lebende dänische Archäologe Georg Zoega.

25, 19. Anton Raphael Mengs, 1728—79, der Dresdner Hofmaler, war, als Winkelmann nach Rom kam, Direktor der Malerakademie daselbst und malte bald darauf im reinsten klassizistisch-effektischen Stile das berühmte Deckenbild „Apollo mit den Musen“ für die Villa Albani. Da er 1761 nach Madrid übersiedelte, so dauerte sein Einfluß auf Winkelmann nur wenige Jahre. Übrigens sind die beiden Schriften, zu denen Winkelmann sich von ihm angeregt fühlte, nicht ausgearbeitet worden.

26, 33. Vellejus Patereculus, der unter Tiberius im Felde diente und später Prätor in Rom war, schrieb zwei Bücher römischer Geschichte, aus deren erstem (Kap. 16. 17) die im folgenden zitierte Stelle von Goethe übersezt ist: im Getriebe der Weltstadt, in dem ja auch heute Geschmaç und Moden schneller als gut ist wechseln, mochte er freilich den

Eindruck gewonnen haben, daß Künstler und Künste rasch verblühen.

28, 6. Der feingebildete und geistreiche Redner Marcus Fabius Quintilianus (geb. etwa 35 n. Chr.) schrieb eine „Anleitung zur Redekunst“ in zwölf Büchern, deren letztem (Kap. 10) der folgende Exkurs entstammt. Die darin erwähnten griechischen Künstler gehören dem fünften und vierten Jahrhundert v. Chr. an.

30, 14. Der Ruf von Winkelmanns Gelehrsamkeit war schon früh nach Rom gedrungen, und als der päpstliche Nuntius in Dresden, Graf Archinto, den berühmten Mann als ansehnlichen Konvertiten gewinnen wollte, durfte er ihn mit der Aussicht auf eine Bibliothekarstelle bei dem großen Büchersammler Kardinal Passionei, der lebhaft nach ihm verlangte, locken. Winkelmann stand im Dienste dieses Kirchenfürsten bis zu seinem Übertritt in das Haus des inzwischen zum Kardinal ernannten Archinto, der Präsekt von Rom geworden war, am Anfang des Jahres 1757.

31, 24. Michelangelo Giacomelli war ein Prälat von ausgedehnter gelehrter Bildung und besonders als Gräzist bedeutend und für Winkelmann ergiebig. Antonio Baldani, Kaplan des Papstes, gehörte zu den Gelehrten, die nicht sowohl im Verfassen und Vollenden von Werken als vielmehr im wissenschaftlichen Sammeln und im mündlichen Spenden von Wissen ihren Lebenszweck finden.

31, 28. Kardinal Alessandro Albani (1692—1779), der Erbauer der berühmten Villa seines Namens, in der antike Tempelhaine wieder zu erstehen schienen, ein Kunstsammler von beispiellosem Glück, Geschick und Geschmaç, nahm Winkelmann 1758 als Freund und Berater in seinen Kreis auf.

32, 29. Die französische Invasion setzte ihre nur zeitweilig unterbrochene Plünderung der Villa rückwärtslos fort, und von den etwa dreihundert durch Napoleon entführten Antiken gelangte später eine einzige an ihren Standort zurück. Der Nachfolger der Familie Albani im Besitz der Villa, Fürst Torlonia, hat dann das Seinige dazu beigetragen, das herrlichste Denkmal römischer Kunstliebe aus dem achtzehnten Jahrhundert weiter zu schädigen.

33, 13. In Herculaneum wurden zuerst 1719, in Pompeji seit 1748 gründlichere Nachgrabungen veranstaltet; da man aber hauptsächlich auf Kostbarkeiten fahndete und die Regierung diese Funde für sich beanspruchte, so entstand alsbald eine schädliche Schatzgräberei samt ihrem Gefolge von Betrug und Schleichhandel.

34, 2. Wilhelm Muzell-Stosch hatte es eilig mit dem Verkauf der vom Oheim ererbten Kunstschatze und drängte deshalb auf ihre schnelle Katalogisierung. Die Gemmen-sammlung, die etwa 3000 geschnittene Steine und 28000 Abdrücke enthielt, kam an Friedrich II. und durch diesen größtenteils in das Berliner Münzkabinett; ihr von Winckelmann im Verein mit dem Kardinal Albani und anderen angefertigter Katalog erschien 1760 in französischer Sprache, befriedigte aber den Verfasser selbst so wenig, daß er nicht aufhörte, für ihn ein Anlaß zu weiteren Studien und Anmerkungen zu sein.

35, 29. In seinen Schriften, und nun gar in den Briefen gibt sich Winckelmann so vollkommen persönlich, daß wir, im allgemeinen an ein objektiveres, kühles Gelehrtentum gewöhnt, über sein leidenschaftliches Aufgehen in Stoff und Lebenszweck immer von neuem staunen.

37, 26. Johann Friedrich Christ, 1731—56 Professor an der Universität Leipzig, war der erste in Deutschland, der über antike Kunstwerke als Vorläufer der heutigen Archäologen las. Die hier und in den folgenden drei Absätzen ausgesprochene Ansicht, der Altertumsforscher könne, durch die Gegenstände seiner Arbeit vollauf geläutert, der Klärung durch Kant entraten, ist ebenso charakteristisch für Goethes klassizistischen Zustand in jener Zeit wie für seine Bedürfnislosigkeit gegenüber den „Tröstern der Schulen“.

38, 25. Goethe meint nicht, daß Lutherische Kirchenlieder von keinem Freunde der Dichtkunst geschätzt werden können, sondern er sieht darin, daß Winckelmann selbst in Rom nach einem Gesangbuch verlangte, eine allzu einseitige Geschmacksrichtung.

40, 3. Monumenti antichi inediti, spiegati ed illustrati da Giovanni Winckelmann, Roma 1767: eine Reihe von Be-

schreibungen und Bestimmungen von bis dahin nicht veröffentlichten Antiken, mit weltreichenden Ausblicken entworfen und unter lebhaftem Gedankenaustausche mit den gelehrten Freunden im Kreise des Kardinals Albani bearbeitet.

41, 2. Nicht sowohl Benedikt dem XIV., der schon im Mai 1758 starb, als vielmehr dessen Nachfolger, Clemens dem XIII. Rezzonico, der ihn überlebte, verdankte Winkelmann seine Stellen an der vatikanischen Bibliothek und als „Präsident der Altertümer“.

44, 30. Fürst Leopold Friedrich Franz von Dessau, als Kunstfreund und Philanthrop bekannt, traf mit dem Prinzen Georg August von Mecklenburg-Strelitz Ende 1765 in Rom zusammen; der Erbprinz Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig kam im folgenden Jahre. Johann Hermann von Niedeßel ist der Verfasser der von Goethe sehr geschätzten „Reise durch Sicilien und Groß-Griechenland“, Zürich 1771. — Winkelmann diente in Rom oft nur um des Führerhonorars willen dem Fremdenstrome, dem Goethe sich durch Führung des Namens Möller zu entziehen wußte.

45, 16. „Geschichte der Kunst des Altertums“, Dresden 1764, zwei Quartbände, das Hauptwerk Winkelmanns.

47, 18. Der Frieden zu Subertusburg, 1763.

47, 24. Gerlach Adolph von Münchhausen erwarb sich als hannövrischer Minister bedeutende Verdienste um die Universität Göttingen, für die Winkelmann als Mitglied der Göttinger Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften sich besonders interessieren konnte.

47, 27. Über die Schweizer Freunde vgl. Anm. zu 7, 2.

48, 4. Durch das nordische Land der Kimmerier kam man nach antiker Vorstellung an den Eingang der Unterwelt; weder im Aufstieg noch im Niedergang scheint dort, nach Homer, den armen Menschen die Sonne.

48, 29. Goethe fühlt sich und die mit ihm Strebenden als Erben von Winkelmanns Mission, die er in Form von Einwirkung auf den Geschmack des Publikums und der Künstler übernommen hat, ohne zu bedenken, daß die Kunst sich niemals von einem Theoretiker beeinflussen läßt. Auch nachdem er sich des Mangels an Erfolg auf diesem Gebiete

bewußt geworden war, ermüdete er nicht, wenigstens in Rezensionen und kleinen Aufsätzen (Bd. 35) den gelehrten Kreisen seine Überzeugungen vorzutragen.

Rameaus Neffe (S. 49—196).

Nachdem Goethe durch seine Übersetzung der beiden ersten *Essais sur la Peinture* von Diderot (f. Bd. 33, S. 205 ff.) in einen engeren Zusammenhang mit diesem anziehend paradoxen, an Kampflust, Kenntnissen, Geist und Frivolität so reichen Schriftsteller geraten war, bedurfte es keiner eindringlichen Überredung, um ihn zur Bearbeitung eines zweiten Diderotschen Werkes zu veranlassen. Es war Schiller, der, um seinem Freunde, dem Verleger Göschen einen Gefallen zu erweisen, eine Abschrift des Dialogs *Le Neveu de Rameau* herbeischaffte und Goethe bestimmte, diese meisterhafte, von literarischer und kunstkritischer Satire ganz erfüllte Charakterstudie zu übersetzen und dadurch eine wertvolle, noch ungedruckte Arbeit Diderots, die zunächst nur in einer auf der kaiserlichen Bibliothek zu St. Petersburg verborgenen Kopie vorlag und wenigen bekannt war, zum erstenmal ans Licht zu bringen. Goethe ergriff die Aufgabe mit Vergnügen und erweiterte sie, wie er es auch bei der Bearbeitung des „*Benvenuto Cellini*“ (f. Bd. 31 und 32) getan hatte, durch die Anlage eines Anhangs. Den Januar und Februar 1805 verwandte er für die Übersetzung; in den beiden folgenden Monaten entstanden die Anmerkungen, und gleich in der Ostermesse erschien das Buch bei G. J. Göschen unter dem Titel, den es auch in unserer Ausgabe trägt. In die zweite Cotta'sche Ausgabe von Goethes Werken kam es 1819 als zwanzigster Band. Unter denselben körperlichen Leiden, unter denen „*Windelmann*“ reisen mußte, hatte Goethe es vollendet und unter derselben lebhaften Beteiligung Schillers, bis dessen Tod seinen schweren Schatten auf die Arbeit warf; die Aufnahme aber, die diese bei dem Publikum und der Kritik fand, entsprach im allgemeinen nicht den ihr geopfer-ten Kräften. Den zünftigen Literaten fehlte nur zu oft die Fähigkeit, über ihre Ansichten und Parteien hinaus Goethes

freien Standpunkt anzuerkennen; auch dem deutschen Publikum mochte die Pariser Gesellschaft des ancien régime mehr verdächtig als interessant sein. Etwas dankbarer griffen die Franzosen zu, die die Sache ja auch am nächsten anging; 1821 veranstaltete man in Paris, unter Lug und Trug, eine Mißübersetzung von Goethes Text, die die einzige Ausgabe des Werkes in der Originalsprache bildete, bis allmählich andere Abschriften sich fanden und benutzt wurden. Zu den literarischen Händeln, die durch jene erste französische Ausgabe hervorgerufen wurden, nahm Goethe selbst Stellung in seiner Zeitschrift „Kunst und Altertum“ 1823 und 1824. Als „Nachträgliches zu Rameaus Nessen“ gingen diese Ausführungen, bearbeitet von Niemer und Eckermann, auch in Bd. 6 der „Nachgelassenen Werke“ über. Vgl. Weimarische Ausgabe Bd. 45, S. 219—244 und 339 ff. — Die Einreihung des Dialoges in vorliegenden Band wurde in der Einleitung (Bd. 33, S. VI, Fußnote) begründet.

Die Sprache Goethes in dieser Übersetzung schließt sich der Eleganz ihrer Vorlage, dem flüssigen und pikanten Tone einer angeregten Unterhaltung, um so glücklicher an, als Goethe fürs erste nur die ihm besonders auffallenden Stellen in guten Stunden übersetzt hat und Diderot als Schriftsteller ihm überhaupt ungemein zusagte. Das schützte ihn freilich nicht vor mancherlei Abweichungen vom Texte, die er bei aller Gewissenhaftigkeit theils bewußt, theils unbewußt beging. So finden wir nicht selten Milderungen und Lücken, die sich aus dem Bestreben erklären, dem Leser Gleichgültiges oder Unanständiges zu ersparen oder aber Schwerverständliches auf sich beruhen zu lassen; zahlreiche Irrtümer sind vermutlich, andere sicher aus Fehlern der Goethe dienenden Vorlage zu erklären, die ja nur die Abschrift einer von Diderot flüchtig durchgesehenen Kopie seines Originalmanuskriptes war; wieder andere flossen aus Hör- oder Schreibfehlern dessen, dem Goethe diktirte; die meisten Fehler freilich müssen nur Goethes eigener Flüchtigkeit zugeschrieben werden. Er verlas oder übersprang Worte, Buchstaben und Interpunktionen, auch gab er einzelne Ausdrücke und Redensarten, die er nicht recht verstand, oft unzutreffend

wieder. Zu näherer Orientierung über diese Dinge sei auf das sehr interessante Kapitel 6 von Rudolf Schöffers erschöpfendem Buche „Rameaus Nefte. Studien und Untersuchungen zur Einführung in Goethes Übersetzung des Diderotschen Dialogs“ Berlin 1900 hingewiesen; die auffallendsten Fehler und Mißverständnisse werden auch in den Anmerkungen unserer Ausgabe berichtigt. Solche Verbesserungen in den Text selbst einzuführen, war natürlich unzulässig; wo aber Schreibfehler in der wahrscheinlich schwer lesbaren Vorlage mit Gewißheit als Anlässe ganz sinnwidriger Übersetzung und störender Ausdrücke anzunehmen waren, wo sich zugleich das richtige Wort ganz zweifellos ergab und ohne gewaltsamen Eingriff in Goethes Satzgefüge eingesetzt werden konnte, da fielen jene Bedenken fort, und so heben wir folgende Abweichungen unseres Textes von den übrigen Ausgaben hervor:

- 60, 15. Stamme statt Throne; Original: tronc.
 80, 29. Madam st. Mademoiselle; Dr.: Madame.
 85, 31. 32. dasselbige Glück st. dieselbige Ehre; Dr.: le même bonheur.
 93, 27. Kinnlade st. Maschine; Dr.: la mâchoire.
 100, 34. vor der kleinen st. von der kleinen; Dr.: à la petite.
 104, 24. ihr Spiegel st. ihre Erfahrung; Dr.: leur miroir.
 114, 22. Unverschämtheit st. Unflugheit; Dr.: impudence.
 123, 17. Mannigfaltigkeit st. Wahrheit; Dr.: variété.
 150, 27. Mantel st. Sinn; Dr.: manteau.

Während es sich im zweiten dieser Fälle um falsche Auffassung einer Abkürzung handelt, ergeben sich in den anderen leicht die französischen Worte, die Goethe vor sich zu haben glaubte: trône, honneur, machine, de, mémoire, imprudence, vérité, menton.

Über das Werk an sich seien wenige Worte vorausgeschickt. Diderot führt in ihm sich selber ein als den Philosophen von festgegründetem Rufe und ruhigem Selbstbewußtsein, der in bescheidenen Glücksumständen lebt und mit gleichmäßigen, bürgerlichen Gewohnheiten, doch immer interessiert und zu lebhafter Polemik aufgelegt, der Pariser

Literatenbohème und dem nervösen Treiben der Künstler gegenübersteht. Er trifft mit Jean François Rameau zusammen, einem Sohn des Musikers Claude Rameau aus Dijon und Nessen des berühmten, nach Paris ausgewanderten Jean Philippe Rameau (1683—1764, s. Bd. 33, S. 30), der als Komponist und Musiktheoretiker wirkte und im Sinne Bullis die französische Oper von dem italienischen, allmählich doch übermächtigen Einflusse freizuhalten suchte. Jean François, 1716 geboren, war ebenfalls musikalisch, komponierte auch etwas, und erwarb sein Brot, wenn er auf Erwerb ausging, in Paris durch Klavierstunden. Von Jugend auf verwahrlost, führte er aber eigentlich das Leben eines Parasiten bei denen, die an seinem hochhaften Witz, seinen treffenden Urteilen und erstaunlich aufplackernden Talenten Gefallen fanden. Er starb 1767 in einem Asyl. Mit diesem genialen Eyniker läßt Diderot sich in ein Gespräch ein und gibt ihm unvermerkt Gelegenheit, seinen wunderlichen Charakter, den Typus eines höchst sensiblen und leidenschaftlich reagierenden Dekadenten, sprungweise zu entwickeln. Die Unterhaltung, durch giftigen Klatsch gewürzt, streift die musikalischen Verhältnisse von Paris und viele Persönlichkeiten aus den Kreisen der damals lebenden Künstler, Dichter und reichen Gönner, und indem er Rameau tausend Pöffen treiben läßt, rechnet Diderot schonungslos mit seinen eigenen Feinden ab.

Der Schärfe dieser Angriffe ist es wohl zuzuschreiben, daß der Dialog, dessen Handlung als im Sommer 1761 vor sich gehend gedacht ist und der kurz darauf niedergeschrieben wurde, wie so manche andere bedenkliche Werke Diderots fürs erste in dessen Gewahrsam blieb, wo er in späteren Jahren einzelne Zusätze erhielt.

Das Motto soll die wunderliche, unharmonische Zielgestaltigkeit Rameaus bezeichnen. „Ein Früchtchen aller Jahreszeiten“ wäre wenigstens ein Versuch, es zu verdeutschen.

49, 3. Das Palais Royal in Paris, der Schauplatz des Dialogs, gehörte 1761 dem Herzoge von Orléans; sein Garten stand wie heute dem Publikum offen, war aber noch nicht von

den langen Galerien eingefast, die jetzt dem regen Verkehr von Spaziergängern und kauf lustigen Reisenden dienen. In dessen bildete er schon damals einen Mittelpunkt für Fremde und Einheimische, und viele Kaffeehäuser in seiner Umgebung, wie das Café de Foi in der Allee gleichen Namens und nahe bei das Café de la Régence, dessen Wirt Rey hieß, in der Rue St. Honoré, waren der Sammelplatz der schönen Geister, der Neuigkeitskrämer, der Jeunesse dorée und der Tagediebe. Stillter war die Allée d'Argenson, in welcher Diderot auf einer bestimmten Bank seine Freundin Sophie Volland zu treffen pflegte.

50, 1. Indem Diderot einige der berühmtesten Schachspieler seiner Zeit anführt, den Herrn von Végat aus der Bretagne, den Musiker Danican-Philidor, der mit achtzehn Jahren zwei Partien gleichzeitig und blindlings gewann, und zwei andere, sonst nicht weiter bekannte, benutzt er so gleich die Gelegenheit, um die betreffenden auf seine kurze Art zu charakterisieren.

50, 30. La Trappe: das strenge Benediktinerkloster in der Normandie.

50, 33. Die Bernhardiner sind nach dem hl. Bernhard von Clairvaux genannte Zisterziensermönche.

51, 25. Der Cours de la Reine und die Elyseischen Felder schließen sich westlich an die Place de la Concorde und bilden so eine Art von Fortsetzung des Tuileriengartens, der östlich von ihr liegt.

52, 15. Die Sache machte sich nicht, denn Rameau heiratete (1757) die Tochter eines verwitweten Schneiders; sie starb bald darauf und hinterließ ihm einen Sohn. Vgl. über sie 75, 33 f. und S. 153 f.

52, 27. Nicht der Better, sondern ein Nefse des Jean Philippe Rameau war der Mann, und das Original nennt ihn auch le neveu in Text und Titel. Das Wort Better ist im älteren Sprachgebrauche, ähnlich wie Base und Ruhme, unbestimmter als heute, und Goethe setzt es in dem Dialoge mehrmals für Nefse.

52, 28. Über Vulli vgl. S. 167 f. Dieser italienische Begründer der französischen Nationaloper erscheint Diderot so

veraltet, daß er den im folgenden recht lieblos geschilderten J. Ph. Nameau doch als einen Erlöser von der Längeweile preist.

53, 2. Statt „Lanzen“ sollte „Kaketen“ oder „Fenerwerk“ stehen; Goethe kannte diese zweite Bedeutung des Wortes lance nicht; dasselbe gilt für 125, 33. Unter den Viktorien müssen wir uns wohl das vorstellen, was in dem Theaterjargon von heute eine Apotheose heißt.

53, 10. Über Marivaux vgl. S. 168 f. Dieser fruchtbare Schriftsteller, der neben Lustspielen auch Romane, Idyllen und moralische Traktate schrieb, wurde hauptsächlich deswegen früh vergessen, weil sein manierierter und allzu zierlicher Stil in die derber werdende Zeit nicht mehr paßte. — Claude Crébillon, der Sohn des Tragödiendichters Prosper Crébillon, lebte bis 1777, war aber trotz der außerordentlichen Schläuprigkeit seiner Romane, deren bekanntester: *Le Sopha, conte moral*, 1745 erschien, noch früher veraltet als Marivaux: seinem Vaster fehlte die Grazie, die das Unausprechliche lesbar erhält.

53, 21. Ein Roman des Akademikers Herrn von Bissy, *l'Histoire d'Éma*, wurde fälschlich Diderot zugeschrieben, der vielleicht eben deswegen von jenem ein wenig abrüdt.

53, 22. Claire-Joséphine Clairon, die berühmteste Schauspielerin der Zeit, muß sich hier einen Mangel an schöpferischem Genie vorwerfen lassen, obgleich sie in den literarischen Partiekämpfen auf der Seite Diderots stand. Sie verließ 1765 die Bühne, wurde die Geliebte des Markgrafen von Anspach und starb erst 1803. Vgl. über sie die ironisch gemeinte Stelle 100, 6 ff.

54, 14. Das überlieferte „breit und dicht“ durfte als verschleppter Schreibfehler nach dem Original (noirs) berichtigt werden; ebenso verfahren wir in einigen ähnlichen Fällen.

55, 1. Das Leder der Blasbälge wird durch zahlreiche kleine Nägel festgemacht.

55, 19. Bruder Jean des Entommeurs empfiehlt in *Rabelais' „Pantagruel“* I, 39: *faire son devoir tellement qu'ellement, toujours dire du bien de Monsieur le Prieur et laisser aller le monde à sa fantaisie.*

56, 20. Seneca, *De tranquillitate animi* 15, 16: *Nullum magnum ingenium sine mixtura dementiae*. Der Satz ist eher ein Zitat als ein Sprichwort zu nennen.

58, 10. Antoine Briasson war Buchhändler, einer der Verleger von Diderots *Encyclopédie*; Barbier war Seidenhändler.

58, 15 f. Diese Meisterwerke Racines bilden noch heute die Stützen des klassischen Repertoires auf den französischen Bühnen.

60, 18 f. Charles Duclos, ständiger Sekretär der Akademie, war ein feinsinniger und geistreicher Historiker, dessen *Considérations sur les Moeurs de ce Siècle* Voltaire schätzte, vgl. 179, 20 ff.; über Trublet vgl. S. 195, über d'Olivet S. 173.

60, 28. Jean Baptiste Greuze (1725—1805), der erfolgreichste Maler der angeblichen Unschuld und natürlichen Unverderbtheit französischer Bauern, wurde in Diderots Kritiken der Salonausstellungen mit Vorliebe gepriesen.

60, 31. Die Tragödie *Méropé* galt in Frankreich für eine der tiefsten Seelenschilderungen, die Voltaire gelungen waren.

61, 25 f. „So ganz“ u. s. w.: Mißverständnis des Originals, wo es heißt: *ce que je sais, c'est que je voudrais bien être un autre*. Goethe hat für *sais*: *suis* gelesen.

62, 1. Eine Lobrede auf den Kanzler Maupeou hat Voltaire nicht eigentlich gehalten, doch hat er ihn in Versen besungen und ihn gegen die Angriffe, die er 1771 wegen der Auflösung des Pariser Parlaments erfuhr, verteidigt. — Goethes Übersetzung der Tragödie „Mahomet“ von Voltaire s. Bd. 15.

62, 5. *Les Indes galantes* war eine Ballettoper des Onkels Rameau.

63, 1. Als Lumpenhunde (*faquins*) und abgeschmackte Schmeichler bezeichnet Diderot seine erbitterten literarischen Gegner: den Dramatiker Charles Palissot de Montenois (1730—1814), der in seinem Festspiel *Le Cercle* und in der Komödie *Les Philosophes* die Encyklopädisten gröblich verspottet hatte; vgl. über ihn S. 173—182; über Henri-Antoine

Poinsinet vgl. S. 184, über Fréron den Vater, den geschworenen Feind Voltaires und der aufklärenden Philosophie, vgl. S. 161 f.; Fréron der Sohn, Louis Stanislas, ist von Diderot erst nachträglich eingefügt worden. Der Abbé de la Porte war Herausgeber des *Observateur littéraire*; vgl. 107, 21. Die „Geschichte der drei Jahrhunderte“ (*Les trois Siècles littéraires* 1772), von Abbé Antoine Sabatier, war ebenfalls gegen die Encyclopädie gerichtet.

64, 25. Palissots Kollege ist wohl Poinsinet oder Fréron, die beide, gleich ihm, der Akademie von Nancy angehörten.

65, 30 f. Bei den wohlgepflegten Pferden des Marschalls von Soubise fand literarisches Gesindel gelegentlich ein warmes Obdach; auch Pierre Robbé de Beauveset war dort zu treffen, der Sänger nicht näher zu bezeichnender Krankheiten, den Palissot mit unglücklicher Wendung *ami Robbé, chantre du mal immonde* genannt hatte. Vgl. zu seiner Charakteristik 104, 9—18.

66, 20 f. Die Gottheit, vor der Rameau sich demütigen soll, ist die im folgenden sehr oft genannte „Kleine Hus“, eine Schauspielerin der Comédie française, eifersüchtige Konkurrentin der Clairon und Mätresse des Schatzmeisters (*trésorier aux parties casuelles*) Bertin d'Antilly. 94, 8 ff. wird sie ausführlich und ebenso scharf gekennzeichnet wie Bertin 93, 1 ff. Diderot war gegen beide eingenommen, weil die Hus sich zu Gunsten seines Feindes Palissot der Macht ihres Freundes bedient hatte. François Rameau war Bertin für manche Wohlthat zu Dank verpflichtet, hatte dann aber, wie er 108, 10 ff. erzählt, sein Glück verscherzt, und rächt sich nun durch schnöde Reden, deren ärgste Goethe zu unterdrücken für gut fand, an dem fragwürdigen Mäcenas.

67, 2. Fräulein Hus betrog Bertin mit einem jungen Herrn Biellard, wurde dabei überrascht und verlor ihren Beschützer. Diese Geschichte belustigte ganz Paris.

67, 7. Diderot nennt den Vater von Jean François Rameau zweimal einen Apotheker, während er nach anderen Nachrichten Musiker war.

67, 12. Der bekannte Kupferstecher Louis de Carmonette (1717—1806) hat in der Tat eine Radierung nach

Rameau dem Dunkel angefertigt. Goethes Anmerkung S. 159 bezeichnet ihn nur als den Verfasser der Proverbes dramatiques, die eine lange Reihe von geistvollen dramatischen Kleinigkeiten sind.

67, 14 f. Von François Rameau sind 1757 Nouvelles Pièces de Clavecin, distribuées en six airs de différents caractères erschienen; die Neigung zu einer angenehmen Schülerin hatte sie ihm eingegeben, und sie waren eine Art von Programmmusik seiner Stimmungen.

67, 33 f. Der Theologe Nicolas Bergier, der auch Zensor für die Theater war, hatte Diderot als Gegner von Holbachs Systême de la Nature erzürnt; seine Dame aber, die Gräfin de la Marck, beschützte Palissot und befehdete die Encyclopädisten.

68, 26. Durch die Königin Marie Leszczyńska waren polnische Motive in die französischen Moden eingedrungen.

69, 9. Die Überschrift des Liedchens lautet: La Sollicitation; es ist in der sechzehnten Sammlung des Chansonnier François (1762) abgedruckt.

70, 2. Ein Überrock aus grobem Stoff von Ziegenhaar.

70, 5. Nämlich auf geschnittenen Ringsteinen.

71, 3. „Euch weh zu tun“, das heißt wohl: Euch durch eine Anleihe zu schädigen.

71, 7. Die folgende Anmerkung stammt von einem Leser der Handschrift in St. Petersburg und ist aus dieser in Goethes Vorlage gekommen. Daß das Manuscript hier eine Lücke habe, ist aber keineswegs anzunehmen, da der Gedankengang nicht unterbrochen ist; auch sind die Redner, die sich nach 50, 7 ff. im Café de la Régence getroffen hatten, nicht von der Stelle gewichen und sitzen, wie z. B. aus 128, 18 hervorgeht, immer noch im „Kaffeezimmer“.

71, 20. Bernard, Bankier des Königs schon unter Ludwig XIV., war 1739 gestorben.

71, 31. Spittelkinder in Uniform, die die Wohlthäter ihrer Anstalten zu Grabe geleiten.

72, 21. Pietro Locatelli aus Bergamo (gest. 1764) war Komponist und Violinvirtuose.

72, 30. In den geistlichen Konzerten hatte 1754 der

Violinvirtuose Domenico Ferrari aus Piacenza, 1751 der Piemontese Chiabran großes Aufsehen erregt.

73, 8. Vermutlich stand in Goethes Vorlage so meurt statt des allein möglichen so meurt, das sich in den andern Abschriften findet.

74, 1. Zu Alberti hat Goethe S. 154 eine Anmerkung gemacht, aus der hervorgeht, daß er hier an den Klavierkomponisten Domenico Alberti aus Venedig, wie wohl auch richtig ist, gedacht hat; Baldassarre Galuppi aus Burano bei Venedig war Opernkomponist und Kapellmeister; er starb 1785.

74, 18. Quinte superflue würde man heute eher mit „übermäßige“ Quinte übersetzen. Die „Verkettung der Dominanten“ sind die Quinten- und Quartengänge.

75, 3 ff. Im Garten des Luxembourgpalastes gab es damals eine „Seufzerallee“ und einen „Philosophenweg“, beliebte Spaziergänge, an deren Stelle seit 1784 Häuserviertel erstanden sind.

75, 26. Avoir du foin dans ses bottes et de la paille dans ses souliers: „Heu in den Stiefeln (Wasser- oder Reiterstiefeln) und Stroh in den (Holz-) Schuhen haben“ sagt etwa dasselbe wie unser „in der Wolle sitzen“. Kozebue war im Unrecht, als er in seiner Zeitschrift „Der Freimütige“ (vom 15. Juli 1805) Goethe den Vorwurf machen ließ, er habe aus mangelhafter Kenntnis des Französischen diese Stelle falsch übersetzt: sie bedeute „Jetzt, da Ihr Euer Heu gebunden, geerntet habt“, da botte hier „Bündel“ heiße.

75, 29 f. Diderot lebte nicht glücklich in seiner Ehe mit Anne Champion. Marie Angélique, seine Tochter, spätere Frau Bandeul, war 1753 geboren.

78, 1. Zu d'Alembert, einem der treuesten Streitgenossen Diderots in der Arbeit an der Encyclopädie, zu der er die Einleitung und viele Artikel schrieb, vgl. S. 155 f.

79, 7. Die Sängerin Lemierre, deren Stimme mit der des murmelnden Baches, der Nachtigall und des neidischen Zephyrs verglichen wird, heiratete 1762 einen Kollegen von der Oper.

79, 10. Die Schauspielerin Sophie Arnould wurde 1762

Nachfolgerin der Hus im Herzen Bertins; sie hatte mit ihrem früheren Liebhaber, dem Grafen Sauraguais, wegen dessen Eifersucht gebrochen. Sauraguais tröstete sich, indem er mit der Erfindung einer Porzellanmalerei, die er sich zuschrieb, prahlte; er hatte sie aber einem Freunde Diderots, dem Herrn von Montamy, entwendet.

79, 15. Wörtlich übersetzt aus: C'est un rare corps, ce Prévile. — Der Schauspieler Pierre Louis Dubus, genannt Prévile, trat in *Le Mercure galant ou la Comédie sans Titre*, einem Stücke des Edmé Boursault von 1679, das immer noch gegeben wurde, in sechs verschiedenen Rollen auf.

79, 17. Die Schauspielerin Marie Marchand-Dumesnil stand damals schon ein Vierteljahrhundert lang auf der Bühne und galt für trunksüchtig.

79, 28. Das Gerücht, Voltaire sei tot, wurde mehr als einmal verbreitet, sogar von ihm selbst.

81, 2. „es“ bezieht sich auf „Marke“, indem Goethe statt dieses Wortes wohl „Blech“ oder „Stück“ vorschwebte.

81, 3. Javillier war ein Tänzer.

81, 15. Über Bagge vgl. S. 157.

82, 4. Bernard le Bouvier de Fontenelle (1657—1757) schrieb dramatische und andere Dichtungen, trat aber hauptsächlich mit aufklärenden Schriften, den *Entretiens sur la Pluralité des Mondes* und der *Histoire des Oracles*, hervor. Vgl. 131, 7 und 195, 1.

83, 8. Bonne renommée vaut mieux que ceinture dorée: guter Ruf taugt mehr als Geburtsadel. Der goldene Gürtel war ein Abzeichen der ritterlichen Geschlechter.

83, 21. Eines der Hauptverdienste Jean Philippe Rameaus ist in der That die Vereinfachung der Harmonielehre durch seine Theorie des Grund- oder Fundamentalbasses (la basse fondamentale), die er 1722 im *Traité de l'Harmonie* und in späteren Schriften entwickelte. Vgl. S. 185 ff.

84, 2 f. Die Deschamps und nach ihr die Guimard waren Ballettänzerinnen, deren Privatleben zu Umsatz und Überleitung großer Kapitalien wesentlich beitrug.

84, 16. Für „denn“ müßte nach heutigem Sprachgebrauch hier „dann“ stehen. Original: puis.

85, 8 ff. Der Naturforscher Buffon (1707—88) schrieb einen schwungvollen, malenden Stil; eine gerechte Würdigung Montesquieus gibt Goethe S. 169 f.; über d'Alembert vgl. S. 155. Die Bezeichnung als petit Caton gönnt Diderot sich und seinen Genossen wegen der Strenge, mit der sie gegen alle Halbheiten des Aberglaubens und der Unwissenschaftlichkeit verfahren, während sie die Sittengesetze sehr viel milder handhabten.

88, 24. Die giftigsten Spöttereien Voltaires werden aufgehoben durch den Eifer, mit dem er 1765 die nachträgliche Rehabilitation des Jean Calas, eines 1762 in Toulouse unschuldig hingerichteten braven Protestanten, betrieb und erreichte, und durch die Herzensgüte, die er der Familie des Unglücklichen bewies.

91, 4. Charles Rochette de la Morlière (1701—85) war ein übel berufener Pamphletist und Claqueur, doch immerhin in seiner Art ein Talent.

93, 1 ff. Der hier beschriebene Hypochonder ist der mehrmals erwähnte Trésorier Bertin, dessen Gunst Rameau verloren hatte.

93, 8. Père Noël aus Rheims machte sein Glück bei Hofe durch Vergrößerungsgläser, die er, ein geschickter Optiker, dem Könige konstruierte.

94, 11. Madame Bouvillon, eine Figur aus Scarrons Roman comique, ist überaus wohlbeleibt; die kleine Hus, von der hier die Rede ist, wog nach Diderot zwei bis drei Zentner.

95, 2. Über Frédéric Baculard d'Arnaud (1718—1805) vgl. S. 156. Er war der Typus eines Parasiten.

95, 3. Die Borborygmen (im Original steht, dem griechischen Urwort besser entsprechend, le borborygme) sind das Knurren des leeren Magens.

95, 10. Stentor: der stimmungswaltige Thraker, der vor Troja lauter rief als fünfzig Männer. Vgl. Ilias V, 785 ff.

96, 34. Über Etienne Bouret, den Generalpächter und Postendirektor (1710—77), vgl. S. 158.

97, 2. 3. Die Geschichte vom kleinen Hunde wird im folgenden erzählt. Le Livre du vrai Bonheur betitelt Bouret

das Buch, in dem er die Besuche des Königs bei ihm notierte; den Weg von seinem Schloß nach Versailles ließ er für den König durchaus mit Fackeln beleuchten.

97, 10. Der Siegelbewahrer, um dessen Gunst Bouret sich bemühte, war Jean Baptiste d'Arnouville.

98, 17. Ludwigskreuze: Inhaber der Croix de St. Louis, eines militärischen Ordens Ludwigs XIV.

99, 21 ff. Über die Marquise, die des unehelich geborenen d'Allemberts Mutter war, über ihren Bruder, den Erzbischof von Embrun und Lyon, sowie dessen Sekretär vgl. S. 194 f. Diese drei und Bouret mit Julius Cäsar, Turenne, dem großen Feldherrn (1611—1675), und mit dem Marschall Vauban, dem berühmten Befestiger von Städten (1633—1707), zusammenzustellen, ist weit eher boshaft als schmeichelhaft.

100, 2. Marie-Anne Botot-Dangeville war eine berühmte Soubrette, der man schwerlich so viele Fehler nachsagen konnte.

100, 20. „ich, der mit Euch rede,“ ist einer der wenigen Gallizismen, die Goethe sich erlaubt hat.

100, 25. „die zufälligen Teile“. Original: les parties casuelles. Eine Zweideutigkeit, die auf Bertin, den Schatzmeister der zufälligen (außerordentlichen) Staatseinnahmen, geht.

101, 8. Ein oft zitiertes Wort des Persius, aus dem Prolog zu seinen Satiren 10, 11. Auf Deutsch etwa: Die guten Gedanken kommen aus dem Magen.

102, 21. Über Bret vgl. S. 158. Er war aus Dijon und ein Schulkamerad von Rameau.

103, 4. Die Schwiegerföhne des reichen Bouret, Montsauge, der Generalpächter, und Villemorien, der Generalstallmeister der Posten, gehören zu den Emporkömmlingen, die sich mit Parasiten umgaben und durch sie an den Theatern intrigierten.

103, 11 ff. Über Palissots satirisches Stück Les Philosophes vgl. S. 176—178; Diderot erscheint dort unter dem Namen Dortidius, und ein Trödler haufiert mit seinen Werken. Dieses Motiv stammt aus des Jesuiten Bougeant

Romödie *La Femme docteur ou la Théologie janséniste tombée en quenouille* (1731), von der der Ausdruck „Kochentheologie“ entnommen ist.

103, 27. Über *Le Blanc* vgl. 142, 20 ff. und 157 f., daselbst auch über *Charles Batteux*, den im achtzehnten Jahrhundert vielverehrten Ästhetiker und Verfasser der *Cours de Belles-Lettres*, der wohl, nach dem Beiwort „Seuchler“ zu schließen, anders handelte, als er lehrte.

103, 33. Über *Alexis Piron* vgl. S. 182 ff.

104, 6—8. Vgl. S. 162 ff.

104, 10. *Robbé* erzählt auf seine Art von den Verzückungen, in die die schwärmerischen Konvulsionäre, eine Sekte der kirchen- oder vielmehr jesuitenfeindlichen Jansenisten, auf dem Grabe ihres heiligen Asketen *François de Paris* zu geraten pflegten.

105, 10. Das vielgelesene Werk des aristotelischen Peripatetikers *Theophrastos* „Ethische Charaktere“ wurde 1687 von *Jean de la Bruyère* übersetzt und um das Vierfache erweitert unter dem Titel *Les Caractères de Théophraste traduits du Grec, avec les Caractères ou les Moeurs de ce Siècle*. Von den Komödien *Molières* können die im folgenden erwähnten *L'Avare* und *Le Tartuffe* als die genialsten Charakterstudien gelten.

107, 17. *Corbie* und *Moette* waren die Leiter der *Opéra comique* bis 1762, wo diese mit der immer beliebter werdenden italienischen Oper verbunden wurde.

107, 22. „Blättler“: eine selbständige Neubildung *Goethes*, die auch in ihrem wegwerfenden Tone dem französischen *feuilliste* entspricht. Vgl. „Selbstler“ = *Egoist*, Bd. 21, S. 112, 7.

107, 23. Der Herausgeber des *Observateur littéraire*, *Abbé de La Porte*, der die Ursache von *Rameaus* Mißgeschick bei *Bertin* und der *Huz* wurde und deshalb im folgenden arg beschimpft wird, stand auf der Partei der *Encyclopädisten*, im Gegensatz zu den meisten übrigen Literaten.

108, 17. Über *Fréron* und *Dorat* vgl. S. 161 und 159.

108, 21. Die fraglichen Worte sind *cazzo* und *coglioni*, *Goethes* Werke. XXXIV. 24

die beide „Tölpel“ bedeuten können, in ihrer eigentlichen Bedeutung aber einen unanständigen Witz ergeben.

109, 4f. Messer Gaster: ein aus Rabelais' „Pantagruel“ IV, 57 entlehnter italienisch-griechischer Ausdruck für „der Herr Magen“.

109, 16. Ilias I, 46.

109, 26. Das französische *bélitres*, Lumpen, hat Goethe in seiner Vorlage als *belétres* gelesen und dieses im Französischen nicht vorhandene Wort zu übersetzen gesucht.

113, 31. Lebrun: einer der Schriftsteller dieses Namens.

114, 4. Abbé Rey ist nicht nachzuweisen. Er wird einer der zahllosen Weltgeistlichen gewesen sein, die sich damals den Damen in den Boudoirs und bei der Toilette unentbehrlich machten.

114, 10. Der Philosoph Helvetius (1715—71) hatte von Palissot den Dank geerntet, daß er von ihm in den „Philosophen“ als Valère beschimpft wurde. Vgl. 179, 14 ff.

114, 16 f. Palissot hatte den einfältigen Poinssinet dazu gebracht, ein angeblich protestantisches Glaubensbekenntnis zu unterschreiben, um in Preußen Prinzenenerzieher zu werden.

115, 1. Die Gräfin de la Marck; vgl. die Anmerkung zu S. 67, 33.

115, 3. Der längst veraltete Gebrauch von *espèce* im Sinne von „ein Mensch ohne Bedeutung“ wird jetzt etwa durch den des Wortes *type* ersetzt.

117, 24. Dieser Kenegat ist nicht nachgewiesen worden.

119, 26. San Benito ist der mit Flammen und Teufelsfiguren bemalte Armesünderkittel der zum Feuertode geführten Keger.

121, 3. Mascarill, den Schelmenkaiser (*furbum* ist ein latinisierter Genetiv Pluralis von *le fourbe* statt des korrekten *furum*), nannten, nach dem lustigen Knecht der italienischen und französischen Komödie, die Pariser Studenten ihre Narrenprinzen.

122, 1. Egidio Duni (vgl. S. 160 f.) war 1733 nach Paris gekommen und hatte dort mit seiner italienischen Spieloper sehr bald alle die gewonnen, denen die herrschende französische Große Oper mit ihrem Pathos nicht mehr imponierte.

Außer dem im folgenden mehrmals erwähnten *Peintre amoureux de son Modèle* von 1757 schrieb er in Paris die *Isle des Fous*, an deren Text Bertin beteiligt war, die *Plaideuse*, die *Moissonneurs* und andere Opern von gefälliger und anmutiger Komposition. Obgleich diese Musik eigentlich lyrisch und nichts weniger war als eine treue Wiedergabe von dramatisch entwickelten Empfindungen in Tönen, nahm Diderot, der sonst die Nachahmung der Natur für alle Künste forderte, sie doch dankbar an, weil sie ihm als ein Fortschritt gegenüber Jean Philippe Rameaus gekünstelter und geschraubter Oper erschien; daß die amüsanten italienischen Buffoni dann ihrerseits durch Glucks Opernreform, die die musikalisch richtige Deklamation und die charakteristische Musik durchsetzte, bald würden verdrängt werden, konnte Diderot damals noch nicht hoffen. Im Anhang (S. 170 ff.) gibt Goethe eine Darstellung dieser Verhältnisse. — Unser Dialog, der ja eine merkwürdige und kaum aufzulösende Mischung von Charakterdarstellung und ästhetischen Betrachtungen ist, erreicht mit den jetzt anhebenden Reden Rameaus den Gipfel seines sachlichen Gedankenganges, und klarer als bisher drückt Diderot hier seine eigenen Überzeugungen durch den Mund des sonst stark färbenden Schwärmers aus.

123, 8 und 12. Arien aus *Dunis Isle des Fous*.

123, 20. Aus *Danican-Philidor's*, des Schachspielers, komischer Oper *Le Maréchal ferrant*.

123, 28. Das Zitat stammt aus des *Martianus Capella* *Satiricon*. — Grétry erzählt in seinen *Essais sur la Musique* I, 225, daß Diderot ihm durch seine ausdrucksvolle, scharf betonte Deklamation einer schwer zu komponierenden Textstelle zu der richtigen Melodie verholfen habe. Er fügt übrigens hinzu, es sei nicht immer gut gewesen, auf Diderots weitläufigere Hirngespinnste einzugehen, aber die unmittelbaren Einfälle dieses Feuergeistes hätten göttlichen Eingebungen geglichen.

124, 9 f. Der Provenzale *André Campra* (1660—1744), dessen Opern *Tancredi* und *Europe galante* 3. 30 erwähnt werden, war neben *Vulli* und *Rameau* der bedeutendste dramatische Komponist seiner Zeit; er übertraf sogar *Vulli* in

der Instrumentation. — André Destouches, Komponist des 3. 30 genannten Balletts *Issé*, lebte 1672—1749 und war Direktor der Oper; die Anmerkung Goethes S. 159 verwechselt ihn mit dem Dichter Philippe Destouches. — Jean-Josèphe Mouret (1682—1738) war Direktor der geistlichen Konzerte und Komponist der 126, 6 genannten Oper *Ragonde*.

124, 25. Das *Stabat mater dolorosa* ist das bekannteste Werk des großen Giovanni Battista Pergolese (1710—36); von ihm sind auch die 3. 28 genannten Opern *La Serva padrona* und *Tracollo medico ignorante*.

124, 30 f. *Les Indes* und *Les Talents lyriques* waren Ballette, *Castor et Pollux* eine lyrische Tragödie von Rameau.

124, 32. *Armide* ist eine Oper von Vulli.

124, 34. Zwei Orchesterdirigenten an der Großen Oper.

125, 4. Die Königliche Akademie der Musik war identisch mit dem Staatsinstitut der Großen Oper; ihr Gebäude befand sich, bis es 1763 abbrannte, an einer nach ihr benannten Sackgasse im Palais-Royal.

125, 11. Statt „den Weg“ sollte man erwarten: „bei dem Wege“.

125, 14. „auf den Hefen sein“ bedeutet: auf den Bodensatz, also fast aufs Trockene gekommen sein. Im Original steht: *s'il y a un chat à fesser*: „wenn es (in dem Sackgäßchen) noch eine Katze zu verprügeln gibt“.

125, 33. Anspielung auf die Opern Rameaus; vgl. 53, 2.

125, 34. *Va-t'en voir* etc.: Refrain eines Liedes von Houdard de la Motte, das Goethe später in dem Gedicht „Offene Tafel“ (Bd. 1, S. 87) nachbildete. Der Sinn des Zitates ist: „darauf wird man warten müssen!“

126, 6. *Platée* ist ein Ballett von Rameau.

126, 21. Unter Madrigal ist hier wohl weniger die dem Sonett verwandte lyrische Gedichtform zu verstehen, als vielmehr das mehrstimmige, kunstreich komponierte Chorlied des sechzehnten Jahrhunderts, dessen gezierte Anmut lange beliebt blieb.

127, 19. Wahrscheinlich ist, unter vielen bekannten Trägern dieses Namens, der frühere Sekretär der Akademie Jean-Baptiste Duhamel (1624—1706) gemeint.

127, 32 ff. Die französischen Zitate stammen aus *Dunis Isle des Fous*, die italienischen aus der *Serva padrona* des Pergolesi.

128, 26 ff. Die Lamentationen des Niccolò Tomelli (1714 bis 1744), ein geistliches Musikstück für die Karwoche, enthalten Textstellen aus dem Propheten Jeremiaß.

130, 23. Aus Lullis Oper *Roland*.

130, 28 f. Aus Rameaus *Castor et Pollux*.

131, 5 ff. Der Sachse ist Johann Adolf Haffe aus Bergedorf bei Hamburg (1699—1783), der berühmte Sänger, Musikdirektor und Komponist von Opern und Oratorien; die Italiener nannten ihn *Il Sassone*. Domingo Terradellas (1711—51) ist ein Opernkomponist aus Barcelona, Tommaso Traetta (1727—79) ein Komponist aus dem Neapolitanischen; Pietro Metastasio aus Assisi (1698—1782) war der Begründer der italienischen *Opera seria*; über den Textdichter Philippe Quinault (1635—88) vgl. 167, 32 ff., über seinen Kollegen Goubaud de la Motte und über Bouvier de Fontenelle als Textdichter 195, 1 ff.

131, 19. De Barochesfoucaulds *Maximes et Réflexions morales* (1665) und Blaise Pascals *Pensées sur la Religion* (erschienen 1670) sind umfangreiche prosaische Schriften.

131, 27. Es gibt schlauchförmige Polypen, die diese Operation allenfalls vertragen.

131, 30 ff. Wohl Erinnerungen aus irgendwelchen Opernszenen.

132, 5. Suspensionen: wirkungsvolle Verzögerungen von spannenden Textstellen.

134, 9. „sich zu ersäufen“ wörtlich nach dem Französischen *se noyer*, das aber hier „über das Maß trinken“ bedeutet.

134, 32. Im Original: *la maudite molécule paternelle*. Auch „Urfaser“ 135, 1 und „Erbfaser“ 135, 5 geben *molécule* wieder.

136, 16 f. Die beiden großen deutschen Juristen und Gelehrten aus dem siebzehnten Jahrhundert.

138, 33. Im Original: *fait*; Goethe laß *sait*.

141, 21. Leonardo Leo und Leonardo da Vinci waren

neapolitanische Musiker am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts.

143, 25. Eine beliebte Rolle der Madame Favart in ihres Mannes Komödie *La Soirée des Boulevards*.

143, 33. *Le Fils d'Arlequin perdu et retrouvé*: die in Paris sehr beliebte Übersetzung von Goldonis gleichnamigem Stücke.

144, 33 f. Goethe setzt das begonnene Bild fort, indem er das deutsche Sprichwort „Wer im Rohr sitzt, hat gut Pfeifen schneiden“, benutzt. Das Original läßt das Bild fallen durch die Wendung: *il n'y a qu'à ourler le bec et ce sera une cane* („Nur einen Saum um den Schnabel, und die Ente ist fertig“), was verkürzt aus den *Curiosités françaises* von Dubin entnommen ist und von Leuten gesagt wird, die das Schwierigste für leicht ausführbar halten.

145, 2. Rameau sagt, er identifiziere sich nicht mit der tönenden Memnonstatue, er bleibe stumm, wenn die Sonne jene zum Klagen bringt, und er meint damit, daß er nicht zu den begnadeten Musikern gehöre.

145, 11 f. Die Opern des Komponisten Rinaldo aus Capua waren in Paris beliebt; Giuseppe Tartini ist der bekannte Violinvirtuose und Komponist aus Pirano in Istrien; die übrigen hier Genannten sind bereits erwähnt worden.

148, 23. René-Antoine de Réaumur (1683—1757), der Erfinder des Weingeistthermometers und seiner Skala, hat auch eine Insektenlehre veröffentlicht.

149, 7. Jean-George Noverre war Ballettmeister an der Oper.

149, 33. Der Abbate Fernando Galiani, Legationssekretär in Paris und Freund Diderots und der Encyclopädisten, war ein geistreicher Unterhalter; Rabelais, in seiner originellen Ausdrucksweise, vermittelt eigentümlich plastische Eindrücke.

150, 3. Pantalón ist der läppische Alte aus der italienischen Maskenkomödie, der sein ursprüngliches, altvenezianisches Kostüm mit den allzu langen Ärmeln und schleppenden Bein Kleidern des neapolitanischen Pulcinella vermengt hatte.

151, 5 f. Der Verfasser der gesinnungstüchtigen Analyse et Réfutation de divers Ecrits modernes contre la Religion, Abbé Gauchat, erlangte für seine Feindschaft gegen die Encyclopädisten eine schöne Pfründe von La Bruyère, dem Bischof von Orleans.

154, 15. Rameau hatte sich nach dem Tode seiner Frau in der That dem geistlichen Stande zugewendet; schwerlich aus Frömmigkeit, sondern um der sicheren Verpflegung willen, wie aus B. 18 hervorgeht.

154, 22. Von d'Alvergne wurde damals wahrscheinlich der Hercule mourant aufgeführt. Vgl. S. 156.

154, 25. Aus Vergils Aeneis VI, 743. Etwa: „Einen jeden von uns umspinnt sein Gespenst.“

154, 27. Der gelehrte Abbé, ein Freund d'Alemberts, war, statt in die Vesper zu gehen, ein so gewissenhafter Besucher der Oper, daß die Genossen diese seine Vesper nannten.

Über die Quellen Goethes zu seinen Anmerkungen (S. 155—196) hat Schlösser in seinem oben angeführten und öfters zu Rate gezogenen Buche „Rameaus Neffe“ 2c., Kap. 7, Auskunft zu geben gesucht und hervorgehoben, daß Goethe außer dem aus Rousseau für den Abschnitt Rameau (S. 185 bis 189) überetzten Extrait d'une Lettre à M. Grimm sur les Ouvrages de M. Rameau hauptsächlich Palissots Mémoires pour servir à l'Histoire de notre Littérature und die Vorreden und Anhänge in einer Ausgabe von Palissots gesammelten Werken benutzt hat. Für einzelnes kommen auch Marmontels Memoiren in Betracht. Der Leser wird aber den Eindruck erhalten, daß die Anmerkungen weniger positive Angaben darbieten, die nur aus Büchern stammen können, als vielmehr Gedanken und Urteile, zu denen Goethe sich während der Arbeit durch den Text angeregt fühlte. Diese Fülle von Geist ersetzt vollaus, was an Ausführlichkeit und Genauigkeit in den eilig zusammengestellten Artikeln etwa vermißt werden sollte. Die in der „Vorerinnerung“ 155, 9 angedeutete Absicht, die Anmerkungen einmal weiter auszuführen, ist nicht verwirklicht worden.

155, 12. Vgl. 74, 1. 145, 11.

155, 13. Carlo Broschi-Farinelli (1705—82) war der Sänger, dem seine Stimme einen Ministerposten in Spanien verschaffte.

155, 18. Vgl. 78, 1. 85, 10. 103, 8.

156, 21. Vgl. 154, 22.

156, 25. Vgl. 95, 2.

157, 1. Vgl. 81, 15.

157, 10. Vgl. 103, 27.

157, 16. Vgl. 103, 27. 142, 20 ff.

158, 5. Vgl. 96, 31 ff. 99, 23. 117, 15.

158, 26. Vgl. 102, 21.

159, 1. Vgl. 67, 12.

159, 3. Vgl. 124, 9.

159, 7. Vgl. 108, 17.

160, 8. Vgl. 122, 1 ff. 125, 10. 141, 22. 145, 12.

161, 8. Vgl. 63, 3. 95, 1. 108, 17.

162, 27 ff. Siehe 104, 6—8.

163, 13. Clément Marot (1495—1544), der Protestant, dessen Psalmen vielleicht noch am bekanntesten geblieben sind, während seinerzeit seine leichteren Dichtungen besonders berühmt waren.

163, 14. Michel de Montaigne (1533—92) vermehrte durch den Stil seiner Essais die Ausdrucksfähigkeit der französischen Sprache in Bezug auf Grazie und Energie, während der unbändige François Rabelais (1495—1553) sie durch kühne und originelle Neubildungen bereicherte.

164, 5. Unter dem Titel *Les sept Jours*, auch *La Semaine* und *La Création*. Sie wurden schon 1622 ins Deutsche übersetzt und überhaupt viel gelesen.

166, 27 f. Die letztgenannten Stücke sind von Calderon.

166, 29. Für die „barbarischen Avantagen“ nordischer bildender Kunst zeigte Goethe damals weniger Verständnis.

167, 1. Vgl. 52, 28.

167, 18 ff. Die in Anführungszeichen überlieferte Stelle scheint ein Zitat zu sein; seine Herkunft war nicht nachzuweisen.

168, 8. Vgl. 53, 10.

169, 20. Vgl. 85, 9. 103, 7.

171, 29. Niccolo Piccini (1728—1800), aus Bari, wurde als Vertreter der italienischen Oper dem deutschen Reformator der Oper, Gluck, gleichsam im Zweikampf entgegengestellt, als beide von der Direktion der Großen Oper in Paris den Auftrag erhielten, das Thema „Iphigenie auf Tauris“ zu komponieren. Zwischen ihren Anhängern erhob sich ein in der Musikgeschichte berühmter Streit, in dem die Grundsätze Glucks allmählich zu Anerkennung gelangten.

171, 31. Giovanni Paisiello (1741—1816), aus Tarantó, war ein überaus fruchtbarer Opernkomponist, der besonders im musikalischen Genre- und Mährstück glänzte. Bei dem Meister, der ihn verdrängte, ist wohl an Mozart zu denken, obgleich dieser schon 1791 starb, als Paisiello noch mitten im Schaffen war.

172, 34. Siehe Bd. 33, S. 205 ff.

173, 19. Vgl. 60, 19. 103, 27.

173, 28. Vgl. 63, 3. 64, 24. 95, 1. 96, 25. 102, 20. 108, 18. 113, 31 ff. 117, 20.

174, 10. In den „Philosophen“; vgl. 178, 12 ff.

174, 22. Pièce à tiroir, vgl. Bd. 21, S. 225, 24 nebst Anmerkung.

178, 1. So nannte man die geistreichen Salons von Paris.

178, 31 ff. Durch den Abdruck dieser Briefe als Zugabe zu seinen „Philosophen“ spottete Palissot, ohne zu wissen wie, seiner selbst in unbegreiflicher Weise.

179, 2. Jaucourt: ein Gelehrter aus Diderots Kreise und Mitarbeiter an der Encyclopädie.

179, 14. Helvetius verzichtete auf die sehr einträgliche Stelle eines Generalpächters.

180, 28. „Die Eifersucht, dieser tolle Wahn . . .“

180, 31. Die Préjugés légitimes von Chaumeix waren eine voreingenommene Kritik der Encyclopädie, die Sabatier in seinen „Drei Jahrhunderten“ allerdings lobte.

181, 7. Der Prediger Charles Cotin, ein Schönggeist, tritt als Trissotin in Molières Femmes savantes auf. In ähnlicher Weise wird Ménage verspottet, das Orakel der hyperästhetischen Salons; doch soll er durch die Aufführung der Précieuses ridicules bekehrt worden sein.

181, 17. Auguste de Thou (1553—1617), der einflußreiche und aufgeklärte Staatsmann Heinrichs IV., hinterließ die *Historiae sui temporis*.

181, 22. Die *Lettres juives* des Marquis Jean-Baptiste d'Argens, des späteren Akademiepräsidenten in Berlin, übten eine scharfe Kritik an den französischen Zuständen.

181, 27 ff. Julien de Lamettrie (1709—51), der Atheist, Verfasser des *L'Homme-machine* und Gesellschafter Friedrichs des Großen, wurde wie Maupertuis von Voltaire grausam verfolgt.

182, 4. Vgl. 103, 33.

182, 27. Carlo Graf Gozzi (1720—1806), der Dramatiker, der seine Stoffe gern aus Märchen entnahm, ist in Deutschland am bekanntesten geworden durch Schillers Übersetzung seiner „Turandot“.

183, 6. In der *Opéra comique*.

183, 21. *La Métromanie* ist eine Komödie, in der die Reimsucht gegeißelt wird.

184, 14 ff. Vgl. 104, 1 f.

184, 17. Vgl. 63, 3. 95, 2. 113, 34 ff.

185, 6. Es handelt sich um Jean-Philippe Rameau, den Onkel. Vgl. 52, 28 ff. 54, 28 ff. 57, 32 ff. 124, 10 ff. 141, 24. 145, 12 u. ö.

189, 14. Auch dieser Roman Diderots blieb zunächst ungedruckt und erschien in Deutschland früher als in Frankreich. Goethe ergötzte sich schon 1780 (vgl. an Merck 3. April) an dem Manuskript.

193, 26. Des Morellet *Préface de la Comédie des Philosophes* ou la *Vision* de Charles Palissot war so stark gewürzt, daß der Verfasser dafür im Gefängnis büßen mußte.

193, 32. Palissot starb wirklich erst 1814.

194, 4. Vgl. 99, 21.

194, 27. Vgl. 99, 22.

194, 27. John Law, der berühmte Begründer der Staatsbank und der Handelskompanie in Paris.

195, 1. Vgl. 60, 19.

195, 16. Vgl. 60, 30. 79, 28. 85, 8. 88, 23. 103, 8. 145, 8 ff.

Philipp Hackert (S. 197—342).

In den ersten Jahren der Vereinsamung nach Schillers Tode und unter dem Unbehagen der kriegerischen Zeit griff Goethe, auf dem die Vollendung des „Wilhelm Meister“ lastete und den das Problem der „Wahlverwandtschaften“ zu beschäftigen begann, nicht ungern nach einer leichteren Nebenarbeit. Am 28. April 1807 war der Landschaftsmaler Philipp Hackert in Careggi bei Florenz gestorben und hatte bestimmt, daß seine Aufzeichnungen, insbesondere eine Beschreibung seines Lebens, Goethe sollten zur Herausgabe überliefert werden. Goethe hatte ihn 1787 in Italien kennen und schätzen gelernt, und ein gewisser Zusammenhang zwischen beiden war seitdem bestehen geblieben. Er beruhte wohl hauptsächlich auf gegenseitiger Hochachtung und entschiedenem persönlichen Wohlwollen, wie denn Hackert ein kluger, klarer, bestimmter, ehrlicher und fleißiger Mann war und andererseits dem Zauber von Goethes alles Menschliche freundlich gebendem, freundlich empfangendem Wesen bei ungezwungenem Verkehr sich so leicht niemand entziehen konnte. Außerdem aber hielt Goethe die Kunst Hackerts ganz besonders hoch. Das ist uns nicht eben leicht begreiflich, denn Hackert trat wohl aus der im allgemeinen sehr manierierten und philiströsen Berliner Umgebung seiner Jugend als ein zwar harter, doch unbefangener frischer Realist nicht ungünstig hervor, geriet dann aber, in Italien, in eine völlig geistlose und dabei nicht eigentlich realistische, sondern nur pedantische Bedeutensmalerei, entkleidete die herrlichsten Landschaftsmotive ihres Reizes und verharrte in einem trostlos trockenen, geradezu blechnen und gänzlich unkoloristischen Vortrage. Daß Goethe, der um jene Zeit nichts heftiger angriff als die flache Nachahmung der Natur, diese künstlerische Armut Hackerts nur leise empfand und sie immer wieder vor sich selbst durch Enthusiasmus verdeckte, wird nur dann allenfalls verständlich, wenn wir uns seines eigenen Bestrebens erinnern, saubere und gegenständlich inhaltsreiche Landschaftsmotive zu zeichnen oder wenigstens, wie auf der Reise in Sizilien durch den trefflichen Kniep, sie von andern für sich zu dauernder

Anregung und Freude anfertigen zu lassen. In dieser Fertigkeit wurde Gädert damals wirklich kaum erreicht, und so imponierte er Goethe durch die Sicherheit seines Könnens; trat für diesen dann noch die dankbare Erinnerung an gemeinsam verbrachte schöne Tage, endlich auch die gerade in jenen Jahren erwachte Neigung zu biographischen Arbeiten und Rückblenden ins eigene Leben (aus denen alsbald „Dichtung und Wahrheit“ entstehen sollte) hinzu, so war der Entschluß, das Andenken des gestorbenen Freundes zu verewigen, bald gefaßt.

Nach längeren Streitigkeiten mit den Intestaterben Gäderts, die die ihrem Bruder zugedachte Ehre nicht zu würdigen wußten, ging Goethe Mitte November 1810 an die Arbeit; Anfang April 1811 war sie vollendet und erschien in demselben Jahre bei Cotta unter dem Titel „Philipp Gädert. Biographische Skizze, meist nach dessen eigenen Aufsätzen entworfen von Goethe.“ In Goethes Werke ging sie erst 1830 unter dem Titel „Philipp Gädert“ über.

Die Aufgabe Goethes war zunächst, Gäderts in recht nachlässigem und verderbtem Deutsch geschriebene Autobiographie und die theoretischen Aufsätze über Malerei, die sich anschließen, durch Überarbeitung lesbar zu machen; er tat dies, an Cellini und Diderot geübt, mit feinem Gefühl für das Unmittelbare, Frische und Naive in Gäderts, des literarisch ungebildeten Künstlers, Ausdrucksweise. Fast Satz für Satz hat er, wenn wir nach Gäderts Schreibweise in Briefen und Aufsätzen urteilen dürfen, das Manuskript korrigiert, für Periodenbau und Übergänge gesorgt, Wiederholungen und Breiten getilgt; doch hütete er sich vor Gelehrsamkeit und Glätte des Stils und ließ manche halbitalienische Wortbildungen und sogar einige auffallende Italianismen (wie z. B. „Secretarie di Casa Reale“ 258, 31 und „Minister von Casa Reale“ 259, 18), auch volkstümliche Formen wie „ein schön Bild“ u. dgl. gewiß absichtlich stehn. Dann aber vermehrte er den Text, wie er schon bei „Winkelmann“ getan hatte, durch Einschüßel, indem er, ohne strenge Notwendigkeit, ein mit Riemers Hilfe aus dem Englischen übersetztes Tagebuch des gebildeten Kunstfreundes Richard Payne Knight über dessen Reise durch Sizilien einfügte,

Heinrich Meyer zu einem Beitrage „Haders Kunstcharakter und Würdigung seiner Werke“ veranlaßte und selbst noch einige Abschnitte anschloß. Auf eine Widmung an die Erbprinzessin Maria Paulowna folgen in Goethes Anordnung die Lebensbeschreibung Haders bis 1777, danach jenes Tagebuch Knights, und nach diesem die Fortsetzung der Biographie, meist in Form von Anekdoten und kurzen Berichten, mit einem Schluß von Goethes Hand und den „Nachträgen“. In unserer Ausgabe sind die Widmung und der Schluß des Ganzen, ein Katalog der von Hader hinterlassenen Gemmen, als ein gleichgültiger, das Tagebuch des Engländers als ein fremdartiger Bestandteil ausgeschieden worden; ebenso fielen aus den „Nachträgen“ der Aufsatz Heinrich Meyers, als von fremder Hand verfaßt und von Goethe nur durchgesehen, fort. Der Ton dieser Charakteristik ist allerdings merkwürdig genug: wenn Bileam zu fluchen auszog und in das Segnen geriet, so hatte Meyer loben wollen, konnte aber nicht umhin, Punkt für Punkt die Erfindung, Anordnung, Kolorit, Beleuchtung und Ausführung in Haders Bildern mehr oder weniger anzugreifen, während er nur die Zeichnung rückhaltlos anerkannte: ein interessantes Symptom dafür, in wie hohem Grade Goethes sonst so scharfes ästhetisches Urtheil in diesem Falle durch persönliches Interesse, das bei Meyer weniger stark vorhanden war, gedämpft wurde.

Die Aufnahme des Werkes bei dem Publikum war eine recht kühle. Goethe tröstete sich mit dem Gedanken, manches Gute und Nützliche werde von den Sandwehen des Tages zugedeckt, komme aber, wie Bernstein, doch wieder einmal zum Vorschein.

197, 5. Die Markgrafen von Brandenburg-Schwedt hatten ihre Residenz in dem nicht weit von Prenzlau liegenden Städtchen Schwedt und hielten daselbst einen zu Zeiten recht üppigen Hofhalt, zu dem denn auch ein Maler gehörte. Die älteren Generationen der Künstlerfamilie Hader sind sonst nicht bekannt geworden.

198, 31. Welcher Glume gemeint ist — es gab damals außer einem Maler zwei Bildhauer dieses Namens — bleibe unentschieden.

199, 18. Blaise le Sueur (1716—82), als Direktor der Königlichen Akademie der Künste (1751) Nachfolger des alten Wendemann, ließ das ihm anvertraute, vom Könige sehr vernachlässigte Institut vollends herunterkommen und beschäftigte sich hauptsächlich mit Privatarbeiten für eine Tapetenfabrik.

200, 1 ff. Hofrat Trippel und der Fabrikant und Sammler Gogkowsky, der in Berlin berühmte „patriotische Kaufmann“, wurden von Friedrich dem Großen oft als Agenten für Kunstanschaffungen verwendet; über Oesterreich, den Direktor der Gemäldegalerie von Sanssouci in Potsdam, vgl. die Anmerkung zu 22, 24.

200, 10. August Quersurt († 1761), ein Augsburger, Schüler des Rugendas, malte auch Tierstücke.

200, 22 f. Alle diese Maler gehören dem siebzehnten Jahrhundert an und stehen, ohne Italiener zu sein, unter dem Einfluß der italienischen Landschaft, die sie idealisierten und entweder, wie Claude Lorrain (1600—82), der bedeutendste unter ihnen, in der Richtung auf das Heroische, oder aber in der auf das Genrehafte ausbildeten.

200, 30. Zwei dieser Ansichten aus dem Berliner Tiergarten, Ölgemälde von derber Naturwahrheit, sind in königlichem Besitze erhalten; es sind die 202, 26 ff. genannten, doch stellt eines von ihnen „die Zelten“ dar.

201, 29. Wagner war Lehrer der mathematischen Wissenschaften an der Akademie der Künste und hatte dort nicht nur Künstler in der Perspektive, sondern auch Feldmesser und Optiker in ihren Wissenschaften auszubilden.

201, 33. Gleim und Ramler sind die bekannten Dichter, deren preussisch-patriotische Gefänge für die Stimmung während der Kriege Friedrichs des Großen nicht ohne Bedeutung waren.

202, 1. Über Sulzer vgl. die Anmerkung Bd. 33, S. 292 f. Die kunsttheoretischen Schriften dieses Weltweisen schädigten mehr das Laienpublikum als die Künstler, von denen sie bei aller Verehrung doch nicht eigentlich für die Praxis verwendet werden konnten: denn kein Künstler schafft ohne weiteres nach gedruckten Vorschriften.

202, 18. Der österreichische General Gaddit besetzte Berlin im Oktober 1757.

203, 15. Spalding, der bekannte freisinnige Geistliche, kam 1764 als Propst nach Berlin.

204, 15 f. Der Titel lautete in der Originalausgabe von 1645 *Traité des Manières de graver en Taille douce*.

204, 22. Aus Schweden brachte Gadert sechs radirte Ansichten mit, die er dem Baron Olthoff widmete. Von seinen Dekorationsarbeiten in Stralsund ist nichts mehr bekannt.

205, 3. Dunker wurde ein tüchtiger Kupferstecher.

206, 7. Joseph-Marie Vien (1716—1809), Historienmaler und Stecher, ein Vorläufer des Klassizismus, den sein Schüler Jacques-Louis David ausbildete. Noël Hallé, ein weniger bedeutender Maler.

206, 10. Johann Georg Wille (1715—1808), bei Gießen geboren, berühmter Kupferstecher, lebte dauernd in Paris.

206, 25. Pérignon war ein Maler, Grimm ist vermutlich der in Bd. 33, S. 243, 32 erwähnte Literat.

207, 3. Der schwedische Adel zerfiel in die russisch gesinnte Partei der Mützen und in die zu Frankreich haltende Partei der Hüte.

207, 27. Johann Georg Wagner (1744—66) aus Meissen, Schüler von Dietrich und Joseph Noos.

207, 31. François Boucher (1703—70), der letzte Herrscher über den Geschmack im ancien régime.

208, 23. Claude-Joseph Vernet (1714—89), berühmter Marinemaler, dessen Hafenansichten besonders bekannt waren.

208, 30. Charles-Nicolas Cochin (1715—90), Kupferstecher und künstlerischer Regisseur der Hofestlichkeiten.

210, 12. Papst Clemens XIII. starb am 3. Februar 1769, sein Nachfolger wurde Clemens XIV. Ganganelli.

210, 15. Annibale Carracci (1560—1609) malte mit Hilfe seines Bruders Agostino und anderer Schüler die prachtvoll dekorative Decke einer geschlossenen Galerie im Palazzo Farnese und fügte mythologische Gemälde in reiche Architektur ein.

210, 17. Johann Tobias Sergell (1736—1816), aus Stockholm, der der schwedische Thorwaldsen genannt werden kann, bildete sich damals in Rom aus. Er wurde später Akademiedirektor in seiner Vaterstadt.

211, 13. Dieses Schäferspiel soll nach andren Nachrichten zuerst in Crema (1596) aufgeführt worden sein. Giovanni Battista Guarini aus Ferrara lebte von 1537 bis 1612.

211, 29. Diese Stelle ist ein Beleg mehr dafür, daß es Freilichtmalerei weit eher gegeben hat, als ihre Gegner neuerdings behaupten.

211, 34. Johann Friedrich Reiffenstein, ein gut unterrichteter Kunstfreund, war Goethe in Rom gefällig. Hackert widmete ihm einige Radierungen aus der Gegend von Neapel. Er starb 1795.

212, 31. Sir William Hamilton wird von Goethe in der „Italienischen Reise“ öfters erwähnt; er arbeitete zu jener Zeit an seinem großen Werke über die Vulkanbildungen bei Neapel, das 1769—79 unter dem Titel *Campi Phlegrei* (s. 213, 3) erschien.

213, 16. Der Maler Salvator Rosa (1615—73), ein geborener Neapolitaner, bildete die zwar grottesken, aber im ganzen doch heiteren Schluchten und Klüften seiner Heimat zu großartig wilden Phantasiestücken um.

214, 6. Tschesme ist ein Hafen an der Westküste von Kleinasien, gegenüber Chios.

217, 12. Der Beifall der Seeoffiziere hätte den Künstler über den Kunstwert seiner Arbeiten wohl beunruhigen können, hätte er nicht, wie jene Fachleute, die Genauigkeit in der Wiedergabe aller Einzelheiten für das Wesentliche gehalten. Wer die Gemälde — heute im Schlosse Peterhof — kennt, darf sich darüber wundern, wieviel Aufhebens hier und S. 314—319 von ihnen gemacht wird.

219, 25. Dulcigno, die ehemals kriegerische und seeräuberische Hafenstadt in Montenegro.

220, 19. Die Malerin Angelika Kauffmann (1741—1807) lebte 1766—80 in England, dann in Rom, wo sie auch Goethe malte.

221, 10. Über Raphael Mengs vgl. die Anmerkung zu 25, 19.

221, 21. Daniel Berger war ein akademischer Künstler ohne größere Bedeutung.

222, 12. Pius VI. Braschi war 1775 Clemens dem XIV. gefolgt.

222, 16. Bali ist die italienische Form für Bailli, eine Würde im Johanniterorden.

222, 21. Volpato (1738—1803) betrieb den Kupferstich im großen: er stach unter anderem sechs Blätter nach Raffaele's Stanzbildern und gab die Loggien desselben Meisters heraus.

226, 31. Der Kardinal war französischer Gesandter in Rom.

227, 10. C—e: coglione in der Bedeutung „Tölpel“, vgl. 108, 21 nebst Anmerkung.

228. Über Gore vgl. S. 307—314. — Knight hat durch ein Versehen Hackerts in den älteren Goethe-Ausgaben den Taufnamen Henry erhalten, der in der unsrigen durch die richtigen ersetzt ist. Vgl. S. 304 ff.

228, 31. An dieser Stelle war Knight's Tagebuch einer Reise nach Sizilien eingeschoben; vgl. o. S. 380.

229, 28. Die Galerie befindet sich im Kasino der Statuen.

230, 5. Maria Carolina von Oesterreich, die intrigante Gemahlin König Ferdinands IV.; ihre Schwester Marie Christine war die Gemahlin des Herzogs von Sachsen-Teschen. Die zehn Bilder stellten Ansichten der dem Horaz zugeschriebenen Ruinen in Vicenza dar.

230, 23. Großfürst Paul, Sohn Katharinas II., und Maria Feodorowna von Württemberg.

232, 7. Der im folgenden oft genannte Ort San Teocio liegt bei Caserta im Gebirge.

233, 12. Der König hatte zwar gewisse gute Anlagen, war aber ungebildet und zur Regierung, die er seiner Gemahlin und deren Günstlingen überließ, durchaus unfähig. Der kluge Hackert schweigt wohl mit Absicht über die unverantwortliche Miswirtschaft des Herrschers, dessen beschränkte Härte das Volk zum Anschluß an die Revolution trieb.

235, 13. Unter Galeoten sind hier leichte Ruderfahrzeuge mit Segeln zu verstehen.

236, 3. Al Zingaro bedeutet, wie aus 237, 28 hervorgeht, den Ort, an dem die Jagd stattfand. Goethe hat öfters den von Hackert gebrauchten italienischen Artikel stehen lassen, wie z. B. auch 236, 13 al Fusaro.

236, 6 f. Joseph II. kam 1783 von Rom aus, wo er den Papst besucht hatte, nach Neapel; in demselben Jahre erschien dort auch Gustav III.

237, 13. Statt „im“ sollte es „am“ heißen, denn der Pavillon war nicht im Wasser des Sees erbaut.

237, 25. „der Pallieser“: dieser Ausdruck ist unerklärt geblieben.

239, 9. Acton war Minister.

239, 20. Der Palast gehörte dem Könige.

242, 17. Tanntiere = Damwild.

244, 23. Über Paesello vgl. die Anm. zu 171, 31.

245, 18. Tonno = Thunfisch.

251, 30. Wenn „Leopold“ nicht für „Joseph“ verschrieben ist, wie die Beziehung auf den Fall von Belgrad (1789) wahrscheinlich macht, so spielte diese Geschichte zwischen 1790 und 1792.

253, 3. Die Secretarie: das Bureau.

255, 31. Giunta: Stadtrat.

258, 10. Marchese Lodovico Benuti war Porträtmaler.

258, 11. Durch Aussterben des fürstlichen Hauses Farnese war 1731 der Besitz desselben an die Bourbons gefallen.

260, 4. Die Farnesischen Gärten in Rom und die Villa Madama gehörten ebenfalls zu der Erbschaft.

260, 11. Friedrich Andres, aus Böhmen, war ein Schüler von Mengs.

260, 17. Capo di Monte ist das königliche Schloß auf der Höhe nordöstlich über Neapel.

264, 3. Granai = Kornspeicher.

264, 25. Carlo Antonio Porporati war 1740 geboren, also nicht eben alt; er lehrte übrigens bald nach Turin zurück.

265, 29. Wilhelm Morghen, ein Bruder des bekannteren

Raphael Morghen, wurde Direktor der Kupferstecherschule in Neapel.

266, 28. Daniele war Sekretär des Ministers di Marco.

271, 7. Spagnuolismo: der Titel Don ist spanisch.

272, 2 f. Grado und Aloja waren Stecher von neapolitanischen Ansichten.

274, 17. Bonito, Direktor der Kunstakademie, und Fischetti waren Maler aus Neapel; sie arbeiteten am Schlosse von Caserta, dessen Einrichtung langsam fortschritt und nie vollendet worden ist.

274, 24. Maron war Maler und Schüler von Mengs.

275, 11. Tappezzerie = Tapezierwerkstatt.

276, 22. Prinzessin Theresie heiratete 1790 den verwitweten Franz I., Luise den Großherzog Ferdinand III.

278, 5. Johann Heinrich Wilhelm Tischbein (1751 bis 1829), der Bedeutendste der großen hessischen Künstlerfamilie; er war 1782 nach Rom, 1787 nach Neapel gekommen. Seine Ernennung zum Akademiedirektor daselbst erfolgte 1790. — Donna Carolina ist die Marchesa Vivenzio.

279, 17. Kommanderie = Ordensspründe.

279, 18. Profeß = Ablegung des Ordensgelübdes.

282, 23. „Konradin empfängt sein Todesurteil“; das Original befindet sich in der Galerie zu Gotha.

282, 32. Tavolozze = Bretter.

284, 12. Clairobscur und Camajeu sind Malerei mit den verschiedenen Nuancen einer einzigen Farbe, nur daß bei ersterem noch kräftige Lichter aufgesetzt werden.

284, 27. Auripigment: eine gelbe Malerfarbe.

285, 7. Die Studien waren ursprünglich eine Reiterkaserne; heute befindet sich das Museo Nazionale in dem Gebäude.

288, 23. Luigi Vanvitelli (1700—73), der Erbauer des Schlosses von Caserta, war einer der letzten Vertreter des wahrhaft majestätischen römischen Barocks, von dem Francesco Borromini (1599—1667) sich virtuosenhaft entfernt hatte.

289, 4. Rossi war hauptsächlich in Palermo tätig.

294, 16. sul Vomero: auf dem Berge Vomero über Neapel.

295, 12. Die Katastrophe bestand in der Besetzung Neapels durch die Franzosen, die der König, auf Betreiben der englisch gesinnten Königin, in Mittelitalien angegriffen hatte, und in der Flucht des Königs nach Palermo im Januar 1799. Die Neapolitaner ließen sich jedoch ihre Partenopeische Republik nur fünf Monate lang gefallen, und im Juli war die Bourbonenherrschaft wieder hergestellt.

301, 23. Chaptal lehrte in seiner *Chimie appliquée à l'Agriculture* den Wein durch kohlenfauren Kalk und Zucker zu verbessern.

305, 6 ff. Swinburne, Reise durch beide Sizilien u. s. w., aus dem Englischen von J. N. Forster, 1785. — Freiherr von Niedesfel, Reise durch Sizilien und Großgriechenland, 1769. — Brydone, Reisen durch Sizilien und Malta. Aus dem Englischen, 3. Ausgabe 1783. — Graf von Borch, *Lettres sur la Sicile et sur l'Île de Malthe*, 1782. — Bartels, Briefe über Kalabrien und Sizilien, 1787–92. — Münter, Nachrichten von Neapel und Sizilien, 1790. — Friedrich Leopold Graf Stolberg, Reise in Deutschland, der Schweiz, Italien und Sizilien, 1794. — Spallanzani, Abriß einer Reise nach den flegrischen Gefilden, dem Atna und den äolischen Inseln 1791; Reise in beide Sizilien und einige Gegenden der Apenninen, 1795–98. — Houel, Reise durch Sizilien, Malta und die liparischen Inseln, 1797–1809.

306, 18. Gore und Knight.

307, 21. Ein großer Teil des Abschnittes über Gore ist von Goethe aus einem englischen Manuskript von unbekannter Herkunft übersetzt worden.

313, 6. Georg Melchior Kraus war Direktor des freien Zeicheninstituts zu Weimar.

314, 28. Dieser Abschnitt ist die Übersetzung eines französisch geschriebenen Aufsatzes von Haderk.

315, 3. Kapitän Pascha ist aus dem türkischen Titel Kapudan Pascha (Großadmiral) von Haderk mißverstanden und von Goethe beibehalten worden.

315, 20. Tri Swetiteli = „Die drei Prälaten“.

315, 28. Trierarcha = „Der Trieren- (oder Galeeren-) Kapitän“.

316, 1. Ne tron menja = „Nähr' mich nicht an“.

318, 2. Nadeschda = „Die Hoffnung“.

321, 8 f. Eumachell-Marmor = Muschelmarmor.

323, 6. Die Camera obscura, die auch Gore gern benutzte, (vgl. 313, 2), ist ein Kasten, in den auf eine matte Glas-scheibe projiziert wird, was eine verkleinernde Objektivlinse von der Außenwelt aufnimmt; das auf der Scheibe entstandene Bild wird mit Bleistift auf ihr nachgezeichnet, oder es wird auf Papier kopiert.

324, 6. Eben dieser feine Silberton wird in Gadert's Arbeiten nur zu oft vermischt.

325, 25. Die im Vorstehenden gegebenen praktischen Winke können leicht als auf eine bei allem Naturstudium doch manieristische Kunstübung hinzielend mißverstanden werden, und das dreifache „muß“ am Ende des Abschnittes bringt wirklich eine ansehbare Theorie; aber die folgenden Ausführungen enthalten doch im wesentlichen das, was auch heute als richtig gilt. Daß Gadert trotz dieser Erkenntnis auch in seiner Reisezeit nicht viel leistete, ist an sich nicht wunderbar: nicht die Einsicht macht den Künstler, sondern die selbständige Auffassung und die schöpferische Nachbildung des scharf Erschauten unterscheiden ihn vom Handwerker und Fabrikanten.

330, 11 ff. Nicolas Poussin (1594—1665), aus Villers in der Normandie, war nicht eigentlich Landschaftler, sondern der von der römischen Natur und von den italienischen Klassikern der Malerei beeinflusste, aber doch selbständig gebliebene Schöpfer des französischen Idealismus im Historienbilde und auch in der Landschaft; sein Schwager Gaspard Dughet gen. Poussin (1613—75) wurde ein Meister der idealen, dekorativen Landschaft. Carracci, d. h. wohl Annibale, und Domenico Zampieri (1581—1641) haben die Landschaft für ihre Historienbilder im akademisch-monumentalen Stile benutzt.

332, 27. Filippo Lauri (1623—94) gehörte der römischen Schule des Sacchi an.

333, 27. Jean Voltaire, ein französischer Marinemaler, der nach Italien übergesiedelt war.

334, 7. Weder Salomon Delane, noch die 334, 9 und 334, 12 genannten Forrester und Dan sind als bedeutende Künstler bekannt; auch von Lusieri (334, 14) weiß man nur, daß er künstlerischer Begleiter vornehmer Engländer auf Reisen in den Orient war.

336, 12. *Le Paysage de la Peur*, ein jetzt verschollenes und nur durch einen Stich uns bekanntes Gemälde, das einen Jüngling in der Umschlingung einer Schlange und zwei Fliehende darstellt.

338, 16. Auch dieser Brief ist von Goethe völlig überarbeitet worden; vgl. S. 380.

339, 34. Bister ist eine braune Farbe; unter Bisterluft versteht Haderik die mit äzendem Rauch erfüllte Atmosphäre.

340, 21. Grimaldi, der Bologneser (1608—80), war Landschaftler, aber Schüler des Annibale Carracci.

340, 33. Nicolas Bogue (1755—1839) lebte in Rom als Landschaftsmaler und Stecher.

341, 34. François Fabre (1766—1837) aus Montpellier, ein Schüler Davids, lebte in Rom und kehrte wieder dahin zurück, nachdem die Unruhen, denen der französische Gesandte Bassville zum Opfer gefallen war, sich gelegt hatten.

342, 10. ff. Über die im letzten Abschnitt genannten Künstler ist nichts zu berichten.



Inhalt des vierunddreißigsten Bandes

Schriften zur Kunst. Zweiter Teil

	Seite
Winkelmann 1805	3
Nameaus Neffe 1805	49
Philipp Hackert 1811	197
Anmerkungen	343

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

LG

G599He/

118217

Author Goethe, Johann Wolfgang von

Title Sämtliche Werke (Hellen)

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED

Lowell Martin

